Erinnerungen

an die

vier letzten Päbste und an Rom

während ihrer Regierungszeit.

Erinnerungen

an die

vier letzten Päbste und an Rom

während ihrer Regierungszeit.

Von

Sr. Em. Cardinal Wiseman.

Aus dem Englischen

von

Dr. G. Fink.

„Romae nutriri mihi contigit atque doceri.“ — *Horaz.*

Schaffhausen.

Verlag der Fr. Hurter'schen Buchhandlung.

1858.

Schnellpressendruck der J. G. Sprandel'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Vorwort.

Dieses Werk bedarf kaum einer Vorrede außer dem einleitenden Gegenstand, der in den ersten Capiteln enthalten ist; einige wenige Worte werden also hier genügen.

Jeder Leser wird in diesem Buch eine Auffassung des behandelten Stoffes erwarten, die von der Darstellung anderer Schriftsteller abweicht. Touristen, Politiker, Professoren und Zeitungsschreiber haben über die hier erwähnten Personen und Ereignisse Ansichten zu Markte gebracht, denen unsere Anschauung häufig widerstreitet. Alles was man in einem solchen Fall thun kann ist, daß man eine unparteiische Abwägung der Beweisstücke fordert. Können diese Schriftsteller oder Redner sagen, daß sie bei dem was sie schreiben zugegen gewesen und es mit eigenen Augen angesehen, oder daß sie sich die Mühe gegeben die auf bloßem Hörensagen beruhenden Beweise, welche sie als vollwichtig angenommen haben, zu prüfen und zu erwahren? Jedenfalls hängt hier die Glaubhaftigkeit eines Schriftstellers von der Aufrichtigkeit seiner Anschauungen und der Zuverläßigkeit seiner Mittheilungen ab. Wenn sich in einem Detail Ungenauigkeit eingeschlichen hat, so kann dieß, da die Erzählung eine so lange

Periode beschlägt, den Auffassungen, die auf der fortgesetzten Beobachtung einer weit größeren Menge von Ereignissen beruhen, als man speziell zu beschreiben vermöchte, keinen Eintrag thun.

Dieß ist keine Geschichte, keine Reihenfolge von Biographien, kein Tagbuch und auch kein sogenanntes Memoirenwerk. Es ist derjenige Theil eines großen ergreifenden Gemäldes, den das Auge eines einzigen Menschen auffassen konnte, und der in seinem Gedächtniß haften blieb; derjenige Theil desselben, der ihm am nächsten kam, ihn am meisten berührte, seine Gefühle am tiefsten in Anspruch nahm. Er hat von Allem dem eine getreue Beschreibung zu geben sich bemüht, indem er so lebhaft als möglich die Eindrücke zurückrief, die jeder einzelne Gegenstand zur Zeit, als er an ihm vorüberging, hervorbrachte. Und möge diese aufrichtige Darstellung eines einzigen Zeugen ihren Platz unter den Materialien eines zukünftigen Geschichtschreibers finden, der vielleicht vorzugsweise nach denjenigen suchen wird, die nicht aus anonymen Quellen und untergeordneten Beweismitteln hervorgehen, sondern von Leuten herstammen, welche beschreiben was sie mit ihren eigenen Augen gesehen, mit ihren eigenen Ohren gehört, mit ihren eigenen Händen befühlt haben, von Leuten, die selbst auf die Gefahr der Impopularität hin kein Bedenken tragen ihre Angaben zu unterzeichnen.

Es mag gesagt werden, jedes Gemälde müsse eine dunklere und schattigere Seite haben: es müssen inner- und außerhalb der Mauern Roms sowohl als Troja's viele Verbrechen vorgekommen sein, die hier nicht einmal erwähnt sind; es müssen sowohl Männer von gottlosem Wandel, als solche die mit allen christlichen Tugenden geschmückt sind, dagewesen sein, ohne daß man hier auf sie anspielt; es muß viel Laster, Verdorbenheit, moralisches und physisches Elend gegeben haben, ohne daß es einen Theil unserer Beschreibung bildet. Ganz richtig; ohne Zweifel war und ist

noch jetzt Alles das in Hülle und Fülle vorhanden. Aber es fehlt nicht an Personen, die das festhalten und es dem Publicum in der glühendsten oder auch widerlichsten Färbung vorführen. Vorausgesetzt daß sie wirklich Selbstgesehenes beschreiben, so thut das nichts zur Sache; der Geschichtschreiber mag die verschiedenen und widerstreitenden Elemente wahrhaftiger Zeugen zusammenstellen und in Einklang bringen. Aber dem Autor wären solche Erzählungen unmöglich gewesen. Er hat kein Gedächtniß für Geschichten von abschreckender Bosheit oder für Gemälde von absonderlicher Erniedrigung. Er hat viel von dem Volk, von den Aermsten aus Stadt und Land, in den Spitälern gesehen, wo er sich Jahre lang glücklich schätzte ihren geistigen Bedürfnissen zu Hilfe zu kommen, und er könnte von diesen Leuten just eben so viel erbauliche Anecdoten als Erzählungen von Verbrechen und tiefem Weh zum Besten geben. Und was lasterhafte Personen betrifft, so war es sicherlich eine gütige Vorsehung, die seine frühe Jugend vor schlechter Gesellschaft bewahrt hat. Er kann mit Aufrichtigkeit hinzufügen, daß er später solche nicht gesucht. Seine Vertrauten und Freunde waren natürlich diejenigen, die in derselben Schule wie er herangebildet wurden, und unter den Bekannten aus seinem Leben in der Fremde erinnert er sich kaum eines Einzigen, von dem er wußte oder glauben konnte, daß sein Wandel oder seine Grundsätze unsittlich gewesen seien. Hätte er sie so gefunden, so hofft er, daß die Bekanntschaft bald ein Ende genommen hätte.

Seine Blicke waren daher den Tugendhaften zugewandt; ihre Bilder prägten sich gewöhnlich dem Auge seines Geistes ein, und die Reihenfolge von diesen bildet die angenehmen Erinnerungen vieler Jahre. Von Andern kann er nicht sprechen, und wenn er es auch könnte, so würde es seinem Gefühl widerstreben. Möge das Werk daher für das aufgenommen werden

was es wirklich ist, für eine Zusammenstellung der Erinnerungen an vier wahrhaft gute und tugendhafte Männer, sowie an solche Scenen, worin sie sich natürlich bewegten, und an Personen, denen sie instinctmäßig ihre Liebe und Hochachtung weihten.

London im März 1858.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Theil. — Pius VII.

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Drittes Capitel.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Zweiter Theil. — Leo XII.

Dritter Theil. — Pius VIII.

Vierter Theil. — Gregor XVI.

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Sechstes Capitel.

Erster Theil.

Pius VII.

Pius VII.

Erstes Capitel.

Des Autors erste Ankunft in Rom.

Es war am 18. December 1818, als der Verfasser dieses Werks in Gesellschaft von fünf andern Jünglingen in Rom ankam. Unsere Bestimmung war das englische Collegium zu colonisiren, nachdem es beinahe ein Menschenalter hindurch verödet und unbewohnt dagestanden.

Dieß geschah lange bevor ein einziger Dampfer im Mittelmeer erschienen oder auch nur zwischen den französischen und englischen Küsten hin- und hergefahren war. Die Landreise durch Frankreich, über die Alpen und Italien hinab war damals ein furchtbares Unternehmen und erforderte persönliche und materielle Hilfsmittel, die mit den Zwecken unserer Reise kaum im Einklang standen. Eine Seereise von Liverpool nach Livorno wurde daher für die einfachste Methode gehalten, um eine Gesellschaft von zehn Personen aus England nach Italien zu bringen.

Es ist nicht die Absicht dieses Werkes die Abenteuer und Gefahren der Seefahrt und der darauf folgenden Landreise zu beschreiben, obschon sie Manchem ein Lächeln abnöthigen dürften. Es genüge zu sagen, daß die Einschiffung am 2. Oktober und die Ankunft spät im December stattfand; daß die Fahrt von Savona nach Genua vierzehn Tage, die von Genua nach Livorno eine Woche wegnahm; daß auf der Höhe des Caps St. Vincent ein Mann über Bord fiel und ertrank; daß ein Hund an Bord aus Mangel an frischem Wasser wüthend wurde und glücklicher Weise, nachdem er die Verdecke geräumt, in die See sprang oder glitt; daß das Schiff einmal wenigstens brannte, und daß sämmtliche Passagiere beinahe ums Leben kamen durch einen plötzlichen Windstoß in der Ramsaybucht, in welche sie durch einen Sturm getrieben wurden und wo sie natürlich landeten: so wird der Leser, der jetzt die ganze Reise in vier Tagen machen kann, nachsichtig begreifen, wie lieblich in den Ohren dieser jugendlichen Passagiere die übliche Ankündigung klingen mußte, die sich in des Vetturins ausgestreckter Peitsche und seinem wohlbekannten Ausruf: Ecco Roma! verkörpert.

Für einen lassum maris et viarum, wie Horaz, brachten diese Worte die erste Verheißung herannahender Ruhe, die einzige Versicherung nach monatlicher Heimathlosigkeit, daß der Hafen erreicht war, wo er sich wenigstens für die nächsten Jahre ruhig Pflichten widmen konnte, die ihm noch einmal so willkommen erschienen. Nur einige wenige Meilen beschwerlicher Hügel, von denen jeder von seinem Gipfel aus eine umfassendere und majestätischere Skizze dessen gab, was in solcher Ferne Rom ausmachte, d. h. der großen Kuppel, nicht der Kirche, sondern der Stadt, deren einzig erkenntlicher Theil wie eine riesige Bergspitze in den klaren Winterhimmel

hineinragte — und die lange Reise ist beendigt, beendigt mit der vollen Verwirklichung theuer gehegter Hoffnungen.

Wenigstens für einige von den sechs Ersten, die an diesem Tag hereinkamen, während die Uebrigen gemächlicher nachfolgten, war Rom kein neuer Gedanke gewesen. Ehe noch Jemand auf die Idee gekommen war das englische Collegium daselbst wieder herzustellen, hatten seine Geschichte, seine Topographie, seine Alterthümer den Vereinigungspunkt einer kleinen Schulgesellschaft gebildet, die sich dieser Königin der Städte weihte, während der Traum ihres Sehnens die Hoffnung gewesen war eines Tags mit eigenen Augen zu sehen, was ihnen damals nur durch Hörensagen von Touristen und durch fabelhafte Pläne bekannt sein konnte. Wie schwach muß die Hoffnung auf Erfüllung dieses Traumes gewesen sein, wenn sie eine Reise bedingte, die dreimal so lang war als jetzt die nach Amerika, und mit der zusätzlichen Landreise ungefähr eben so lang als eine große Kreisbogenfahrt in einem Clipper nach Neuseeland!

Wir haben oben gesagt maris et viarum, denn die Landwege waren ungefähr eben so beschwerlich und gefährlich als der breite Pfad des Oceans. Es gibt oder gab wenigstens damals Landhaifische, die nicht minder schlimm sind als die Haifische in der See. In dem kleinen elenden Wirthshaus zu Pontedero warnte uns der Vetturino, ohne Grund, wie wir wirklich glauben, wir sollten unsere Thüren verschließen; und da wir damals noch mehr mit Pantomimen als mit Worten sprachen, so zog er mit einem höchst liebenswürdigen Gesichtsausdruck seine Hand über seine Schilddrüse. In Florenz jedoch erhielten wir natürlich die Versicherung, daß die Straßen sehr gefährdet seien, und wir bekamen zwei Beweise davon zu sehen, die inzwischen zugleich einiges Gegen-

Es ist nicht die Absicht dieses Werkes die Abenteuer und Gefahren der Seefahrt und der darauf folgenden Landreise zu beschreiben, obschon sie Manchem ein Lächeln abnöthigen dürften. Es genüge zu sagen, daß die Einschiffung am 2. Oktober und die Ankunft spät im December stattfand; daß die Fahrt von Savona nach Genua vierzehn Tage, die von Genua nach Livorno eine Woche wegnahm; daß auf der Höhe des Caps St. Vincent ein Mann über Bord fiel und ertrank; daß ein Hund an Bord aus Mangel an frischem Wasser wüthend wurde und glücklicher Weise, nachdem er die Verdecke geräumt, in die See sprang oder glitt; daß das Schiff einmal wenigstens brannte, und daß sämmtliche Passagiere beinahe ums Leben kamen durch einen plötzlichen Windstoß in der Ramsaybucht, in welche sie durch einen Sturm getrieben wurden und wo sie natürlich landeten: so wird der Leser, der jetzt die ganze Reise in vier Tagen machen kann, nachsichtig begreifen, wie lieblich in den Ohren dieser jugendlichen Passagiere die übliche Ankündigung klingen mußte, die sich in des Vetturins ausgestreckter Peitsche und seinem wohlbekannten Ausruf: Ecco Roma! verkörpert.

Für einen lassum maris et viarum, wie Horaz, brachten diese Worte die erste Verheißung herannahender Ruhe, die einzige Versicherung nach monatlicher Heimathlosigkeit, daß der Hafen erreicht war, wo er sich wenigstens für die nächsten Jahre ruhig Pflichten widmen konnte, die ihm noch einmal so willkommen erschienen. Nur einige wenige Meilen beschwerlicher Hügel, von denen jeder von seinem Gipfel aus eine umfassendere und majestätischere Skizze dessen gab, was in solcher Ferne Rom ausmachte, d. h. der großen Kuppel, nicht der Kirche, sondern der Stadt, deren einzig erkenntlicher Theil wie eine riesige Bergspitze in den klaren Winterhimmel

hineinragte — und die lange Reise ist beendigt, beendigt mit der vollen Verwirklichung theuer gehegter Hoffnungen.

Wenigstens für einige von den sechs Ersten, die an diesem Tag hereinkamen, während die Uebrigen gemächlicher nachfolgten, war Rom kein neuer Gedanke gewesen. Ehe noch Jemand auf die Idee gekommen war das englische Collegium daselbst wieder herzustellen, hatten seine Geschichte, seine Topographie, seine Alterthümer den Vereinigungspunkt einer kleinen Schulgesellschaft gebildet, die sich dieser Königin der Städte weihte, während der Traum ihres Sehnens die Hoffnung gewesen war eines Tags mit eigenen Augen zu sehen, was ihnen damals nur durch Hörensagen von Touristen und durch fabelhafte Pläne bekannt sein konnte. Wie schwach muß die Hoffnung auf Erfüllung dieses Traumes gewesen sein, wenn sie eine Reise bedingte, die dreimal so lang war als jetzt die nach Amerika, und mit der zusätzlichen Landreise ungefähr eben so lang als eine große Kreisbogenfahrt in einem Clipper nach Neuseeland!

Wir haben oben gesagt maris et viarum, denn die Landwege waren ungefähr eben so beschwerlich und gefährlich als der breite Pfad des Oceans. Es gibt oder gab wenigstens damals Landhaifische, die nicht minder schlimm sind als die Haifische in der See. In dem kleinen elenden Wirthshaus zu Pontedero warnte uns der Vetturino, ohne Grund, wie wir wirklich glauben, wir sollten unsere Thüren verschließen; und da wir damals noch mehr mit Pantomimen als mit Worten sprachen, so zog er mit einem höchst liebenswürdigen Gesichtsausdruck seine Hand über seine Schilddrüse. In Florenz jedoch erhielten wir natürlich die Versicherung, daß die Straßen sehr gefährdet seien, und wir bekamen zwei Beweise davon zu sehen, die inzwischen zugleich einiges Gegen=

gift des Trostes mit sich führten. In diesem Augenblick wurden die dichten Wälder, welche die Straße in der Nähe von Bolsena umsäumten, in bedeutender Entfernung auf beiden Seiten auf Befehl der Regierung niedergehauen, so daß man die Schlupfwinkel der menschlichen Wölfe zerstörte und dem Reisenden einige Möglichkeit gab sich zu seiner Vertheidigung vorzubereiten, im Fall sie so weit über ihren Lieblingsversteck hervorkommen sollten; denn der Bandit zieht natürlich auf Raub aus. Aber weiterhin kamen wir von Zeit zu Zeit an hohen Pfosten am Wege vorbei, die weder die verschlungenen Rebengewinde noch den gespannten Harfendraht des elektrischen Telegraphen, zwei Symbole von Frieden und Harmonie, sondern unheimliche Trophäen der Justiz trugen, die auf dem Platz des begangenen Verbrechens ihre Rache genommen, nämlich die noch frischen Glieder hingerichteter Bösewichte.

Lang gehegte Wünsche waren also endlich ihrer Erfüllung nahe, eine gewisse neue Beängstigung mußte aufhören, und willkommene Ruhe war nach langer Reise verheißen, als wir am Ende der Straße, die geradeaus von der milvischen Brücke herschaut, das offene Thor von Rom sehen konnten.

Dieser edle Eingang war damals keineswegs was er jetzt ist. Auf der Außenseite standen die Thore der Villa Borghese nicht in der Nähe, sondern der Besucher mußte einen langen Weg unter der Stadtmauer, die seinen Pfad überhing, hingehen, bis ein schmales Thor ihn in eine lange enge Allee, die erste der Villa, leitete. Innerhalb des flaminischen Thors dagegen stand allerdings der Obelisk, wie auch die zwei Zwillingskirchen weiter hinweg, die durch ihre Säulenhallen und Dome die Häuserkeile zwischen den drei

großen auseinander laufenden Straßen schloßen; aber das war Alles. Die sculptirten Terrassen des Monte Pincio bestanden noch nicht; dieß war ein grüner Hügel, mit schattenlosen Straßen und zufälligen Pfaden durchschnitten, die zu seinem anmuthigeren Gipfel führten. Auf der entgegengesetzten Seite bildete eine lange niedrige Reiterbarake den schmutzigen Schlußstein des geräumigen Vierecks, in welchem sich die hohen und massiven Gebäude, die jetzt sein weiteres Ende schließen, noch nicht erhoben hatten. Immerhin war es einer der großartigsten Zugänge zu einer modernen Stadt, ein Zugang, der Euch nicht ganz und gar täuschte. Die langsame Fahrt einer Vettura auf dem Corso entlang gab Gelegenheit die prachtvollen Paläste zu bewundern, die ihn auf beiden Seiten umgeben, bis eine Biegung nach rechts Euch in das Viereck bringt, dessen Mittelpunkt die Säule Antonins bildet, und dann eine Wendung nach links Euch vor eine Pfeilerreihe führt, die gleichfalls seinen kaiserlichen Namen trägt, aber in Verbindung mit einem moderneren, der in den Ohren von Reisenden unlieblich klingt — dem Namen Zollhaus. Selbst diese höchst widerwärtige Abtheilung einer civilisirten Regierung weiß sich zu Rom in einem classischen Monument von altem Geschmack einzuquartieren.

Von diesem Punkt aus war, nachdem wir das unangenehme Ceremoniell desselben überstanden hatten, alle Berechnung verloren. Eine lange schmale Straße, und das Pantheon trat voll in die Augen; dann ein Labyrinth von krummen Wegen, zwischen denen man gelegentlich einen Seitenanblick von einer Kirche oder einer Palastfront erhaschen konnte; dann öffnete sich das kleine Viereck für das Auge, das überwältigt wurde von der majestätischen Masse des Farnesischen Palastes, der eben so vollständig Michel-

angelisch in Ziegeln ist, wie der Moses in Marmor, als eine andere Wendung in kurzer Distanz uns vor die Thüre des „ehrwürdigen englischen Collegiums" brachte. Hatte ein Traum unsere Sinne verwirrt oder wenigstens die herbe Reise und ganz besonders ihre letzten Stunden, worin die Spannung ängstlicher Erwartung tausenderlei Phantasien aufgeregt hatte, zu Ende gebracht? Keine Beschreibung war dem wirklichen Anblick vorangegangen. Seit dem Beginn des Jahrhunderts oder sogar schon seit früherer Zeit hatte kein Reisender das Collegium besucht oder erwähnt. Es war für eine Generation versiegelt gewesen wie ein Grab, und nicht ein einziger von Denen, die jetzt vor seinem Thor aus dem schwerfälligen Wagen stiegen, hatte von den wenigen Patriarchen, die es einst bewohnt und die noch jetzt in der Heimath lebten, irgend welche Erinnerungen gesammelt, aus denen sich die Einbildungskraft ein Bild von dem Platz hätte entwerfen können. Nachdem wir uns bisher gewissermaßen als Opfer betrachtet hatten, die wie Pioniere den Platz für weniger kühne Nachfolger herrichten sollten, schien es uns unglaublich, als wir uns so angenehme Stätten als Sitz unseres künftigen Lebens und Wirkens angewiesen sahen. Breite und hohe gewölbte Gänge; eine noble Treppe, die zu geräumigen und luftigen Hallen führte, wovon eine auf die andere folgte; ein großer Garten, wo Limonen und Orangen prangten, und wo uns beim ersten Eingang eine Frescoperspective von Pozzi entgegentrat, die er seinem berühmten Werk über die Perspective einverleibt hat; ein luftiger heiterer großer Bibliotheksaal, dessen Ständer indeß mit ihren ordnungslos aufgehäuften Bänden aller Art, von Folio bis zu Duodez, eine Probe von dem darboten, was die Antiquare Opus tumultuarium nennen; ein mit polirtem Wallnußholz

verkleidetes Refectorium, an dessen geäderte Decke dieselbe Hand den heiligen Georg und den Lindwurm gemalt hatte, die jeden Augenblick herunterfallen zu wollen schienen; noch mehr eine Kapelle, die allerdings unmöblirt, aber vom Boden bis zum Dach mit den Heiligen von England und mit himmlischen Glorien bemalt war, und worin ein Altar stand, welcher der eigentliche Herd neuer häuslicher Neigungen und der Mittelpunkt vieler noch ungekosteter Freuden werden sollte; — solcher Art waren die ersten Züge unserer künftigen Wohnung, als wir allein und ungeleitet durch das feierliche Gebäude hinschritten, wo nach jahrelanger Stille wieder einmal englische Stimmen ertönten und die muntern Tritte von Leuten wiederhallten, die wiedergekehrt waren, um es als ihr Eigenthum anzusprechen. Und so mochte es ihnen allerdings wohl gefallen, als sie nach monatelanger Einsperrung in der Kajüte eines kleinen Schiffes und nach einer noch qualvolleren Einpressung in einen Wagen in den obern Gängen, die weit und luftig waren wie die unteren, just die rechte Anzahl Zimmer für ihre Gesellschaft vorfanden, Alles sauber und fleckenlos, mit allen nöthigen Geräthschaften versehen, die zwar nach Collegienart einfach, aber nagelneu und augenscheinlich für ihre erwartete Ankunft vorbereitet waren.

Man fühlte sich auf einmal heimisch; dieß Haus gehörte Niemand sonst; es war englischer Grund und Boden, ein Theil des Vaterlandes, ein zurückerstattetes Erbe, und obschon Alles in der That nett und zierlich, blendend weiß und da und dort mit architektonischen Verzierungen geschmückt war, so konnten wir uns doch des Gefühls nicht erwehren, daß wir auf den Schauplatz von besseren Menschen und größeren Dingen, als in der neuen mit diesem Tag eröffneten Aera

voraussichtlich hervortreten würden, versetzt worden seien. Just neben der großen Eingangsthüre führte eine kleine rechts in die alte Dreieinigkeitskirche, der nur noch das Dach fehlte, um dem Gebrauch zurückgegeben zu werden. Da standen Schiff und Flügel, getrennt durch Pfeiler, die durch Bogen verbunden waren, alle an ihren Plätzen, mit den hohen Wänden darüber. Die Altäre waren allerdings entfernt worden; aber wir konnten ihre Formen noch ausspüren, und die bemalten Wände bezeichneten die Gehäuse der Altarstücke, besonders der noch immer im Hause aufbewahrten edeln Gemälde von Durante Alberti, welche das Mysterium der Schutzheiligenschaft, St. Thomas von Canterbury und St. Eduard den Märtyrer darstellen. Diese Bilder der Vergangenheit währten nur noch einige Jahre; denn die Wände wurden als unsicher erklärt, die alte Kirche wurde eingerissen, und das unscheinbare Gerippe einer gänzlich modernen Kirche trat an die Stelle der alten Basilika unter der Leitung Valadiers, eines guten Baumeisters, der aber nichts von den Gefühlen wußte, die bei einem solchen Werk seinen Geist und Pinsel hätten leiten müssen.

Gleichwohl war es Etwas schon an diesem ersten Tage den Ort wieder besucht zu sehen, wo mancher englische Pilger hohen oder niedern Standes, gelehnt auf seinen treuen Stab, den er sich in Needwood oder New Forest geschnitten, niedergekniet war; wo mancher edle Student aus Bologna oder Padua in forma pauperis gebetet hatte, weil er Wohnung und Kost erhielt, wenn er vor seiner Rückkehr nach Hause das Grab der Apostel besuchte; und noch mehr, wo gar mancher Student gleich Denen, die sich jetzt hier versammelten, den glücklichen Frühlingstagen und der ruhigen Jugendheimath sein Lebewohl zugeseufzt hatte, bevor er seine

mühsame Reise zu den Gefahren schlimmer Tage in seinem Vaterland antrat. Ringsum lagen Denkzeichen an die Vergangenheit zerstreut. Ein prächtiges Monument, das man auf dem Grund der Kirche Sir Thomas Dereham errichtet hatte, war gänzlich eingemauert, überdacht und dadurch unsichtbar geworden. Aber zertrümmert und verunstaltet lagen die reich mit Bildern geschmückten Gräber eines Erzbischofs von York, eines Priors von Worcester und vieler andern berühmten Engländer: während traurigere Trümmer des neuen Sturms auf einer Seite angehäuft waren, die Schädel und Gebeine von vielleicht Cardinal Allen, F. Parsons und Andern, deren Särge aus den untern Gewölben hervorgezogen und in Kriegsmunition verwandelt worden.

Und fragte man nach einem lebendigen Bindeglied zwischen der Gegenwart und Vergangenheit, zwischen dem jungen Geschlecht, das an der Thüre stand, und dem alten, das in die Gruft der ehrwürdigen Kirche übergegangen war, so fand sich ein solches in der Person des mehr als achtzigjährigen Portiers Vincenzo, der, vom wackelnden Zopf seines grauen Kopfes bis zu den breiten Silberschnallen seiner Schuhe, ganz in Begrüßung aufgelöst war und mit zahnlosem Mund Bewillkommnungen in einer noch beinahe unbekannten Sprache mummelte, aber voll von demüthiger Freude und beinahe patriarchalischer Zuneigung, als er die Wohnstätten seiner eigenen Jugend wieder bevölkert sah.

Zweites Capitel.

Die erste Audienz.

Dieses zweite Capitel sollte, könnte man denken, mit einer Apologie des ersten eröffnet werden, denn wie kann man annehmen, daß der Leser sich für die persönlichen Details desselben sehr interessiren werde? oder welche Bedeutung kann es für den Gegenstand dieses Werkes haben? Es könnte anmaßend erscheinen, wenn man den ersten Theil dieser Frage beantworten wollte; der zweite eignet sich zu einer Erwiederung. Ein Schriftsteller, der nicht aus Andern compiliren, sondern seine eigenen Eindrücke, Erinnerungen oder Ansichten geben will, der nicht aus fremdem Material eine Geschichte zusammenstoppelt, sondern sein eigenes wenn auch unbedeutendes Scherflein zu dem Capital künftiger Sammler beizusteuern sucht, ist verpflichtet einige Berechtigung auf den Glauben seiner Leser darzuthun. Kann er seine Ansprüche nicht auf früheren Fleiß oder gegenwärtige Geschicklichkeit, auf sorgfältige Beobachtung oder glänzendes Darstellungstalent gründen, so muß er sich wenigstens bemühen dasjenige Recht auf Glauben und Aufmerksamkeit zu erwerben, das gelegentliche Umstände und eine zufällige Stellung ihm verschaffen können.

Wenn nun ein Angehöriger des gegenwärtigen Jahrhunderts bei Veröffentlichung seiner persönlichen Beobachtungen oder Erinnerungen, die er von beinahe vierzig Jahren her in einem fremden Lande gesammelt hat, versichert, daß er von dieser fernen Periode an bis auf die gegenwärtige Zeit Gelegenheit gehabt habe nicht blos zu hören, sondern auch zu sehen, was den Namen der Souveräne, die sich auf einem Throne gefolgt, mit Ruhm umgeben kann — und

noch mehr, wenn er seine Bemerkungen mit der Erklärung beginnt, daß er schon wenige Tage nach seiner Ankunft am Sitz dieses Thrones in vertrauter Weise dem Inhaber desselben vorgestellt worden, so gibt dieß einem behutsamen Leser Stoff genug zu fragen, wie dieß zugegangen sei, und was den Glauben an eine solche Unwahrscheinlichkeit rechtfertigen könne.

Die Antwort auf diese Frage ist im ersten Capitel versucht worden. Nicht im Costüm eines in den Palasthallen aufgewachsenen Höflings, nicht durch das Vorrecht der Würde oder Stellung, sondern im einfachen Schülergewand und durch den Anspruch, welchen kindliche Rechte auf einen gemeinschaftlichen Vater verliehen, wurde eine frühzeitige Annäherung zu den Füßen des guten und heiligen Pius VII gestattet. Man fühlt sich allerdings alt, wenn man sein Leben nach fünf päbstlichen Regierungen zählt; aber dieß wird sicherlich für eine katholische Seele durch die Betrachtung aufgewogen, daß jeder verehrte Besitzer dieser erhabensten Würde seinen Segen über den einen oder andern Theil ihres Lebens ausgegossen hat, von der brausenden und hoffnungsvollen Zeit früher Jugend an bis zu schwereren und trüberen Stunden. Diese ununterbrochene Fortsetzung einer Güte, die auf eine Gnade hinauslauft, erfordert eine eigenthümliche Stellung, die keinen Anspruch auf Verdienst hat und daher frei und offen erwähnt werden kann. Die folgenden Blätter werden diese Freiheit in Anspruch nehmen, die bereits im vorhergehenden Capitel begonnen hat, und so mag diese einzige Apologie für das ganze Werk genügen. Es wird auch nicht unnatürlich erscheinen, wenn bei einem auf solche Art begründeten Verhältniß zwischen herablassender Güte auf der einen und verehrender Zuneigung auf der andern

Seite — einem Verhältniß, das der Leser Zufall nennen mag und der Verfasser Vorsehung — der begünstigte Theil finden und fühlen mußte, daß es auf seine Bestrebungen, seine Gedanken und die ganze Richtung seines Lebens Einfluß geübt habe.

Das im ersten Capitel erwähnte Ereigniß, nämlich die Wiederherstellung des aufgehobenen englischen Collegiums in Rom, war ein beinahe ganz aus eigenem Antrieb entstandenes Werk des Pabstes Pius und seines großen Ministers, des Cardinals Consalvi. Es mag nicht uninteressant sein später auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Für den Augenblick mag Folgendes genügen. Obschon ein Rector und zwar ein für sein Amt vollkommen geeigneter Mann seit einem Jahr im Besitz des Hauses gewesen, so bildete doch die Ankunft einer Studentencolonie die wirkliche Eröffnung der Anstalt. Am erwähnten Tag fand der treffliche Superior, der hochwürdige Gobert Gradwell, bei seiner Heimkehr die erste Abtheilung dieser wichtigen Körperschaft wirklich so gut in seinem Hause installirt, daß die Vorbereitungen zu seinem eigenen frugalen und einsamen Mahl für die augenblicklichen Bedürfnisse herhalten mußten.

Das Ereigniß war wichtig genug um dem Staatssecretär mitgetheilt zu werden, und die Antwort lautete, daß so viele Schüler, als man mit dem alten geweihten Costüm des englischen Collegiums versehen könne, dem heiligen Vater binnen wenigen Tagen vorgestellt werden sollen. Unter den Beglückteren befand sich in Folge eines günstigen Zufalls der Verfasser.

Die Gefühle eines Menschen, welcher Erlaubniß erhielt sich diesem höchst ehrwürdigen Mann zu nähern, hatten nothwendig eine weit lebhaftere Farbe als diejenigen, die

von seiner Würde und seinem Amt eingegeben wurden. Seine Geschichte war mit der Weltgeschichte vermengt worden, und manche Anecdoten daraus lebten frisch im Gedächtniß. Für die jungen Leute besonders, die ihn nur in einer Stellung, welche von seiner natürlichen so gewaltig verschieden war, vor Augen hatten, nämlich als einen gefangenen und verfolgten Pabst, der beinahe gelernt hatte die Idee der Oberherrschaft über die Kirche von allem Pomp und sogar aller Gewalt eines weltlichen Staates zu trennen und sie mit Gefängniß und Banden, wie in den frühen Zeiten, zu verknüpfen, stellte der Heiligenschein des Bekenners, der die Tiara Pius VII umstrahlte, alles Gold und alle Juwelen in Dunkel. Sein Portrait war uns vertraut gewesen, aber es war nicht das Bild eines in das Gewand der Heiligkeit gehüllten Hohenpriesters, sondern eines alten Mannes, der sich über das Crucifix beugt, um dessen Tröstungen zu suchen, und der die durch seine beständige Wiederholung geweihten Worte spricht: „Möge der heilige und anbetungswürdige Wille Gottes immer geschehen!" Dann waren die Nachrichten von seinen wundervollen Triumphen gekommen und von seinem demüthigen Sieg, der kaum weniger erstaunlich war als der Waffensieg. Er war nicht durch menschliche Gewalt, nicht durch die Armeen, die sein Gefängniß beinahe umringt hatten, von seinen Leiden erlöst worden, sondern durch jenen höhern Willen, welcher die Herzen der Könige in seinen eigenen Händen hält und sie nach Gutdünken wendet. Derselbe strenge Befehl, der ihn aus seinem Palaste gerissen und weggeführt, hatte ihn freigegeben oder vielmehr seine Wiedereinsetzung geboten. Darauf war allerdings eine andere Gefahr und ein zeitweiliger Rücktritt gefolgt, so daß die endliche Zurückführung

des Pabstes in seine Besitzungen und die Wiederherstellung derselben in ihren frühern Zustand [1] erst vor drei Jahren stattgefunden hatte und den Character neuer Ereignisse trug. Bis jetzt hätte man allerdings beinahe sagen können, die Triumphbögen und Guirlanden seines fröhlichen Einzugs in Rom seien kaum verwelkt gewesen, und die Echos des Bewillkommnungsgeschreis, das ihn begrüßte, verweilen noch immer unter den sieben Hügeln. Denn das ganze Volk sprach davon als von gestern geschehenen Dingen.

Es war also keine Vorstellung bei dem Pabste, wie die landläufige Phrase lautet, was uns erwartete, wenigstens keine Vorstellung im gewöhnlichen Sinn des Wortes. Für jeden Katholiken und natürlich für einen jungen Geistlichen ins Besondere muß dieß ein Ereigniß im Leben sein, und die Ceremonie ruft ein sonst unmögliches Doppelgefühl hervor, bestehend aus der Verehrung, die man einem Souverän zollt, und aus der Huldigung, die dem Oberhaupt unserer Religion gebührt. Von dem Monarchen empfangen wir mit Befriedigung ein herablassendes Wort, von dem Pabst nehmen wir dieses Wort als einen Segen entgegen. Wenn wir zu den natürlichen Gemüthsbewegungen, welche auf diese Art durch die Vereinigung des doppelten Ranges der Souveränetät und der Suprematie in einer einzelnen Person hervorgerufen werden, das mehr individuelle Gefühl hinzufügen, welches der persönliche Character des Pabstes Pius VII in unsern Gemüthern aufregte, so wird man leicht begreifen, daß unsere Herzen mit ungewöhnlicher Hast und nicht ohne eine gewisse Unruhe schlugen, als wir am Weihnachtsabend, der für die Audienz festbestimmten Zeit, die große Treppe des Quirinalpalastes hinanstiegen. Dieß ist ein anderer Ein-

[1] Durch den Wiener Vertrag vom 9. Juni 1815.

gang als der jetzt allgemein übliche. Habt Ihr die prachtvolle Sala regia passirt, so schreitet Ihr durch eine Reihenfolge von Gallerien, die mit schönen alten Tapeten und andern Kunstwerken geschmückt, jedoch mit der größten Einfachheit möblirt sind, weiter. Die letzte davon war das Vorzimmer des Gemaches, das der Pabst bewohnte. Nach kurzem Harren wurden wir aufgefordert hereinzutreten; das Zimmer war so klein, daß es kaum Platz für die üblichen Kniebeugungen an der Thüre und in der Mitte darbot. Aber statt uns üblicher Maßen sitzend zu empfangen, war der mildherzige, liebenswürdige Pabst aufgestanden, um uns zu bewillkommnen, und ging uns entgegen, als wir herantraten. Er gestattete nicht, daß es eine blose Vorstellung oder ein Höflichkeitsbesuch war. Es war ein väterlicher Empfang und im wahrsten Sinn unsere Einweihung in die Pflichten, die unser warteten. Es wird indeß das Beste sein die Einzelheiten dieser ersten Besprechung mit dem Inhaber des Stuhles Petri in den Worten eines Memorandums zu geben, das wahrscheinlich noch am selben Abend in das Tagbuch des Rectors eingetragen wurde.

„24. December. Nahm sechs von den Studenten zu dem Pabst. Die andern vier konnten nicht gekleidet werden. Der heilige Vater empfing sie stehend, schüttelte Jedem die Hand und bewillkommte sie in Rom. Er lobte die englische Geistlichkeit um ihr gutes friedfertiges Benehmen und ihre Treue gegen den heiligen Stuhl. Er ermahnte die Jünglinge zum Studium und zur Frömmigkeit, und sagte: Ich hoffe, Ihr werdet sowohl Rom als Eurem eignen Lande Ehre machen.“

Solcher Art ist die erste persönliche Erinnerung des Verfassers an einen Pabst, und dieser Pabst war der hoch-

berühmte Pius VII. Alles was wir von der Milde, Herablassung und Freundlichkeit seiner Sprache und seines Benehmens gehört hatten, erwies sich als vollkommen wahr und wurde für uns persönlich. Nicht in Folge dessen was wir gehört, sondern was wir gesehen und erfahren hatten, mußten wir ihn nothwendig jetzt verehren und lieben. Der freundliche und beinahe nationale Händedruck, nachdem die gebührende Huldigung mit bereitwilligem Eifer dargebracht worden, zwischen dem schon durch sein Alter verehrungswürdigen Haupte der catholischen Kirche und einem Jüngling, der nicht einmal Etwas zu versprechen hatte, die erste Ermahnung beim Beginn kirchlicher Studien, die eigentliche Einweihungsrede derselben aus dem Munde des Mannes, in welchem er die Quelle geistlicher Weisheit auf Erden erblickte — Alles das bildete natürlich ein doppeltes Band, das durch spätere Erfahrung nicht zerrissen werden konnte, sondern vielmehr durch jede noch stärker gemacht werden mußte.

Ich weiß nicht, wie ein Würdeträger irgend einer andern Religion, obschon er keine königliche Gewalt und Majestät besitzt, ein Häuflein von Jünglingen empfangen würde, die im Begriff stehen sich dem Dienst seines Glaubens zu weihen, oder ob er es für der Mühe werth halten würde sie überhaupt vor sich zu lassen. Aber nach Rom strömen aus allen Gegenden der Erde Aspiranten des kirchlichen Standes; sie kommen als Knaben, ja beinahe noch als Kinder, sie sprechen so viele Sprachen als den Aposteln am Pfingsttag in den Mund gelegt werden, und doch gibt es vielleicht kaum einen Einzigen, der nicht in persönliche Berührung mit dem Manne käme, zu dem er von Kindheit auf als zu der erhabensten Person in der Welt emporgeschaut hat. Bald nach seiner ersten Ankunft empfängt er einen

frühzeitigen Segen über seine künftige Laufbahn, oft mit einigen freundlichen Worten, unfehlbar mit einem gütigen Blick begleitet. Dieser kurze Augenblick ist eine Epoche in seinem Leben, vielleicht ein Ausgangspunkt für glücklichen Erfolg. Statt der allgemeinen Anhänglichkeit, die ihn nebst Millionen mit dem Haupt seiner Kirche verknüpfte, ist ein persönliches Band, eine individuelle Beziehung geschaffen. Es ist nicht mehr eine heilige Scheu und eine entfernte Verehrung, sondern eine Zuneigung, die so deutlich hervortritt, wie zu einem innig verbundenen Verwandten. Und diese Verwandtschaft wird in dem jugendlichen Gemüth mit jedem spätern Jahr seiner Laufbahn noch verstärkt. Der junge Mensch weiß, daß jeder Professor, dessen Vorlesungen er hört, direct und unmittelbar nach sorgfältiger Auswahl von dem Pabst selbst angestellt worden ist; daß jedes Schulbuch, das er liest, dieselbe höchste Weihe empfangen hat; er fühlt sich beinahe unter der unmittelbaren Aufsicht des heiligen Stuhls: so rein und perlend die Bächlein sein mögen, aus denen Andere trinken, er setzt seine Lippen an den Fels selbst, den ein göttlicher Zauberstab geschlagen hat, und saugt seine Wasser ein, wie sie lebendig hervorströmen.

Aber wenn er in seinem Turnus, gemäß dem Vorrecht, das jedes Collegium ausüben darf, bei irgend einem bedeutenden Fest in der päbstlichen Capelle predigt, dann wird er dem heiligen Vater besonders vorgestellt und empfängt einen väterlich huldreichen Glückwunsch. Gibt er am Schluß seiner philosophischen oder theologischen Studien einen öffentlichen Beweis seiner Fähigkeiten oder seines Fleißes, indem er eine Thesis verficht d. h. gegen alle Ankommenden eine Lanze bricht, um seine Tapferkeit zu erproben, dann erwartet ihn der wahre Lohn seines Erfolges, denn er darf zu den

Füßen Desjenigen, dessen Lehren er offen festgehalten und vertheidigt hat, die gedruckten Artikel niederlegen, die er verfochten, und er bekommt gütige aufmunternde Worte zu hören, die ihn für seine Monate mühsamer Vorbereitung und seinen Tag ängstlichen Kampfes reichlich entschädigen. Wenn dann seine Laufbahn zu Ende ist, und er im Begriff steht aus der Periode der Prüfungen und friedlichen Vorbereitungen zur Arbeit des Feldes mit ihrer Last und Hize überzugehen, so ermangelt er niemals eine Abschiedsaudienz zu erlangen, in welcher er den Segen für sein künftiges Werk erfleht und empfängt. Und selten geschieht es, daß er die ewige Stadt verläßt, ohne bei der einen oder andern specielleren Besprechung irgend ein Zeichen direct aus der Hand, welche er küßt, zu empfangen, eine Medaille, einen Rosenkranz oder ein Kreuz, was ihm sein Leben lang ein werther Schatz bleibt und beinahe täglich seine Jugenderinnerungen wieder auffrischt.

Auch geschieht es nicht selten, daß man an eine frühere Besprechung erinnert wird und eine Frage vorgelegt bekommt, welche die freundliche Ausdauer eines Gedächtnisses beweist, durch das inzwischen Dinge von höherem Interesse hindurchgegangen sein müssen. Ist es ein Wunder, wenn das was man alberner Weise Ultramontanismus nennt, auf allen Seiten im Zunehmen begriffen ist? Denn was ist es in Wirklichkeit? Wahrlich keine Aenderung der Lehre, sondern eine lebhaftere und individuellere Wahrnehmung, eine Erfahrung ihrer Wirkung. An die Suprematie glauben sowohl die ungereisten als die gereisten Catholiken. Aber leichtere Gelegenheiten zum Zutritt und viele andere Gründe haben die Zahl Derjenigen vergrößert, die mit mehreren Päbsten hinter einander in Berührung gekommen sind, und

dieß hat selten ermangelt einem abstracten Glauben die Reife eines liebevollen Gefühls zu geben. Bei Denjenigen dagegen, welche Jahre hindurch unter demselben Einfluß gestanden, der in seinen gewinnenden und eindrucksvollen Formen unverändert bleibt, wird es ein festes Element, beharrlich und ausdauernd, wo alles Andere abweichen mag, und gibt ihren religiösen und kirchlichen Ueberzeugungen Wärme und Kraft. Der deutsche Student wird seine römischen Eindrücke, vielleicht in einer abstruseren transcendentaleren Form zur Theorie gemacht, mit sich führen; der Franzose wird sie in einer phantasiereicheren und poetischeren Gestalt forttragen; dem englischen Gemüth werden sie sich mehr practisch und als Wegweiser darbieten, während vielleicht der Amerikaner sich um so gieriger daran erlabt, je stärker sie mit demjenigen contrastiren, was er in der weltlichen und zeitlichen Politik am meisten bewundert, und je deutlicher sie den Stempel einer bestimmten Lebensordnung tragen. Aber Alle werden, wohin sie auch gehen, der Schule angehören, worin sie erzogen worden sind, und natürlich ihre eigenen Gefühle Manchen mittheilen.

Dieses Capitel kann so gut wie das erste eine Entschuldigung wegen Geringfügigkeiten zu erfordern scheinen. Ist dieß so, so bestehe sie in Folgendem. Es zeigt, wie weit enger als es im Anfang scheint das Band ist, das eine ganz unbedeutende Person mit der allerhöchsten Person in der Welt des Glaubens verbinden kann, wie zahlreich die Gelegenheiten zur Beobachtung und wie lebhaft die Eindrücke sein können, die dem Einen ein Recht geben dürften den Andern zu portraitiren.

Drittes Capitel.

Character Pius VII.

Es wäre schwer ein Gesicht zu ersinnen, welches den inneren Character getreuer auf die Oberfläche bringt, oder einen Character, der sich vollständiger und unverstellter in den Zügen entwickelt, als bei diesem ehrwürdigen Pabst der Fall war. Und wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß selten ein glücklicheres Portrait aus dem Pinsel eines Künstlers hervorgegangen ist, als das seinige von Sir Thomas Lawrence. Dieser ausgezeichnete Maler kam im Mai 1819 nach Rom, mit dem Auftrag den Pabst und den Cardinal Consalvi abzuconterfeien: den Einen als vertretenes Mitglied des Wiener Congresses, den Andern als seinen Vertreter. Es war daher nicht ganz ein persönliches Compliment; denn die zwei Portraits gehörten zu einer Gallerie, welche sämmtliche Souveräne und ihre Gesandten enthielt, die an dieser wichtigen Versammlung Theil nahmen. Die meisten englischen Leser dieses Buches werden sie in Windsor Castle, wo sie noch hängen, bewundert haben.

Aber der Verfasser hatte das Glück diese zwei bewundernswürdigen Gemälde zur Zeit zu sehen, als der Künstler selbst sie unter demselben Dach, das ihre Originale bedeckte, d. h. im Quirinalpalaste ausstellte, und er konnte somit ihre Trefflichkeit genau beurtheilen. Unter den Schaaren, die herbeiströmten sie zu sehen, war nur eine einzige Stimme, nämlich daß die Bilder ausgezeichnet gelungen seien, in so fern sie nicht blos die Züge genau wieder geben, sondern auch den Ausdruck, den Character und die Gefühle der dargestellten Personen der Nachwelt überliefern. Von dem Pabst

waren natürlich während der vorhergehenden neunzehn Jahre seiner wechselvollen Regierung viele Portraits genommen worden, aber nicht ein einziges, das diesem nahe kam oder ihn in Lebensgröße der Welt vorzeigte. Von dem Cardinal war dieß das erste Bild in Lebensgröße. Ein Freund des Verfassers besuchte ihn am 13. Mai, in demselben Augenblick, wo Sir Thomas bei ihm war und seine Creditive überreichte, und der Cardinal stellte sie einander vor. Seine Eminenz sagte, er habe immer einen Widerwillen davor gehabt sich malen zu lassen, fügte aber, indem er ihm Lord Castlereaghs Schreiben zeigte, hinzu: „Allein was kann ich in diesem Falle machen? Es läßt sich unmöglich abschlagen.“

Obschon die italienischen Critiker scharfe Augen für die characteristischen Mängel von Sir Thomas Manier hatten und natürlich seine scheinbare Nachlässigkeit in untergeordneten Theilen, sowie seine Ungenauigkeit in Nebendingen tadelten, so wurden doch die Köpfe als fehlerlos anerkannt und machten glänzendes Glück. Die Haltung des Körpers, der unelastisch in den Stuhl versunken ist und in seinen Armen eine Stütze sucht, die müde Gebücktheit und die Kraftlosigkeit in den Gliedern und dem Kopf erzählen uns von siebenundsiebzig Jahren, unter denen einige voll von Unglück und Kummer gewesen. Und dennoch zeigt das Haar, das kaum eine Spur von der Zeit oder von jener gewaltthätigeren Hand trägt, die bekanntlich oft in einer einzigen Nacht das Werk von Jahren verrichtet hat, sondern noch schwarz und wallend ist; die noch glatte und von Runzeln undurchfurchte Stirne; der nicht herabhängende, sondern reinlich von einem gewöhnlichen Lächeln umspielte Mund; Alles das zeigt den heitern und ausdauernden Geist, womit die Wechselfälle eines langen Lebens überstanden worden sind, eines Lebens,

das seltene Uebergänge dargeboten — von einem vornehmen Haus zu einem Kloster; von der Capuze zur Mitra; vom Bischofssitz zum Stuhle Petri; dann vom Palast zum Kerker, und jetzt endlich wieder von Savona nach Rom. Daß Müdigkeit und sogar Schwäche in dieser Gestalt und in diesem Gesicht abgeprägt sind, darüber kann sich Niemand wundern; aber daß auch nicht ein einziges Symptom von einem verbitterten Gemüth, von einer peinlichen Erinnerung oder einem unfreundlichen Gedanken, ja nicht einmal vom Bewußtsein überstandener Demüthigung und Schmach darin zu finden ist, das beweist nicht blos einen liebevollen Character, sondern auch ein wohl bewachtes und wohl beherrschtes Gemüth, so wie starke Grundsätze, die fähig sind eine solche leitende Macht auszuüben.

Das Leben eines Souveräns datirt gewöhnlich von seiner Throngelangung. Die Weltgeschichte wird nach Regierungen geschrieben. Der Mensch ist Nichts für die Menschheit, der König ist Alles für die Nation. Was er vor dem Anfang seiner königlichen Laufbahn that, wird kaum erwähnt und nur schwach in Erinnerung gehalten, denn man lehrt es die Kinder nicht. Um für frühere Ehren einen Platz in den Annalen seines Landes zu bekommen, muß er sterben, bevor er diesen Thron erreicht, der sie alle verdunkeln wird. Ein schwarzer Prinz oder eine Prinzessin Charlotte hatten im Tode den besten Freund für ihren jugendlichen Ruhm. Eine Königskrone wird eine unermeßliche Menge von Lorbeeren überdecken und verbergen.

„Scire piget, post tale decus, quid fecerit ante,“ gilt eben so gut für eine Krönung als für die That eines Scävola.

Darum ist gewöhnlich die Neugierde sehr gering in Be-

treff der Antecedentien des Nachfolgers auf dem päbstlichen Thron, obschon sie für die Beurtheilung seines spätern Characters von großer Bedeutung sein mögen. Dieß ist unstreitig bei Pius VII der Fall. Daß er ein so weicher und sanftherziger Mann, daß er jeden Grolls oder Unmuths dermaßen unfähig war, daß Cardinal Pacca kein Bedenken trägt auf ihn die begeisterten Worte anzuwenden, womit Moses beschrieben wird, nämlich daß er der mildeste aller Menschen gewesen sei, das hat noch Niemand bestritten. Diese besondere Eigenschaft kann die wahre Grazie seiner Natur genannt werden, so ausgezeichnet war sie seiner äußeren Erscheinung aufgeprägt, so durchdringend ergoß sie sich über alle Handlungen seines Lebens. Ebenso wenig wird ihm Jemand jene Kraft, welche häufig die Gesellschafterin des sanftesten Gemüthes ist, eine Macht klagloser Ausdauer, die geduldige Stärke ableugnen, welche ohne Murren und ohne Verdrießlichkeit das Widerwärtige erträgt.

Aber Eigenschaften von höherer Art gehören ihm und sind dennoch oft übersehen worden. Auch ist der Verlauf seines früheren Lebens nicht genugsam klar geworden, um den eigenthümlichen Character, den er später entwickelt hat, zu erklären oder in helles Licht zu stellen.

Von der Basis dieses Characters muß man annehmen, daß sie tief in den allerersten Eingebungen der Kindheit gelegen habe. Wenn die Natur Barnabas Chiaramonti einen milden und sanften Character verlieh, so ertheilte ein höherer Einfluß ihm eine bessere Gabe. Die Religion stattete ihn mit der Schönheit eines unbefleckten Lebens, mit dem Ruf vorwurfsfreier Tugend während der Dauer seiner Tage aus. Es gibt in Europa wenige Familien, die glänzender wären als die seinige; aber während er von seinem Vater hohen

Adel erbte, bekam er von seiner Mutter, einer Tochter des Marchese Ghini, einen werthvolleren Antheil, nämlich seltene Frömmigkeit und Tugend. Sie war in der That eine Dame von ausgezeichneter Vortrefflichkeit, durch alle religiösen Eigenschaften in der Welt berühmt. Nachdem sie die Erziehung ihrer Kinder vollendet, als der künftige Pabst das Alter von einundzwanzig Jahren erreicht hatte, 1763 trat sie in ein Carmeliterinnenkloster zu Fano, wo ihr Andenken noch immer theuer gehalten ist, und wo sie 1771 in ihrem sechzigsten Jahre starb. In dieser Zurückgezogenheit prophezeite sie ihm, wie Pius selbst zu erzählen pflegte, mit aller Bestimmtheit seine zukünftige Erhebung zum Pabst so wie die lange Reihenfolge von Leiden, die dieselbe mit sich führen würde. [1]

Diese frühesten Eindrücke von häuslichen Beispielen und mütterlichem Unterricht bildeten, wie gesagt, die eigentliche Grundlage von Pius Character. Mit sechzehn Jahren trat er, nach vorhergegangener Erziehung im adeligen Collegium zu Ravenna, in Folge reiflicher Ueberlegung in die Benedictinerabtei Santa Maria del Monte, in der Nähe seiner Vaterstadt Cesena. Er konnte für diesen Schritt kein welt-

[1] Der Archidiaconus Hyacinth Ignaz Chiaramonti, Bruder von Pius, veröffentlichte 1786 und dedicirte ihm als damaligem Cardinal ein lateinisches Gedicht „De majorum suorum laudibus“, worin er ihre Mutter folgender Maßen anruft:

„O semper memoranda parens! O carmine nostro
Non unquam laudata satis! me despice clemens,
Exutumque tibi mortali corpore junge:
Sit, precor, haec merces, nostrorum haec meta laborum.“

Ich erinnere mich, daß man in Rom zu sagen pflegte, und ich habe dieselbe Versicherung auch später gelesen, daß nur die entschiedene Opposition des Sohnes, als er zur Pabstwürde gelangt war, die feierlichere Anerkennung der außerordentlichen Heiligkeit der Mutter durch Seligsprechung verhindert habe.

liches Motiv haben. In seinen häuslichen Verhältnissen lag kein Grund zu fliehen. Seine Geburt und sein Vermögen sicherten ihm irdischen Comfort. Wenn er sich blos zum geistlichen Leben hinneigte, so standen ihm alle Vortheile desselben als weltlichem Priester offen, ohne daß er sich von seiner Familie zu trennen brauchte, die ihn innig liebte. Und wahrhaftig, wenn eine ehrenvolle Beförderung auch nur im entferntesten das Ziel seines Ehrgeizes gewesen wäre, so schnitt er alle Aussichten darauf ab, die seine Verbindungen oder Bemühungen ihm im weltlichen Stand hätten sichern können.

Eine doppelte Disciplin als Vorbereitung auf sein zukünftiges Leben, so wie die Vorsehung es vorausbestimmt hatte, erwartete ihn im Kloster.

Die erste war die Disciplin des mönchischen Noviziats, das Aufhören jeden Ranges und Titels, die Verzichtleistung auf alles Vermögen, auf Luxus und Geld; das freiwillige Herabsteigen auf ein Niveau rauher Gleichheit mit dem Bauern- oder Handwerkerssohn; der Verlust jeder Art von Comfort, der Uebergang von den Gemälden und Teppichen des Ahnenschlosses zu den kahlen Klostergängen, von der muntern Tischgesellschaft zu der schweigsamen Ernährung des Körpers im Refectorium, von dem zierlichen Zimmer mit seinem elastischen Bett und seinen damastenen Vorhängen zu der weiß getünchten Zelle mit ihrer Strohpritsche und ihren unförmlichen Fensterläden; zu den niedrigen Beschäftigungen eines Haushalts, wo Jeder sich selbst bedienen und Alles für sich selbst thun muß, und endlich zur gänzlichen Unterwerfung seiner Zeit, seiner Handlungen, seines Willens unter die Leitung der Regel und des Gehorsams mit bereitwilliger Freudigkeit. Denn wenn man die jugendlichen Aspi-

ranten der religiösen Institute hier oder im Ausland zur Erholungszeit oder beim Studium sieht, so kann man nach einer sehr einfachen Regel leicht entscheiden, wer ausdauern wird. Die fröhlichen Gesichter und die funkelnden Augen verkünden die künftigen Mönche weit sicherer als die gravitätischen Mienen und die verstohlenen Blicke.

In den Tagen der Noth kam alle diese frühere Disciplin Pius vortrefflich zu Statten. Er hatte sie mit sechzehn Jahren begonnen, er hatte seinen hochklingenden Namen Barnabas Chiaramonti gegen den einfachen Don Gregor (zuerst allerdings nur als Bruder) vertauscht; er bildete nur einen Theil einer Gesellschaft, die gleich gekleidet war und außer den angenommenen Mönchsnamen keinen andern Unterschied kannte. Er ging auf den Straßen umher, wurde unter der Menge herumgestoßen und hätte wahrscheinlich nicht einmal eine kalte Erfrischung bezahlen können. Auf diese Art eilte er nach St. Peter, um der Krönung von Clemens XIV anzuwohnen. Diese imposante Ceremonie wird in der Loggia vorgenommen, von wo aus der Pabst seinen Segen ertheilt, indem er auf die vollgedrängte prächtige Esplanade hinabschaut. Voll Verlangen Etwas von dem Schauspiel zu genießen und sich aus dem Gedränge los zu machen, wo er eine Menge Ellbogenstöße empfing, sprang er an einem leeren Wagen hinten auf. Der Kutscher wandte sich um, und statt dieses unbefugte Eindringen in seine Besitzungen übel zu nehmen, sagte er gutmüthig zu ihm: „Mein liebes Mönchlein, warum quält Ihr Euch so, um eine Verrichtung zu sehen, die Euch eines Tages selbst zufallen wird?“ [1]

[1] Der Gewährsmann für diese Anecdote ist der gelehrte Secretär des Pabstes, Monsignor Testa, welcher dem Verfasser erzählte, daß er sie von dem Pabst selbst habe.

Die Aufrichtigkeit dieses Berufs erprobte sich vollkommen. Pabst Pius VI, sein unmittelbarer Vorgänger, war ein großer Freund der Familie. Da er ein Mitglied derselben zu einer hohen Würde zu befördern wünschte, so wählte er einen andern Bruder, Gregor, den er nach Rom berief und in der „geistlichen Academie" unterbrachte, einer Erziehungsanstalt für Jünglinge, die sich zum öffentlichen Leben vorbereiten. Diese Bevorzugung, die ihren Grund darin hatte, daß Barnabas den Mönchsstand gewählt, schnitt ihm alle Hoffnungen auf Beförderung ab, wenn er sich je mit solchen getragen hätte. Der Titel Abbate war Alles was der Pabst selbst ihm, wiewohl nicht ohne Schwierigkeit, in Bezug auf Ehre und auf Auszeichnung verschaffen konnte.

Es wird leicht sein den Einfluß dieser strengen und frühen Schule auf das Benehmen von Pius in seinen Tagen des Ungemachs und Kummers nachzuweisen. Er zeigte sich als ein Mann, der mit diesen Dingen bereits bekannt war. Eine Lage, die ihn hätte in Verlegenheit bringen, tief betrüben oder zu dem Gewicht öffentlichen Kummers noch die kleinlichen Verdrießlichkeiten fügen können, welche mehr quälen und ärgern als jener niederdrückt, bot ihm Analogien mit Dingen dar, an die er sich selbst gewöhnt hatte, und er ertrug sie mit vergleichungsweise leichtem Herzen.

Als er in der Nacht vom 6 Juni 1809 plötzlich auf eine rohe Weise in seinem Palast aufgehoben, in einen Wagen geworfen und durch den Staub und die Hitze eines italienischen Sommertags in aller Eile weggeführt wurde, ohne einen Diener, ohne Weißzeug, ohne seine Brille; selbst da verlor er trotz Fieber und Ermattung nicht einen Augenblick seine Heiterkeit. „Nos deux voyageurs (Pius VII und Cardinal Pacca) répondent à mes procédés pour eux, et rient

quelquefois avec nous," schreibt General Radet in einem brutalen und in seinem Ton gemeinen Brief an General Miollis, am Morgen nach der ersten qualvollen Tagreise.[1] Ja, Cardinal Pacca erzählt uns sogar in ergötzlichem Tone, der Pabst habe ihn, als sie diese traurigste aller Fahrten angetreten, gefragt ob er Geld habe. Der Staatssecretär antwortete, er habe keine Gelegenheit gehabt sich zu versehen. „Wir zogen hierauf," fährt der Cardinal fort, „unsere Börsen heraus, und trotz unserer Betrübniß über die Rohheit, womit man uns von Rom und Allem was uns theuer war weg-schleppte, konnten wir uns kaum eines Lächelns erwehren, als es sich herausstellte, daß das ganze Vermögen des Pabstes in einem Papetto (10 Pence) und das meinige in drei Grossi (7½ Pence) bestand. Wir hatten nicht mehr und nicht weniger als fünfunddreißig Bajocchi. Der Pabst streckte seine Hand aus und zeigte dem General Radet seinen Papetto mit den Worten: „Sehen Sie, das ist Alles was ich besitze." Wahrhaftig „ils rient quelquefois avec nous." Ein guter Spaß in der That: ein Monarch, der dazu lächelt, daß er sich ohne alles Geld befindet, und der Mann, dem er zulächelt, sieht nichts Schönes und Erhabenes in dem Lächeln und in den einfachen Worten, die es erklären — nein, es ist weiter Nichts als ein hübscher Punct in einem officiellen Bericht, um zu beweisen, wie vollständig er seine Arbeit gethan hat.

So viel in Betreff des Geldes und etwaiger Sorgen

[1] Zu lesen im Leben Pius VIII von Chevalier Artaud. Das Werk ist erst ums Jahr 1844 erschienen. Auf diesen Brief wird in dem Entschuldigungsschreiben angespielt, welches derselbe General am 12. September 1814 an Pius VII erließ und das am Ende der Memoiren des Cardinals Pacca zu finden ist.

um dasselbe. Der erhabene Reisende konnte sogar nicht einmal Kleider und Weißzeug wechseln. Und später, als er sich nicht mehr in den Händen von Männern wie Radet befand, war er im Besitz eines einzigen Kleides, eines Leibrocks von gewirktem Wollzeug, welchen der König von Spanien ihm gab, und der ganz und gar nicht für die Jahreszeit paßte, worin er ihn tragen mußte. Er erwähnte dieß 1820 in Rom gegen einen ihm befreundeten Engländer, von welchem ich die Notiz habe. Allerdings haben Diejenigen, die ihn vor der Welt zu erniedrigen wünschten, ganz besonders den Mangel an Würde hervorgehoben, welchen sie darin entdeckten, daß er für sich selbst gemeine häusliche Dienste verrichtete und sogar seine Kleider flickte. Sie haben ihn deßhalb für einen feigen und geistesarmen Menschen ausgeschrieen, dem alles Ehrgefühl, aller Stolz, alle Selbstachtung fehle.

Es ist sehr wahr, daß an Allem dem durchaus nichts Dramatisches und auch nichts Heroisches in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes liegt. Ein solcher Gefangener liefert keine Scenen, gibt keinen Stoff zu leidenschaftlichen Gemälden für den Pinsel oder die Feder. Ihr könnt das Pathos von St. James oder vom Temple[1] nicht auf ihn übertragen, Ihr könnt keine sanftmüthigen oder zärtlichen Reden oder Dialoge aus ihm herausbringen; auch kann bei der sein Haupt umstrahlenden Würde von zweihundertunddreiundfünfzig Päbsten, die vor ihm regiert, bei den von seinem Titel unzertrennlichen Vorrechten des ersten Fischers, dessen Ring er trug, und bei der festen Ueberzeugung oder vielmehr dem Bewußtsein, daß er den Donner der geistlichen Gewalt ungetheilt in seinen Händen hielt von Ihm, als dessen Stellvertreter seine Kerkermeister ihn anerkannten, kein Ausbruch

[1] Carl I und Ludwig XVI.

edler Verachtung, wie die Welt ihn nennen würde, kein vernichtender Trotz, kein feierlicher Aufruf an den künstlich eingeschläferten Glauben seiner Umgebung verzeichnet oder wirklich in der Chronik seiner Gefangenschaft entdeckt werden. Roman oder Poesie könnten es nicht wagen sich ihrer zu bemächtigen, wie sie es mit Duguesclin, mit Surrey oder König Richard gethan haben. Denn da ist Nichts wovon die Einbildungskraft sich nähren, Nichts was man vergrößern oder hoch emporheben könnte. Die vollständige Einfachheit, Natürlichkeit und ungeheuchelte Unterwerfung unter den Willen Gottes, ohne eine Bemühung um Sympathie zu erwecken, Strenge zu besänftigen oder einen Effect hervorzurufen, ist es was die eigentliche Schönheit dieser rührenden Episode ausmacht.

In der Geschichte Carls I wird erzählt, daß er, als man ihn auf seinem Weg zum Verhör und zur Hinrichtung nach Windsor gebracht hatte, zum ersten Mal des königlichen Pomps beraubt wurde, womit er sogar während seiner früheren Gefangenschaft bedient worden war. „Dieser Mangel an allem Ceremoniell," sagt Lingard, „machte auf den unglücklichen Monarchen einen tiefern Eindruck als man hätte erwarten sollen. Er erklärte es für eine Verweigerung dessen, was man in Folge alten Brauches vielen seiner Unterthanen schulde, und ehe er sich der Demüthigung unterwarf, wollte er lieber die Zahl der Gerichte vermindern und seine Mahlzeiten allein einnehmen." [1]

Ich erinnere mich vor vielen Jahren die Erzählung gelesen zu haben, worin eine spanische Infantin [2] ihre Vertreibung oder Flucht aus Madrid beschrieb. Ich staunte gewal-

[1] Lingards Geschichte Englands, Carl I, Cap. 3.

[2] Später Königin von Etrurien.

tig über die pathetischen Ausdrücke, womit sie schildert, wie sie zum ersten Mal in ihrem Leben aus irdenem Geschirr habe essen müssen, ein ungeheures Unglück für eine Dame, die seit ihrer Geburt niemals aus etwas Geringerem als goldenen Tellern gegessen.

Einen starken Contrast gegen solche Beispiele jämmerlichen Murrens bildet der klaglose, heitere Reisende von Rom nach Savona. Denn er war wirklich zu Entbehrung und Leiden herangezogen worden. „Schaut, die in weichen Kleidern einhergehen, sind in der Könige Häusern." Zu diesen gehörte der königliche Stuart und ebenso der hochgeborne Bourbon. Aber Pius war im rauhen Gewand und bei der einfachen Kost des Mönches erzogen worden, er hatte oft gefastet und gewacht, er hatte manche Prüfungen der Unterwürfigkeit und des Gehorsams überstanden. Es ist nicht schwer unser früheres Leben noch einmal durchzuleben: der Offizier spielt in der Schlacht leicht den Soldaten, ein Maler vergißt niemals wie man skizzirt. Und so hatte bei Pius der Mönch in seiner Einfachheit und seiner Gewohnheit des Duldens durch das Bisthum, das Cardinalat und das Pabstthum hindurch gelebt. Während der zwei ersten Würden hatte er nicht einmal die Farbe seiner Kleider verändert, welche symbolisch ein trauerndes und bußfertiges Leben ausdrückte. Auch hatte die Tiara die religiöse Krone nicht verwischt, die am Tag seiner Einkleidung als Kind des heiligen Benedict abrasirt worden, als Symbol jener Dornenkrone, die zu tragen Souverän und Mönch auf gleiche Weise berufen sind. Alt wie er jetzt war, kamen die Tage leicht zurück, wo er von einem Andern gegürtet und geleitet wurde, wohin Dieser wollte; wo seine Garderobe dürftig und kaum sein eigen war, und wo kein Diener seines Winkes

harrte, wo er vielmehr wohl wußte, wie er sich selbst und nöthigenfalls Andere bedienen mußte. Redire in naturam puerorum, werden wie kleine Kinder, ist für einen erwachsenen Mann schwieriger, als es für einen Souverän wie Pius war zu seinem Noviziat zurückzukehren, nachdem man ihn in einem dichtverschlossenen Wagen eingesperrt nach Radicofani oder in ein Gefängniß am Mittelmeer gebracht hatte. Es ist wahrlich ein Beweis von großer Thorheit, wenn der General in Betreff dieser Reise schreibt: je les tiens comme en cage, denn er vergißt, daß sein Wagen, obschon verschlossen, eben so wenig als eiserne Stangen einen Käfig ausmachte, und er hätte für das gelegentliche Lächeln seines Gefangenen eine andere Lesart wählen und schreiben sollen: ils se rient parfois de nous.

In der That war dieses vorhergegangene Leben gänzlicher Hingebung unter die Obhut der Vorsehung, vollständiger Unwissenheit, woher die ersten Lebensbedürfnisse beschafft werden sollen, aber zuversichtlicher Gewißheit, daß irgend Etwas sich finden würde, die tagtägliche Beschäftigung mit geistlichen oder intellectuellen Dingen, ohne häusliche Kümmernisse oder weltliche Sorgen, welche die Mönchsperiode im Leben des Pabstes ausgefüllt hatte, blos die practische Bewährung eines Grundsatzes, den seine frühzeitige Frömmigkeit ihn auf seiner Mutter Schooß gelehrt hatte, des Vertrauens auf Gott und der unbedingten Ergebung in Seinen Willen. So gereift und gestärkt mußte dieser Grundsatz eine unbedingte Zuversicht und einen unerschütterlichen Glauben erzeugt haben. Es war ein angstloses Vertrauen auf Ihn, der die Vögel der Luft füttert und das Gras des Feldes kleidet. Aber unter welchen Umständen? Es war allerdings ein Vertrauen auf Ihn, der gütig für den Sper-

ling sorgt; aber dieses Vertrauen wurde gefühlt und ausgedrückt, als der arme Vogel sich wirklich in den Klauen der Katze befand. Es war eine Hoffnung auf Ihn, der seine Lilien glänzender kleidet als Salomo in all seiner Herrlichkeit; aber diese Hoffnung war sicher und vollständig, als der Mähder bereits seine Sense erhoben hatte und zum Streich ausholte.

Deßhalb ist die Gefangenschaft Pius VII kein Drama, und er ist kein Held. Denn beide sind mehr. Die eine ist eine heilige Geschichte, eine geweihte Episode in den Jahrbüchern der Kirche, ja und in denen der menschlichen Tugend. Es heißt das Licht eines Gemäldes ändern, wenn man es aus dem schimmernden prächtigen Glanz des Mittags in eine dunklere und kühlere Abendatmosphäre stellt. Alles umher ist gedämpft und still, die Färbung wird weicher, kleine Details verschwinden beinahe, und sogar der Ausdruck gestaltet sich friedlicher und doch ernster. Aber jeder Zug ist da und der Character ist unverändert: dasselbe Lächeln, dasselbe zärtliche Auge, dieselbe sprechende Lippe. Keine großen Eigenthümlichkeiten entwickeln sich: die Schönheit liegt im Mangel an Veränderung. Und er, von dem gesagt ist, daß er kein Held sei, ist weit mehr. Es liegt etwas Hehres in der unerschütterlichen Ruhe, welche sich durch die Erzählung der beinahe beständigen Einkerkerungen im lezteren Theil der Apostelgeschichte hinzieht. St. Paul wird in Philippi und Jerusalem, in Cäsarea und Rom eingesperrt und als eine wichtige Person sorgfältig bewacht, bald zu Wasser, bald zu Land. Aber dieß Alles wird als eine selbstverständliche Sache gegeben. Keine Einzelheiten, keine Beschreibungen des Kerkers, kaum eine flüchtige Berührung der Jahre, die er mit einer Kette umgürtet oder in

freier Haft zugebracht. Vor allen Dingen keine Beschreibung der Art wie er es ertrug; Nichts von seinen Blicken, seinen Worten, seinen Leiden; Nichts von seiner Geduld, seiner Heiterkeit, seinem Gebet, seiner Vereinigung mit Christus. Es wird angenommen, daß wir das Alles begreifen, und daß man uns nicht erst zu sagen brauche, daß der St. Paul, der im Stock des inneren Gefängnisses von Philippi Gottes Lob singt, derselbe St. Paul ist, der mit edlem Muth vor Festus spricht; daß es das Vorrecht des apostolischen Characters war in einem Kerker eben so heiter wie auf dem bischöflichen Stuhl huldreich zu sein. Und so wird im Verlauf der Zeit, wenn die geringeren Details und spärlichen Anecdoten aus Pius Gefangenschaft sich zuerst verflüssigt und sodann in der anwachsenden Masse historischen Materials verschmolzen haben werden, der Geschichtschreiber seines Lebensabrisses sich begnügen zu sagen, daß er seine Gefangenschaft mit ihrer vielleicht unabsichtlichen Härte, ihren zufälligen Erschwerungen und gelegentlichen Beschimpfungen so ertragen habe, wie es seiner hohen Würde und seinem edelsten Erbtheil zukam, im Character und Geist eines Apostels.

Wenn die mönchische Erziehung den Pabst auf einen höchst wichtigen Theil seiner päbstlichen Pflichten, wozu er von der göttlichen Vorsehung besonders bestimmt war, vorbereitete, so erwies sie sich auch in einem andern nicht minder wichtigen Puncte wirksam.

Es war eine allgemein angenommene Meinung, wenigstens hörte man sie immer und immer wieder aussprechen, daß die Eigenschaften des Herzens bei Pius VII vorgewaltet haben, so daß die intellectuellen Gaben beinahe ausgeschlossen gewesen seien. Güte und Wohlwollen, verzeihende

Nachsicht und Weichheit waren die characteristischen Eigenschaften, für welche er allgemein bekannt und überall hochgeschätzt war. Aber so stark auch diese Sanftheit der Natur hervortrat, so nahm sie doch keineswegs seinen ganzen Character in Anspruch. Obschon er kein Genie besaß und seine Fähigkeiten vielleicht nicht über das Durchschnittsmaß hinausgingen, so waren doch diejenigen Gaben, die er hatte, vollkommen ausgebildet und wurden kräftig angewandt. Es liegt dem Zweck dieses Werkes ganz fern bereits veröffentlichte Gegenstände wieder aufzuwärmen oder seine Blätter mit langen Citaten zu belasten. Deßhalb wird es genügen wegen einer vollständigeren Erklärung dieses Gegenstandes auf die vortrefflichen Memoiren des Cardinals Pacca zu verweisen. Er schreibt in der That den betrübenden Zusammenstoß, der zwischen den zwei größten Sphären geistlicher und weltlicher Gewalt, dem römischen Stuhl und dem französischen Kaiserthum, erfolgte, dieser irrthümlichen Auffassung vom Character des Pabstes zu. Aber eine Stelle paßt so gut für unsern gegenwärtigen Zweck und wird so viele minder gewichtige Behandlung des Gegenstands ersparen, daß es gerathen erscheint sie anzuführen. Nachdem der Cardinal bemerkt hat, daß er in so wechselvollen Lagen der beständige Genosse des Pabstes gewesen, und daß der Character desselben ihm habe unmöglich unerschlossen bleiben können, fährt er also fort: „Nachdem ich daher aufmerksam seinen Character studirt und seine Anlagen genau kennen gelernt, kann ich versichern, daß Pius VII ein Mann war, dem es keineswegs an Talent gebrach, und daß seine Natur nicht schwach und kleinmüthig war. Im Gegentheil, er war ein Mann von schnellem Witz, lebhaft, ungewöhnlich bewandert in den heiligen Wissenschaften, und er besaß ganz besonders jene eigen-

thümliche Art von gesundem Menschenverstand, welche in Geschäftssachen die zu überwältigenden Schwierigkeiten durch unmittelbare Wahrnehmung erkennt und Alles in seinem wirklichen Lichte erblickt."

Mit diesen Worten vor mir wäre es kaum zu viel gewesen dem Pabst Pius eine höhere Classe von Fähigkeiten zuzuschreiben, als ihm so eben angewiesen worden ist. Aber es ist zweckdienlicher zu berichten, wie sie cultivirt wurden. Don Gregor Chiaramonti begann jung und war daher im Stande mit bedächtlicher Ruhe den langen und vollständigen Mönchscursus philosophischer und theologischer Studien durchzumachen. Daß er dieß wenigstens mit schönem Erfolg gethan, geht klar aus der Thatsache hervor, daß er eine theologische Thesis öffentlich vertheidigte — eine Probe, die Leuten von untergeordneter Geschicklichkeit gewöhnlich nicht gestattet wird. Die Propositionen oder das Programm seiner öffentlichen Disputation wurden gebräuchlicher Maßen unten auf einen großen allegorischen Druckbogen eingravirt, und die Thesis war dem Cardinal Ganganelli gewidmet. So trafen zwei zukünftige Päbste, der Eine als Patron und der Andere als Client, auf dem edeln Feld der Wissenschaft zusammen. Eine Abschrift dieser Disputation befand sich, das weiß ich, in der Bibliothek des englischen Collegiums; sie war interessant und wurde viel besprochen, weil einer der aufgestellten Sätze die Widerlegung eines albernen Fanatikers war, welcher behauptet hatte, es gebe im Himmel keinen Platz für die Töchter Evas. Und dieß war nur eine von vielen Gelegenheiten, worin er seine Gelehrsamkeit und schnelle Besonnenheit öffentlich entwickelte.

Später war er öffentlicher Professor an den Collegien nes Ordens, zuerst in Parma, dann in Rom. Mit dreißig

Jahren wurde er in einem öffentlichen Capitel als Lector oder Doctor der Theologie promovirt, und sechs weitere Jahre hatte er den Lehrstuhl des canonischen Rechtes inne. In einer Körperschaft, wie die damaligen Benedictiner in Italien, wäre es für Jeden, der sich nicht als vollkommen competent erwiesen hätte, unmöglich gewesen auf solche Art promovirt und mit dem höchsten Unterricht betraut zu werden. Er muß nicht blos seine Geschicklichkeit in den Wissenschaften, zu deren Vortrag er berufen war, bewiesen, sondern er muß sich auch durch diese so viele Jahre fortgesetzte Uebung größere Reife des Urtheils, ein kräftigeres Raisonnement, ein schärferes Eindringen in die Charactere und eine feinere Menschenkenntniß erworben haben. Denn das sogenannte scholastische Unterrichtssystem bringt den Character des einzelnen Schülers zum Vorschein, wie es auch den Genius des Professors durch die Discussion fortwährend schärft und in Thätigkeit erhält. Deßhalb pflegte eine Person, welche Jahre lang in beständigem Verkehr mit Vielen lebte, die den Pabst oft sahen und auf vertrautem Fuß mit ihm standen, zu sagen, Pius VII sei von Allen die in seine Nähe kamen nicht blos verehrt und geliebt, sondern auch nicht minder wegen seines Fleißes und seiner Fähigkeit in Staatsgeschäften hochgeachtet worden. In der That hatten während der letzten Jahre seiner Regierung, denen diese Erinnerungen angehören, viele Fragen in Bezug auf Großbritannien und seine Colonien erörtert werden müssen. Schritt für Schritt wandte man sich an den heiligen Vater selbst; er nahm ein persönliches Interesse daran und ging wirklich vollständig darauf ein, so daß der achtungswürdige englische Geistliche, auf den wir angespielt haben, und der häufig selbst in solchen Sachen zu dem Pabste kam, manche Notizen über die verständige und

klare Auffassung desselben hinterlassen hat, obschon diese Gegenstände für Rom neu und sogar fremd sein mußten.

Viertes Capitel.

Fortsetzung.

Die Einfachheit der Gewohnheiten, welche sich so werthvoll erwies, um den liebenswürdigen Pabst während der peinlicheren Wechselfälle seiner Regierung aufrecht zu erhalten, verließ ihn auf dem Throne nicht. Frühe Stunden, ein frugaler Tisch, ein einsames Leben, beinahe monotone Beschäftigungen nebst der regelmäßigen Runde offizieller Audienzen, die für jeden Tag und fast für jede Stunde festgesetzt waren, keine Erheiterung durch Hoffeste oder öffentliche Erholungen — dieß ist mehr oder weniger das Leben jedes Pabstes. Er ist von keiner der Verpflichtungen seines Priesteramtes entbunden. Er feiert jeden Morgen die Messe und wohnt einer zweiten Feier bei. Er betet das Brevier wie einer seiner ärmsten Pfarrer, ebenso ganz gewiß seinen Rosenkranz wie irgend ein einfacher Catholik daheim oder in der Fremde; überdieß hält er wahrscheinlich noch besondere Andachtsübungen. Er hört Predigten an, nicht blos die der Form halber in seiner Capelle gehaltenen, sondern wirkliche ehrliche Predigten, stark und kühn, von einem Capuzinermönch während des Advents und der Fastenzeit. Alles dieß ist ein alltägliches Geschäft; dazu kommen noch die mehr öffentlichen Verrichtungen, an denen er einen hervorragenden und oft arbeitsamen Antheil nimmt. Wenn man sagen wollte, Pius VII habe dieses Leben geführt, so wäre dieß gerade,

wie wenn man sagte, er sei Pabst gewesen. Auch wäre es, nachdem alles dieß mitgetheilt worden, kein Zusatz, wenn man erwähnte, er sei gegen seine ganze Umgebung gütig, sorgsam und leutselig gewesen. Aber es gibt in seinem Character einen Zug, der nicht übergangen werden darf, weil er die Kraft von Grundsätzen beweist, die demjenigen entgegenwirkten, was als seine Natur hätte betrachtet werden können. Er stellte das edle Beispiel eines Herrschers auf, der sich nicht „zu Fleisch und Blut herabläßt." So liebevoll sein Herz auch sein mochte, so ließ er sich doch nicht verleiten seine eigene Familie mit Würden oder Gunstbezeugungen zu bedenken. Sein Vorgänger und Verwandter hatte unglücklicher Weise ein entgegengesetztes Beispiel hinterlassen — eine Schwäche in einem Leben voll characterfester Tugend, ein Makel an einem Pontificat von kummervollem Ruhme. Aber der siebente Pius, welcher mit den Familienfreuden auch den Familienbanden entsagt hatte, als er sein Noviciat antrat, kehrte nicht mehr zu den Fesseln zurück, die er auf die Seite geworfen. Er war in diesem Punct ganz untadelhaft, und sein Benehmen ist ein Beispiel und Gesetz für seine Nachfolger gewesen.

Dieß trug natürlich dazu bei die Isolirung des Pabstes noch vollständiger zu machen. Gleichwohl hatte Pius VII die Gewohnheit Abends gelegentlich einige wenige Personen, an deren Unterhaltung er Gefallen fand, in seine Gesellschaft zuzulassen. Unter diesen befand sich Canova, der Erneuerer der Sculptur und ihr größter moderner Meister, zugleich ein edler und tugendhafter Mann. Ein Anderer, der bereits erwähnt worden ist, war sein Secretär für lateinische Briefe, Monsignor Testa. Dieser vortreffliche Mann vereinigte viele seltene Eigenschaften in sich. Er war ein

eleganter classischer Gelehrter und schrieb seine lateinischen Briefe, wie nur Wenige außer ihm zu thun vermochten; er war mit modernen Sprachen bekannt, die er hauptsächlich zum Studium der Geologie und anderer Naturwissenschaften gebrauchte, an denen er große Freude hatte. Dieser Umstand führte zu einer besonderen Freundschaft zwischen ihm und dem englischen Collegium. Man sah ihn jeden Nachmittag seinen Spaziergang auf dem Monte Pincio machen, gewöhnlich in Gesellschaft von zwei oder drei Freunden, zu denen der berühmte Mai gehörte. Wer dort zu ihm stieß, konnte die politischen und kirchlichen Tagesneuigkeiten erfahren. Zuweilen befand sich ein langbartiger armenischer oder syrischer, oder ein amerikanischer oder chinesischer Missionär in der Gruppe und steuerte interessante Notizen von den äußersten Enden der Welt bei. Der ehrwürdige Prälat, welcher beständig den Mittelpunct der Gesellschaft bildete, hatte immer ein gewinnendes Lächeln auf seinem alten Gesichte, nebst einem gewissen schalkhaften Blinzeln [1]

[1] Er war einer von den Priestern, welche den von der französischen Regierung verlangten Priestereid verweigerten, deßhalb nach Corsica transportirt und daselbst in strenger Haft gehalten wurden. Die guten Leute aus der Nachbarschaft pflegten sich der Festungsmauer, wo sie am wenigsten bewacht war, zu nähern, dann wurde in einem günstigen Augenblick ein Korb aus einem Gitterfenster hinabgelassen und mit Erfrischungen gefüllt, die man herbeigeschafft hatte. Monsignor Testa gab von seinem Guckloch aus das Zeichen durch die zweideutige allen Gefangenen wohlbekannte Phrase: sursum corda! und die Schnur wurde schnell hinaufgezogen. Wenn gelehrte Theologen und Canoniker wie Bolgeni und Devoti in Bezug auf diesen Eid irregehen konnten, so erforderte es einige Festigkeit ihn zu verweigern, mit der für jeden Römer höchst peinlichen Aussicht fern von seiner Heimath hinweg deportirt zu werden. Ein armer alter Priester, welchem man erklärte, daß er, wenn er den Eid verweigere, auf die Insel Corsica geschickt werde, sagte, er habe nur eine einzige Bitte — man möchte ihn zu Land hingehen lassen, da die See ihm nicht zusage.

und jenem Sinn für das Comische, der vom Genie unzertrennlich ist und ihm Fragen eingab, die darauf berechnet waren bei einem Erzähler irgend eine kleine Excentricität oder ausländische Eigenheit zu Tage zu bringen. Aber einfach wie ein Kind und eben so warm in seinen Neigungen, ließ er sich niemals ein unfreundliches Wort entschlüpfen; auch machte er nie von dem Recht Gebrauch, das seine Stellung ihm gestattete, bei dem zweimaligen täglichen Chorbesuch in Santa Maria Maggiore, deren Stiftsherr er war, wegzubleiben.

Eine Anecdote aus seinem frühern Leben, die er selbst erzählt, ist interessant, weil sie auch einen weit berühmteren Mann betrifft. In seiner Jugend war Testa Attaché bei der Nunciatur in Paris und erwarb sich die Achtung vieler Gelehrten. Unter ihnen war Buffon, der ihn eines Tags zu Tische lud. Als er in den Salon trat, sah er sich unerwartet in einer Gesellschaft, die aus den ausgezeichnetsten Naturforschern und Mathematikern von Paris bestand. Er war etwas verblüfft, obschon diese Aufmerksamkeit ihm schmeichelte, als ihm ein Gedanke kam, der seine Freude und seinen Appetit lähmte. Es war Freitag, folglich ein Fasttag, der von Gentlemen dieser Classe nicht sehr eingehalten wurde, obschon man sicherlich genau Achtung gab, ob er selbst ihn einhielt oder sich darüber wegsetzte. Was sollte er thun? wie sollte er es anfangen, um mit verbotenen Gerichten zu spielen und darin herumzustöbern, so daß er hungrig, aber unbeobachtet und, was noch mehr war, unbefleckt das Ende des Mahles erreichte? Endlich wurde die Thüre des Speisesaals aufgestoßen, aber Testa war so unglücklich über seine peinliche Lage, daß er die Tafel gar nicht beachtete, bis er zu seiner großen Verwunderung den Wirth zu

seinen Gästen sagen hörte: Messieurs, aujourd'hui est Vendredi, et il faut l'observer. Er sah jetzt, daß die Herrn Naturforscher, offenbar als Compliment gegen ihn, ihre Beobachtungen an diesem Tag ausschließlich auf Wasserthiere beschränken mußten, von welchem andern animalischen Reich auch der Koch seine Brühen genommen haben mochte. [1]

Neben der Erholung, die sich der Pabst auf diese Art verschaffte, machte er seinen Spaziergang unveränderlich außerhalb der Porta Pia, die von Vielen besucht wurde, welche auf solche Art seinen Segen zu empfangen wünschten. Dieser wurde dem Armen und dem Reichen, dem Bauer, der seinen mit Reisern beladenen Esel vor sich hertrieb, wie dem Edelmann, der aus seinem Wagen stieg, um an dem steinernen Rand des Weges niederzuknien, mit demselben holdseligen Lächeln ertheilt. Manchmal haben der Verfasser und seine Genossen diese Richtung zu einem Spaziergang gewählt und sind im Vorbeigehen mit einem huldvollen Gruße angeredet worden.

Wer jedoch diesen Pabst wirklich in seiner glücklichsten Gestalt zu sehen wünschte, der mußte ihm in die Kirchen folgen, die er gerade besuchte, oder seinen kirchlichen Verrichtungen anwohnen. Sein hohes Alter und ein Unfall, der ihn kurz vorher getroffen hatte, verhinderte ihn in der

[1] Eine unangenehmere Erfahrung mit derselben Verlegenheit machte der Senator Rezzonico, Neffe des Pabstes Clemens XIII. Er war auf einem Höflichkeitsbesuch bei Friedrich von Preußen und wurde an einem Fasttag zu Tisch geladen, ohne daß man für Etwas gesorgt hatte, das er essen konnte. Der König beobachtete ihn und sprach ihm bei jedem Gerichte zu, bis der Senator, als er seinen königlichen Wirth in scheinbarer Verlegenheit sah, ihm die Ursache seiner Weigerung mittheilte. Der König befahl irgend Etwas, was gerade bei der Hand sei, fertig zu machen, als sogleich ein prächtiges Fastenmahl hereingebracht wurde. Seine Gewissenstreue war absichtlich auf die Probe gesetzt worden.

Zeit, auf welche sich diese Reminiscenzen beziehen, in eigener Person einen der größeren Gottesdienste zu versehen. Seine Anwesenheit war Alles was er geben konnte, und er erschien meistens in der Capelle des Palastes. Ueberdieß lebte er damals ausschließlich im Quirinalpalast oder auf dem Monte Cavallo, so daß die feierliche und beinahe erhabene Sixtinische Capelle mit ihrer königlichen Halle und der subsidiarischen Paulinischen Capelle wenig besucht wurde, außer wie andere Plätze von Kunstfreunden. Der Vaticanische Palast war in der That bis zur nächsten Regierung eher eine Sammlung von Museen als eine päbstliche Residenz. In der frisch decorirten Capelle vom Monte Cavallo wurden daher die meisten der großen Gottesdienste verrichtet, mit Ausnahme deren an Ostern und an Peter und Paul, aber es fehlte ihnen wirklich an dem großen Glanz, von welchem jetzt jeder Tourist erzählt; denn selbst bei diesen feierlicheren Gelegenheiten und sogar in der Vaticanskirche wohnte der Pabst ganz einfach bei. Aber seine Anwesenheit gab Allem Farbe und Feierlichkeit. Jener Geist der Frömmigkeit, den seine heilige Mutter einer sanften und zarten Natur eingepflanzt hatte, prägte sich in seinem Gesicht und seiner ganzen Erscheinung ab. Gebeugt durch Alter und Leiden schien seine Haltung die eines fortwährenden Gebetes zu sein; sitzend, stehend oder knieend erschien er Euch als das leibhaftige Abbild ernster und ungeheuchelter Andacht, und man vergaß über seinem Anblick das Ceremoniell, das Gepränge und die Menge, die ihn umgab. Bei einer großen Verrichtung trat diese Wirkung ganz besonders stark hervor.

Beim Fronleichnamsfest macht die große Procession die Runde um das ganze Quadrat von St. Peter, dessen Colonnade rundum bis an die fernsten Häuser mittelst einer

temporären Säulenhalle fortgesetzt wird. Der Anfang der Procession tritt in die St. Peterskirche, während der letzte Theil derselben die Sixtinische Capelle verläßt. Es ist ein Schauspiel, das mit jedem Schritt ein erhöhtes Interesse gewinnt. Zwischen den siebenfachen Linien der Zuschauer, die nicht mehr hauptsächlich Nordländer sind, sondern meistens Bauersleute, die großen Theils in den beinahe orientalischen, von Sammt, Stickereien und Silberzierrathen strozenden Costümen ihrer Dörfer erscheinen, ziehen die religiösen Körperschaften der Stadt, eine um die andere, hin; sodann die Capitel der vielen Stiftskirchen und die der Basiliken, denen ihre besonderen baldachinartigen Fahnen und ihre ältesten und kostbarsten Kreuze, zum Theil noch aus Constantins Zeiten stammend, vorgetragen werden. Hernach kommt die vornehmste Hierarchie, die den ersten Sitz der Welt umgibt und nothwendig die doppelte Verrichtung und den doppelten Character seines Inhabers theilt — Prälaten von verschiedenen Graden, welche die großen Staats- und Hausämter bekleiden, Richter, Verwaltungsbeamte und Räthe. Ihnen folgen Bischöfe aus allen Theilen der Kirche, in den bischöflichen Gewanden ihrer verschiedenen Länder aufgestellt, Lateiner, Griechen, Melchiten, Maroniten, Armenier und Copten. Nach diesen hinwiederum kommt das heilige Collegium, capitelartig in Diacone und Priester eingetheilt, aber verbunden mit dem noch höhern Stand der Bischöfe. Und zur Zeit, von welcher wir schreiben, waren da Männer, die sich durch die wichtigen Rollen, die sie in den Staatsangelegenheiten gespielt, durch ihren Antheil am Leiden und durch ihr Beispiel tugendfester Standhaftigkeit ausgezeichnet hatten. Wenige von denen, deren Namen in Cardinal Paccas Memoiren und andern Berichten über diese Zeit vorkommen,

ermangelten damals noch den guten Pabst mit den Erinnerungen an seine frühere Geschichte zu umgeben. Viele von ihnen, mit Einschluß des ausgezeichneten Geschichtschreibers selbst, waren augenscheinlich höchst verehrungswürdige Männer, die eine schwere Last von Jahren mit ihren mageren hoch aufgerichteten Körpern trugen, deren Köpfe ihre dünnen weißen Locken mit ihrem makellosen Hermelin vermischten, dem sie an Weiße gleich kamen; die mit der Haltung von Fürsten einherschritten und mit der Anmuth tugendhafter Weisheit sprachen; und wenn sie während einer heiligen Verrichtung in Reih und Glied da saßen, so schauten sie mit würdevoller Ruhe, so friedsam und edel darein, daß Viele bei ihrem Anblick denselben Gedanken gehegt haben müssen, der die Phantasie des Autors durchkreuzte. Hätte nemlich ein Künstler die römischen Senatoren darstellen wollen, wie sie schweigsam in ihren Häusern saßen, als die Soldaten des Brennus hereinzogen, Halt machten, niederknieten und anbeteten, so würde er mit Mühe irgendwo anders die passendsten Modelle zu seinem Gemälde gefunden haben. Aber hier hätte er Alles, Köpfe, Haltung, Ausdruck, Gefühl in dem wahrhaft nationalen Typus desselben Volkes besessen, und überdieß dieselbe Ordnung, Stellung und leidenschaftslose Ruhe mit solchen flatternden Gewanden und reichen Farben, welche die Einbildungskraft zu der älteren Scene leiten konnten.

Solcher Art waren die ehrwürdigen Fürsten, deren Namen der Fremde flüsternd erfragte, als sie in Procession an ihm vorüberzogen, und die unmittelbar vor der Gruppe kamen, welche das ergreifende Gemälde vollendete. Die Grundlage bildete die zahllose Menge des Gefolges, das Euch, wäre es der Gegenstand gewesen, dem man ansehen

konnte, um wenigstens drei Jahrhunderte rückwärts geführt hätte. Die glänzenden Stahlharnische der Schweizergarden über theilweise farbigen Camisolen und Hosen, die reich in Gold damascirten Uniformen der Offiziere funkelten mitten unter den rothen Damasttuniken der Träger, welche symmetrisch und ohne zu wanken unter der schweren Last einherschritten, während die vielen zweihändigen Schwerter der Schweizer emporwärts flammten, parallel mit den hohen Stangen eines kostbaren Silbergewebes und eines gestickten Thronhimmels, der über Allem emporragte und von Personen einhergebracht wurde, die dieß für eine hohe Ehre hielten und gleichfalls das zierliche Costüm entschwundener Tage trugen.

Aber hoch in der Luft, unter dem Thronhimmel und auf der Estrade einer kleinen Plattform, die in der Höhe getragen wird, befindet sich die Krone der ganzen Procession. Auf einem reich bedeckten Schemel steht die goldene Monstranz, wie sie in England zu alten Zeiten genannt wurde, welche den heiligsten Gegenstand des catholischen Glaubens und der catholischen Verehrung enthält, und hinter ihr kniet der Pabst, mit seinem weiten gestickten Mantel den vor ihm stehenden Schemel umfassend. Auf diese Art wird er dahin getragen, so daß Alle ihn sehen und sich an seine Andacht anschließen können, während er selbst nicht einmal durch die Bewegung, welche erforderlich ist um in einer Prozession einherzugehen, gestört wird. Wer den Pabst Pius VII in dieser Stellung gesehen hat, wird das Gemälde nicht so leicht vergessen. Die fest und unbeweglich auf die Basis des heiligen Gefäßes gedrückten Hände; das nicht vor Schwäche, sondern in Anbetung gebeugte Haupt; die geschlossenen Augen, die Nichts von dem Gepränge und der Herrlichkeit rings

umher sahen, sondern die Welt von der ruhigen und stillen Betrachtung im Innern ausschloßen; die edlen Züge, so ruhig, daß kein Ausdruck von menschlichem Gefühl oder einem irdischen Gedanken an ihnen erforscht werden konnte; das blose Haupt, das kaum je unbedeckt war außer gerade damals,[1] mit noch dunkeln Locken, die nachlässig im Winde wallten; diese characteristischen Formen und Erscheinungen einer menschlichen Gestalt, die gleich einer sculptirten Figur unbeweglich blieb und nicht wankte, hätten für das reinste und erhabenste Symbol verzückter Anbetung gehalten werden können. Der schwellende Chor der Hymnen und Psalmen vor ihm erreichte offenbar seine Ohren nicht; der Rauch des süß duftenden Weihrauchs just unter ihm kitzelte seine Nase nicht; das Gewoge einer Menge, die mit dem Gebrause einer See hin- und herschwankte, prägte sich seinen Augensternen nicht ein: er war selbst über Alles entrückt, was die Sinne ihm zuführen konnten, er concentrirte sich in einem einzigen Gedanken, in einem einzigen Act des Geistes, der Seele und des Herzens, in einer einzigen Pflicht seines erhabenen Amtes, einem einzigen Vorrecht seiner höchsten Würde. Er war, er fühlte es und Ihr sahet es ihm an, dasselbe was Moses auf dem Berge, als er vor allem Volk Angesicht zu Angesicht bei Gott war; der Statthalter bei s e i n e m Hohenpriester, der oberste Hirte bei dem Fürsten der Hirten, der höchste und erste der lebendigen Menschen bei dem einzigen lebendigen Gott.[2]

[1] Das weiße Scheitelkäppchen, welches der Pabst trägt, wird Solideo genannt, weil es blos als Huldigung vor Gott abgezogen wird.

[2] Am Charfreitag 1818 beobachtete ein englischer Reisender mit großem Gefühl den Pabst, wie er baarhäuptig und unbeschuht die Capelle hinaufschritt, um das Kreuz zu küssen. Jemand flüsterte ihm zu, dieß sei

Ich verzeichne Eindrücke — Eindrücke, die sich niemals verwischen lassen. Es mag sein, daß die Jugend mittelst ihrer Wärme die Form, worin sie gegossen werden, weicher macht, so daß sie tiefer sinken und zu gleicher Zeit schärfer und bestimmter hervorkommen: aber gewiß ist, daß diese früheren Gemälde als die Urbilder dessen, was man später manchmal wiedergesehen hat, im Gedächtnisse bleiben. Wenn wir viele Exemplare eines Gemäldes von einem großen Meister betrachtet haben, können wir uns ka.m von der Vorstellung trennen, daß das erste, das wir gesehen, das Original gewesen sei, die andern alle Copien.

Wenn der Leser bis hieher einer Darstellung gefolgt ist, die er als unvermischtes Lob betrachten kann, so mag er ein Recht haben zu fragen, wo denn die Schatten seien, wodurch die Lichter in unserem Portrait hervorgehoben werden müssen. Cardinal Pacca, sein Minister und Gefährte in seiner qualvollsten Lage, hat offen erklärt, welcher Mangel oder welche Unvollkommenheit ihm während seiner ganzen Verbindung mit dem Pabste auffiel, und diese Unvollkommenheit ist diejenige, die sich bei sanften und weichen Herzen am häufigsten vorfindet. So bald er sich selbst überlassen war, zeigte er eine Unentschlossenheit, die stark mit seinem Muth contrastirte, wenn er seine Pflicht klar vor sich sah und Rathgeber um sich hatte. Einige schrieben diesen Fehler der geringen Meinung, die der heilige Vater von seinen eigenen Fähigkeiten gehabt habe, und einer zur Gewohnheit gewordenen

ein Stück Aberglaube. „O sagen Sie das nicht," rief er, „es ist ergreifend und erhaben." Dieß war Herr Mathias, einer von den drei Männern, von denen, wie Forsyth bemerkt, die Italiener selbst zugeben, daß sie mittelst der Alliteration so gute italienische Verse geschrieben haben, wie die Eingeborenen selbst; die zwei Andern sind Milton und Menage.

Demuth zu. Allerdings nahm in seinem unselbstsüchtigen und einfachen Herzen ein Fehler wie dieser, der sich leicht auf die Seite der Tugend hinneigt, natürlich die genannte Form an, und eine zu niedrige Schätzung seiner eigenen Gaben mußte einer wirklich vorhandenen Schwäche Ausdruck verleihen und sie noch verschlimmern. Aber der Fehler konnte, wenn er angeboren war, nicht durch dieselbe Erziehung geheilt werden, die seine andern guten Eigenschaften zur Reife brachte. Es gibt in der That für einen verzagten Menschen kein glücklicheres Leben als das in einer Brüderschaft. Es befreit allerdings den Geist von täglichen, quälenden Sorgen, so daß er sich in aller Heiterkeit Beschäftigungen hingeben kann, die ihn besänftigen und beruhigen; aber es stumpft die Schärfe des Selbstvertrauens ab, so daß er weniger fähig wird einen Knoten zu zerhauen oder ein Hinderniß umzustoßen: denn man kann sich leicht bei Andern Rath holen, und dieser Rath wird in der That unumgänglich nöthig; denn wo Viele in friedlicher Gemeinsamkeit der Interessen zusammenleben, da gibt es nicht viel was eine Thätigkeit des Einzelnen erforderte. Diese würde nur hinderlich oder störend sein.

Die Regierung des Pabstes war kräftig und entschlossen, weil er besser als die meisten Fürsten wußte, wie er seinen Minister zu wählen und, wenn er einmal gewählt war, wie er ihm sein Vertrauen zu schenken hatte. Wenn dieses Werk eine Geschichte wäre, so würde es leicht sein diesen wahrhaft fürstlichen Instinct zu beweisen. Es genüge zu sagen, daß in dem critischen Augenblick, wo sein Mißgeschick begann, Niemand ihn besser hätte bedienen können als der Geschichtschreiber desselben, Cardinal Pacca; Niemand hätte das Steuerruder seines zertrümmerten Schiffes mit mehr Ge-

schicklichkeit oder Festigkeit handhaben können als der große Staatsmann Consalvi. In der Zeit, die zwischen diesen beiden Ministern lag, als er allerdings nicht mehr ein Monarch, sondern ein Gefangener, als er allen Rathes und aller Sympathie beraubt war, aber von Leuten bestürmt wurde, die ihn, weil sie vermuthlich selbst getäuscht worden, gänzlich täuschten, beging er den einzigen Irrthum seines Lebens und seiner Regierung im Jahr 1813. Denn da kamen Männer „vom Saamen Aarons," von denen man nicht erwarten konnte, daß sie ihn mißleiten würden, zumal da sie selbst frei waren und die Dinge der Welt gar wohl kannten, und zeigten ihm durch die Gucklöcher seines Gefängnisses, daß diese Welt, von der er ausgeschlossen war, nur durch seine Unnachgiebigkeit in ihrer Oberfläche und in ihren untersten Tiefen aufgeregt sei; sie stellten ihm vor, daß in Folge dessen, was sie seine Hartnäckigkeit nannten, die Kirche bis zum Schisma zerrissen und die Religion bis zur Vernichtung geschwächt sei. Er, der nur gebetet und seinen Nacken dem Leiden gebeugt hatte, wurde in seinen eigenen Augen als ein harter und grausamer Herr dargestellt, der lieber Alles zu Grund gehen lassen als seine Ansprüche auf eine unbarmherzige, wiewohl unmächtige Jurisdiction aufgeben wolle. [1]

Er gab in einem Augenblick von Gewissensbeunruhigung nach, er willigte, obschon nur bedingt, unter falschen aber tugendhaften Eindrücken in die Bestimmungen, unter denen man ihm ein neues Concordat vorschlug. Aber kaum hatte sein aufrichtiger und demüthiger Geist den Irrthum entdeckt, so machte er ihn auch auf edle und erfolgreiche Weise wie-

[1] Die Deputation von Bischöfen und Andern, die ihn in Savona besuchte.

der gut. Er wollte bei diesem Werk keine Hilfe von Andern haben, er wollte nicht zugeben, daß Jemand seinen Frieden oder sein Behagen dadurch in Gefahr bringe, daß er ihm beistehe. Er wollte sein eigener Secretär sein; er schrieb, er corrigirte und copirte die nothwendigen Urkunden; er gewann seine sonnige Heiterkeit, sein holdseliges Lächeln und seinen unerschütterlichen Frieden wieder durch seine demüthige Aufrichtigkeit; und aus der Tiefe der Selbsterniedrigung, in welche er auf edle Weise hinabgestiegen war, erhob er sich höher in der Achtung und Liebe Aller die ihn kannten.

Die Geschichte dieser Verhandlung ist dem Publicum lange Zeit unter zwei sehr verschiedenen Gesichtspuncten dargestellt worden; Cardinal Pacca hat sie mit leidenschaftsloser Einfachheit beschrieben, der Abbé de Pradt hat sie dramatisch und caustisch erzählt. Die eine Darstellung trägt alle Spuren eines aufrichtigen Berichterstatters über wirkliche Thatsachen; die andere trägt das Gepräge eines bittern, obschon witzigen und gescheidten Parteimannes. Aber es ist schwer auf die wichtige Crisis, auf welche wir in den Geschicken des Pabstes und nach rein menschlicher Berechnung in den Geschicken der Kirche angespielt haben, zurückzublicken, ohne einen Augenblick zu überlegen, was ihren höchsten Gesichtspunct bildet.

Wenn geschichtliche Ereignisse in Folge unseres Voranschreitens unsern Augen so weit entrückt sind, daß wir ihre geringeren Details und die dadurch hervorgerufenen Gefühle nicht länger zu erkennen vermögen, so verfallen sie in das Gebiet providentieller Denkwürdigkeiten. Die Schauspieler in denselben stehen in einem feierlicheren Lichte da. Ihre gegenseitigen Verhältnisse wechseln, vielleicht auch ihre Rollen; ihr Einfluß auf die Welt kann nach Resultaten ermessen

werden. Dieß ist auch im täglichen Leben der Fall. Der Mann, der zuerst den Hebel der Druckerpresse geführt, hat einen mächtigeren und edleren Scepter geschwungen, als der Souverän, der ihm vielleicht als einem braven Mechaniker einige Münzen in die Hand gleiten ließ. Lunardi, der sich eben so aufblies und aufbauschte wie sein Ballon, und der von Vornehmen bewundert und geehrt wurde, ist, fortgetragen auf den Flügeln leerer Nutzlosigkeit, aus den Augen verschwunden, während der Mann, der schweigsam daheim den Dampf aus dem Kessel beobachtete, in dem Brennkolben seines Hirns einen noch feineren Geist daraus destillirte; denn es sollte dieß der eigentliche Geist einer kommenden Welt werden.

Aber wenn wir auf Staatsmänner und Staatsangelegenheiten zurückblicken, welche in die Mitte ereignißvoller Strömungen gestellt sind, die aber in ihrem Lauf unwiderstehlich von ihnen abgeändert, gelenkt und controlirt werden, so sind dieß ihrerseits keine Zufälligkeiten, sondern, wie man jetzt sieht und begreift, Ursachen dessen was sich um sie her bewegt, und sie selbst dienen einer höheren Sache. Sie mögen dem Strom erlauben ruhig auf der einen Seite hinzufließen, und ihn zwingen auf der andern Seite sich zu winden und zu krümmen; sie mögen von einem plötzlich angewachsenen Waldbach überrascht werden, wo früher nur ein Strom süßen Wassers gewesen, ja sie mögen niedergeworfen, fortgetragen, weggeführt und rein aufgelöst werden: aber am Ende werden sie die nothwendigen Quantitäten gewesen sein, wodurch jedes ordentliche Gesetz der Bewegung, des Druckes, der relativen Existenz modifizirt, und wornach es geschätzt werden muß. In der Geschichte lauft die Welt eine Zeitlang ziemlich glatt dahin, aber die plötzliche Erschei-

nung eines Alexander, eines Carls des Großen oder eines Christoph Columbus mitten in ihrem Strom zerstört das Gleichgewicht der vorhandenen Kräfte durch Waffen, durch Weisheit oder durch eine erhabenere Gabe, und bereitet eine neue Phase der Gesellschaft vor, deren vollen Werth oder wenigstens volle Bedeutung viele kommende Geschlechter nicht zu schätzen vermögen. Bei all ihren Fehlern, Versehen, Narrheiten, bei ihrer Größe und ihren kleinen Eigenschaften erblicken wir in ihnen Werkzeuge einer ungewöhnlichen, kräftigen und entschiedenen providentiellen Vermittlung, die am Ende wohlthätig wirkt, obschon sie zuweilen im Anfang furchtbar richterlich auftritt.

In der Liste solcher historischen Namen, so kurz und streng ausschließlich sie ist, darf Napoleon I schlechterdings nicht ausgelassen werden. Nie hat ein Monarch sein Symbol besser gewählt als er in dem Adler. Adler in seinem Auge, Adler in seinem hohen Flug, Adler in der Kraft seines Flügelschlags, wenn er über seinem Ziel dahinschwebte, und in der Schnelligkeit, wenn er darauf losschoß, Adler in seinem Griff; aber Adler in Allem was den König der Vögel vom Geier, vom Habicht oder vom Edelfalken unterscheidet. Krieger von Natur und Eroberer aus Instinct, mit aller Rauhigkeit des Einen und allem Hochmuth des Andern, aber für einen Thron geeignet, wie wenn er auf demselben erzogen worden wäre, ihn mit dem Glanz feudaler Monarchien umgebend und mit der Grazie alter Könige ausfüllend, schien er durch innere Wahrnehmung in den harten Beschäftigungen des Krieges die Liebhabereien, den Tact, die Annehmlichkeiten und, was noch mehr ist, die Pflichten und Erfordernisse eines kaiserlichen Königthums gelernt zu haben. Kunst und Wissenschaft, beinahe geschändet und sogar durch grau-

same Beispiele aus der Gesellschaft verscheucht, erhoben ihre Häupter und warfen ihre dankbare Huldigung zu den Füßen Dessen, der sie wieder ins Leben gerufen; ein Augustisch Zeitalter der Literatur brach aus dem Chaos revolutionärer Barbarei hervor, und seine glänzenden Autoren hingen ihre Danksagungen in Versen und Prosa an seinen Harnisch oder Hermelin; Manufacturen entstanden mit einem Geschmack und einer Fülle, die nicht blos einen neuen Glanz um seine Hallen von Sevres und den Gobelins goß, sondern Frankreich mehr als je zum höchsten Richter in Sachen der Eleganz, zum Dictator der Fashion machte. Dazu kommt die wunderbare ihm angeborene Meisterschaft in der Regierungskunst, die er auf einmal entwickelte; seine Fähigkeit zu häuslicher Organisation und innerer Verwaltung, wodurch er die Fäden des Commandos von jedem Departement, jeder Präfectur, jeder Ortsvorsteherschaft aufs Vollständigste in der Hand hielt, wenn sie auch nicht so augenblicklich wirkten wie die Telegraphendrähte im Cabinet seines gegenwärtigen erlauchten Nachfolgers. Und ferner bedenke man die geistige Klarheit und die practische Denkkraft, die einen Mann befähigen konnten Gesetzgeber zu werden und einen Codex universellen Rechtes, civilen und criminellen, theoretischen und angewandten, zu entwerfen — Classificationen von Vergehungen, Gerichtsverfahren, Anwendung der Strafe, Anklage, Verfolgung und Züchtigung. Dabei ein solcher Codex, wie er allein für ein Volk paßte und passen konnte, dessen schwerfällige Gesetzgebung, Ordonnanzen, Octroirungen, Decrete vergangener Parlamente, von einer unbarmherzigen Revolution hinweggefegt worden; ein Volk, das neue Gedanken, neue Gefühle, neue Ansprüche erworben hatte, aber keine neuen Ueberlieferungen und Gebräuche, um einem ge-

setzlichen System eine Grundlage oder Stütze zu geben. Durch Ertheilung einer Sammlung nützlicher Gesetze hatten sich Solon und Alonzo den Beinamen Weise, Carl der Große den Beinamen der Große, unser Eduard den Beinamen der Gute erworben. Und ohne Zweifel erhielt jeder dieser ausgezeichneten Herrscher manchen guten Rath von practischen und fleißigen Männern; da gab es Vieles zusammenzutragen, Vieles zu vergleichen, Vieles an seinen rechten Punct zu stellen in der Wagschale auseinanderlaufender und abweichender Ansichten. Aber wir haben gesehen, wie wenig Commissionen für Gesetzgebung, bei denen ein gewisser Grad und Umfang von professioneller Geschicklichkeit und Erfahrung vorhanden ist, ohne die Leitung und Oberaufsicht eines Herrschergeistes thun können, der in die Combination höhere controlirende Elemente bringt, die weit über technischen Kenntnissen, weisen Sprüchen und modernen Beweisen stehen. Und darum verkündet der einfache Titel Code Napoleon, während er den gelehrten und fleißigen Männern, die ihn anordneten und zusammensetzten, kein Lob versagt, dem zukünftigen wie dem gegenwärtigen Zeitalter, wer über das große Werk wachte, bis es zur Reife kam, wer persönlich die Berathungen seiner verschiedenen Verfasser leitete, ihre abweichenden Ansichten in Einklang brachte, das werthvolle Ingrediens eines kräftigen, unbefangenen Gefühls hineinwarf und, wenn er manchmal verwirrend einwirkte, doch weit öfter widerstreitende Ansichten versöhnte. Auch gereicht es diesem Unternehmen, das inmitten zahlloser anderer Sorgen ausgeführt wurde, zu nicht geringem Lob, daß es in Ländern eingeführt blieb, aus welchen jede andere Spur der französischen Herrschaft verschwunden ist; daß es als sehr werthvoll von Dynastien rivalisirender Häuser beibehalten wurde, obschon der erste

Drang plötzlicher Restauration auf Vernichtung alles Neuen ausging und die Erfahrung zur Herstellung von etwas Nationalerem rieth.

Quot libras in duce summo! können wir wohl ausrufen und fragen: war ein solcher Mann auf die öffentliche Bühne gesandt, ohne daß ihm eine Rolle von höchster Bedeutung und unvermeidlichem Einfluß zugewiesen war? Aber jetzt ist uns nach vielen Jahren ein anderer Beweis von providentieller Fügung vor Augen gekommen, ein Beweis, der manche frühere Berechnung zu Schanden macht. Er ist wie ein Meteor über die Welt hingefahren, er hat geleuchtet, geblendet und ist gänzlich erloschen niedergefallen. Er war ein Phänomen, ein Comet, wenn Ihr wollt, der seinen Lauf quer über die ruhigen Flächen regelmäßiger Himmelskörper nahm, deren gegenseitige Anziehungen und entgegengesetzte Anziehungen ein Theil ihrer periodischen Gesetze der Bewegung gewesen waren, und er hat sie mit ungewöhnlicher Rauhigkeit aus ihrem gleichförmigen Laufe geschleudert. Aber der störende Stoß war vorüber; der excentrische Körper war vorbeigefluthet, um nie wiederzukehren. „Nennet diesen Mann kinderlos," war eine Wahrheit geworden, die deutlich in der Weltgeschichte verzeichnet stand. Und daß die Geschichte kaum begonnen hatte anzuerkennen und zu preisen, was wahrhaft Großes an ihm war, oder seinen unumgänglich nothwendigen Platz in der Welt einzugestehen, in wessen Interesse lag es das zu thun?

Daß dennoch nach allem Dem ein Menschenalter später der verbannte, geschändete, geächtete Name auf demselben Platz vorgefunden werden sollte, denselben kaiserlichen Titel führend, der von einem europäischen Congreß nichtig erklärt und abgeschafft worden, und daß alle menschliche Wahrschein-

lichkeit so wie die innigen Wünsche Vieler dahin gehen sollten, daß Beide in einer dauernden Dynastie fortgesetzt werden mögen, das ist allerdings seltsam und unerwartet genug, um ein providentielles Walten in der Geschichte des ersten Kaisers anzunehmen. Es gibt die Idee ein, daß, was er immer that oder beabsichtigte, was von seiner edleren und höheren Natur, seinem Genie, seiner Seelengröße und seinem Glauben stammte, aufbewahrt und sogar entwickelt werden muß, wie nur ein Vermächtniß der Familienliebe es werden kann, während die Irrthümer und Excesse, die sein Wirken bewölkten, stets als traditionelle Lehren da dienen werden, wo man sie am genauesten beurtheilen kann, um sie zu vermeiden.

Alles das mag ohne Zweifel überflüssig erscheinen; denn Niemand, der das anerkennt, was wir providentielle Crisen in der Geschichte nennen möchten, wird sich weigern in der Erscheinung Napoleon Bonapartes, der sich plötzlich und gerade aus wie ein fester Meerdamm von dem revolutionären Abgrund erhebt und die erschütterte und zertrümmerte Erde gegen denjenigen in Schutz nimmt, aus welchem sie hervorgeht, eine solche zu erblicken. Und doch muß der Leser dieser Anschauungsweise noch weiter folgen, bevor der Gedanke des Verfassers klar gemacht werden kann.

Europa hat viele politische Revolutionen überstanden, aber es hat nur eine einzige sociale erlebt. Nur in Folge von Invasion und Eroberung waren eine ganze alte Königsdynastie hinweggefegt, aller Rangesunterschied und Adel abgeschafft, die ganze Priesterclasse und die nationale Religion sammt allen ihren Einrichtungen, Denkmälern und Gebräuchen durch Tod, Confiscation, Zerstörung oder Abschaffung vernichtet, die Carte des Landes in Stücke zerrissen, seine

Provinzen unter andern Namen hergestellt, seine Maße und Gewichte von der Tonne bis zum Gran, von der Meile bis zur Elle in Namen und Verhältniß verändert, seine Zeitabtheilungen von der Aera ihres Datums bis zur Eintheilung des Jahres, der Monate und ihrer Unterabtheilungen, endlich das ganze Regierungssystem, Finanz, Justiz und Municipalverwaltung ausgestrichen und neu hergestellt worden. Als die Türken sich des byzantinischen Kaiserreichs bemächtigten, führten sie eine ganz ähnliche Revolution aus, ebenso die Sarazenen in Andalusien und Granada. Denn auch sie änderten das hartnäckige Element der Nationalität, die Sprache, nicht. Der Albanese und der Moldauer, der Araber und der Grieche, die zerstreuten Stämme der Berge oder der Sandwüsten behielten ihre Muttersprachen bei.

Das was man die französische Revolution nennt, that also, vielleicht zum ersten Mal in der Weltgeschichte, was nur die gänzliche Unterjochung eines Landes durch einen fremden Feind je gethan hat. Sie war ein Vulcan, nicht sowohl in dem gewaltsamen und brennenden Ausbruch verborgener Feuer von furchtbar schrecklicher Energie, als dadurch daß sie den reichen Boden und den fruchtbaren Ertrag der Civilisation mit den Schlacken und Aschen bedeckte, worin diese Feuer ihre Nahrung gefunden hatten. Dieser Boden und diese Production werden allerdings wieder erscheinen; die neue und unnatürliche Oberfläche wird durch Zeit und Stürme abgerieben werden, und die zusammengepreßten, aber nicht getödteten Keime alten Lebens werden sich allmählig hindurchkämpfen und wieder grün werden auf dem schwarzen Felde.

Die furchtbare Erhebung der Unterböden über die Oberfläche, mögen sie nun aus Pöbelhaufen oder Clubs,

aus Bergen oder Conventen bestehen; der Triumph des Proletariats über das Edle und Heilige, die Aristokratie des Geistes wie der Geburt; die fluchwürdige Unparteilichkeit der Ruchlosigkeit, welche einen Bailly oder Lavoisier eben so bereitwillig aufs Schaffot schicken konnte wie einen Danton oder Robespierre; der beharrliche Vernichtungskampf gegen Alles was durch Erziehung, Studium, Vertrautheit mit schöner Literatur und eleganter Gesellschaft hervorragte, schien beinahe zur gänzlichen Vernichtung nicht blos der Civilisation, sondern alles Dessen, was sie wieder ins Leben rufen konnte, zu führen. Denn da erhob sich auch aus dem eigentlichen Schlamm der Verdorbenheit und Brutalität [1] eine Erndte von trotzigem Geist und wilder Tapferkeit, welche nicht blos die neue Ordnung der Dinge dauernd zu machen, sondern sie auch mit der Kraft der Ausbreitung und Ausdehnung zu begaben schien. Es ist schwer zu sagen, ob diese riesige Macht der Wille oder der Arm der Nation war;

[1] Vor wenigen Jahren, nach den Barricaden, wurde eine Anzahl von Proletariern, die man in Paris, wohin sie gekommen waren um Arbeit oder Raub zu finden, hilflos gelassen hatte, in einem Kloster freundlich mit Nahrung und Obdach versehen; man gab sich dort auch Mühe ihnen einigen moralischen Unterricht zu ertheilen. Alles schien mit gebührendem Dank aufgenommen zu werden, als der Superior, in der Hoffnung ihre Gemüther und Herzen noch mehr zu sänftigen, Einigen von ihnen die Blutflecken zeigte, welche von den Mezeleien der großen Revolution her noch auf dem Boden sichtbar waren. Einer der Männer rief, nachdem er seine Erzählung angehört: Ah, Monsieur! vous ne nous connaissez pas. Nous ferions autant. Nous sommes de la boue nous autres. Nous accepterions votre pain avec une main, et nous vous poignarderions avec l'autre. Ist der Leser jemals einem Menschenhaufen begegnet, der von einer Hinrichtung kam? Hat er je einen andern gesehen, der ihm glich? Woher kam das? Aehnliche Fragen pflegten zu Paris in den Schreckenstagen gestellt und mit einem beinahe abergläubischen Schauder beantwortet zu werden.

ob sie einen Impuls gab oder einem solchen folgte; ob die Führer — wie sie nach einander auf der Oberfläche dieses trüben Pfuhles emportauchten, seine Wogen eine Weile in Schranken hielten, dann aber in die Höhe geschleudert und auf seinen Felsen gepfählt wurden — sich durch angeborne Macht ihren Weg erzwangen oder durch den Sturm unten in die Höhe geworfen und emporgewirbelt wurden. Aber sie zeigten, Einer wie der Andere, keine höheren oder edleren Gedanken und Absichten, als der niedrigste und blutgierigste von Denen, durch welche sie emporgehoben worden; keinen stärkeren Instinct für Moralität, Ordnung und Civilisation, keine größere Verehrung für Genie oder Tugend, keinen entschiedeneren Wunsch die Fluth socialer Kräfte in ihre gewöhnlichen Canäle zu leiten und den ruhigen Athem, den festen Puls wieder zu gewinnen, welche die einzigen Beweise für nationale Lebenskraft sind. Als solche betrachteten sie fälschlich die furchtbaren Ausbrüche roher Stärke und die Symptome fieberischer Wuthanfälle.

Graf de Maistre beschreibt mit wahrhaftem Humor das Menschenthier als aus drei Elementen bestehend, Seele, Körper und Vieh.[1] Wenn das bestialische Element die Oberhand gewinnt, so erfolgt irgend ein wilder Ansatz, ein kopflos jäher Anlauf, und hier führte es zu einer wahnsinnigen politischen Debauche. Das Volk, wie es genannt wurde, hatte vorn und hinten ausgeschlagen, sich gebäumt, alle seine Kräfte angestrengt und sich losgerissen von Allem worin es eine ihm ungerechter Weise aufgejochte Last erblickte, mochte es nun der Karren arbeitsamer Industrie oder ein goldener königlicher Prunkwagen sein. Damit hatte es jedes Band zerrissen, wodurch es mit der socialen Ordnung verknüpft

[1] Voyage autour de ma chambre.

war. Es hatte das „dreifache Seil" häuslicher Liebe zerrissen, denn oft waren die größten Feinde eines Mannes die Angehörigen seines eigenen Hauses. Es hatte die goldene Kette gegenseitigen Interesses, welche verschiedene Classen vereint, entzwei gebrochen, bis nach gedankenlosem Plündern und systematischer Confiscation Assignaten das elende Surrogat für Münze geworden waren. Endlich hatte es auch die zäheren Stränge zerrissen, mit welchen Justiz verbrecherische Mitglieder der Gesellschaft sowohl bindet als züchtigt; denn Revolutionsgerichte hatten die Stelle des ruhigen Richterstuhls eingenommen, oder vielmehr es war eine noch furchtbarere Procedur, wobei Anklage, Verhör, Urtheil und Vollstreckung, Alles vom Pöbel ausging.

In diesem wilden Rennlauf blieb nur ein einziges Band unzerrissen, lose auf den Nacken geworfen, und wer Muth genug hatte es zu ergreifen, und kalte Klugheit genug es so zu lenken, daß er diese noch unbezwingbare Kraft beinahe unbewußt umdrehte und in das gewöhnliche Geleise der Nationen zurückführte, der mußte in der That der Mann des Jahrhunderts und der Wiederhersteller seines Landes werden. Dieser Zügel, den kein Phaëton hätte ergreifen können, ohne wie schon so viele zerschmettert zu werden, war die große Liebe zum Vaterland, eine Liebe, die, wie Alles was ihr nahe kam, leidenschaftlich, trotzig und versengend war, die nach Rache an jedem Feind glühte, den Widerstand der ganzen Welt verachtete, mit düsterer Eifersucht jeden Ruhm betrachtete, den ein König durch sie gewonnen, obschon sie sich schon bei diesem Namen in Haß verwandelte. Es kann in einer Zeit nur einen einzigen Mann geben, der einer solchen Lage gewachsen ist, und Niemand, wer nach fünfzig oder sechzig Jahren zurückblickt, kann leugnen, daß ein

höherer Wille als der des Menschen, eine bessere Sache als das Verhängniß ihm sein Schicksal angewiesen.

Er erhaschte im rechten Augenblick diesen einzigen Zügel, welcher sein Land auf den gewöhnlichen Weg zurückleiten konnte; indem er seinen letzten edeln Impuls unterstützte, gewann er seine Herrschaft über dasselbe, beschwichtigte und liebkoste es; dann rief er noch einmal die schlafenden Instincte classificirter Gesellschaft, Subordination, moralische Verantwortlichkeit und zuletzt Religion zur Thätigkeit auf. Das rechtzeitige Erscheinen eines solchen Mannes, welcher eine solche Vereinigung nothwendiger Befähigungen besaß, die damals eben so unerläßlich war, wie sie zu allen Zeiten selten ist, wird, von diesem Standpunct aus betrachtet, ein providentieller Act.

Diese Erwägung verpflichtet oder leitet uns nicht zur Gutheißung eines Actes gegen die Gerechtigkeit, Religion oder Wahrheit. Nicht einen einzigen Angriffskrieg, nicht eine einzige That der Unterdrückung, so glänzend sie in ihrer Ausführung oder so plausibel sie in ihren Motiven sein mag, nicht einen einzigen Act der Plünderung oder Gewaltthat oder Unehrerbietigkeit gegen eine Person, einen Platz oder eine Sache, kurz Nichts, was sich nicht durch die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit rechtfertigen läßt, können oder werden wir jemals billigen. Jede mildernde Betrachtung muß bei uns ihr Gewicht haben; jedes Motiv der Entschuldigung überlassen wir einem höheren Tribunal, wo das Urtheil barmherziger ist als das menschliche. Es ist nichts Geringes, wenn wir sagen, daß ein junger Soldat, herangebildet in Zeiten wie die seinige, geschmeichelt und verwöhnt von den Menschen und vom Glück, mit solchem Ernst die gesetzliche Wiederherstellung der Religion, ihrer Hierarchie,

ihres Einflusses und ihrer vollständigen Organisation, frei von modernen Theorien über Doctrin oder von fremden Regierungssystemen, angestrebt und durchgesetzt habe.

Und ganz besonders wird uns Niemand auch nur für einen Augenblick im Verdacht haben, daß wir die Schuldbarkeit dessen zu mildern wünschen, was er selbst beklagte und bereute, nämlich die Art und Weise wie er den verehrten Pabst behandelte, den wir vergessen zu haben scheinen können. Obschon ohne Zweifel seine gewaltsame Entfernung aus Rom nicht von dem Kaiser befohlen worden, und obschon er noch weniger die Roheit, Unehrerbietigkeit und Verruchtheit der Ausführung beabsichtigt haben konnte, so wurde doch das Unrecht nicht wieder gut gemacht und für die daraus entstandenen Leiden kein Ersatz geleistet. Die Verantwortlichkeit wurde unglücklicher Weise angenommen, und so mußte er sich ihr unterziehen. Wer dieß beklagt, verräth ganz andere Gefühle als Abneigung oder sogar Zorn. Es sind dieselben Gefühle, die uns bei den warnungsreichen Sünden eines David oder Salomo überkommen.

Ja, die Vorsehung brachte die Beiden zu einem großen und weisen Zweck zusammen. Der Eine, über die Zwecke seiner ersten glorreichen Sendung hinausgetragen, hatte, nachdem er sein edles Roß bemeistert, ihm erlaubt auf den Nationen herumzustampfen und seine Hufen auf fürstlichen Nacken zu zerstoßen. Wie Cyrus hatte er vergessen, von wem seine Gewalt und Stärke kam; und er glaubte, daß Nichts seiner Macht widerstehen könnte. Durch seine Erziehung nicht mit einer klaren Idee von den scharfen Gränzen zweier wesentlich verschiedenen Gewalten auf Erden ausgestattet, schlecht berathen von Denjenigen, die seine Rathgeber hätten sein sollen, aber mit einer einzigen Aus-

nahme[1] das Gefühl, welches die Erfahrung bei ihm zur zweiten Natur gemacht hatte — das eigentliche Geheimniß ununterbrochenen Erfolges — nämlich daß er unwiderstehlich sei und daher keinen Widerstand dulden dürfe, unverbessert ließen oder vielmehr unterstützten, brachte er sich in eine Collision, bei der er menschlicher Weise nicht am Sieg zweifeln konnte. Die wohlgearbeitete eiserne Vase stieß im Strom auf das einfache Gefäß vom weichsten Thon. Der Stahlharnisch des Kriegers streifte an dem sanften Gewebe des priesterlichen Gewandes. Wer mußte in jedem Falle nachgeben?

Wir kommen also an die große Moral dieses geschichtlichen oder vielmehr providentiellen Moments. Für das katholische Gemüth ist die Sache einfach. Es erforderte einen Mann von wunderbarem Genie, von unwiderstehlicher Kraft, von unfehlbarem Erfolg, von eigenthümlicher Feinheit in Ermessung des Widerstandes, in Durchschauung der Charactere, in Ergreifung des Schlüssels zu der gegenwärtigen Lage, dem Paß zu der zukünftigen, einen kühnen Beherrscher des Schicksals, einen Soldaten, einen Anführer, einen Gesetzgeber, einen Kaiser im Geist und im Vorgefühl; alles das und noch mehr war erforderlich, um den Mann zu bilden, der die furchtbarste aller socialen Erschütterungen dämpfen und seiner Aera in der Geschichte eine Bezeichnung geben sollte.

Gut, und kein Wunder, daß er sich für unüberwindlich hielt. Und so lange er auf seinem eigenen Grunde stand, auf seinem Schlachtroß oder auf seinem Throne saß, war er das.

Aber es bedurfte nur eines schlichten einfachen Mönches, im Kloster aufgewachsen, ohne Menschenkenntniß, herzensein-

[1] Abbé Emery, und Napoleon achtete und ehrte ihn darum.

fältig in seinen Zwecken, arglos und ohne Falsch in seinen Worten und Reden, nicht beredt, ohne glänzende Eigenschaften oder Talente, weich, sanft, leutselig, demüthig und fromm; es erforderte nur einen Pabst, der das durchschnittliche Maß der Befähigungen zu seinem Stande besaß, um zu beweisen, daß es eine höhere Macht gab als die des gewaltigen Eroberers, und um dem Jahrhundert einen rivalisirenden, obschon ungegürteten Helden zu geben.

Und kein Wunder, wenn der Gefangennehmer selbst zum Gefangenen [1] und der Eroberer bezwungen wurde. Denn er hatte seinen eigenen Grund und Boden verlassen,

[1] Wir müssen natürlich jede nicht erwiesene Geschichte von persönlicher Roheit, womit man dem Pabste begegnet sei, verwerfen. Eine berühmte Besprechung in Fontainebleau ist von einem ausgezeichneten Künstler (Wilkie) zum Gegenstand eines Gemäldes gemacht, und dramatische Darstellungen sind über die dortigen Vorgänge zum Besten gegeben worden. Der italienische Biograph von Pius VII, der sein Werk zwei Jahre nach dem Tode des Pabstes in Rom selbst herausgab, das damals voll von innigen Freunden, Bewunderern und Unglücksgefährten desselben war, denen er seine Leiden selbst geschildert hatte, erzählt das Ende dieser Besprechung ganz anders als es gewöhnlich dargestellt wird, und doch ist er keineswegs parteiisch zu Gunsten des Kaisers. Nachdem er eine Unterhaltung beschrieben, die auf beiden Seiten lebhaft und so laut geführt wurde, daß man sie in den anstoßenden Zimmern hörte, erzählt er ausführlich, wie der Pabst ganz ruhig Alles zusammenfaßte was er für die Erhaltung der Kirche und Religion gethan und gelitten hatte. Er schloß mit einer festen, aber milden Erklärung, daß er entschlossen sei sich eher Allem auszusetzen, als in die verlangten Puncte zu willigen. Der Biograph fährt fort: „Napoleon, der aufmerksam zugehört hatte, wurde durch diese Characterfestigkeit, die sich mit einer solchen apostolischen Einfachheit paarte, gerührt. Er beruhigte sich, umarmte den Pabst und sagte beim Abschied: ‚Wäre ich an Ihrer Stelle gewesen, so würde ich dasselbe gethan haben.'" (Pistolesi, Band 3, Seite 142.) Hieß das nicht den Gefangennehmer gefangennehmen und im edelsten Sinn des Wortes bezwingen? Und welche ehrenvollere Huldigung hätte dem Benehmen des Pabstes dargebracht werden können?

er war von seinem Schlachtroß abgesessen, er war von seinem Thron heruntergestiegen: — er war in das Heiligthum getreten. Und da war der alte Mann mit dem milden Gesicht und der sanften Stimme in seinem Eigenthum. Und das Ganze konnte nur die Wiederholung einer oft daselbst aufgeführten Scene sein, und das Ergebniß war nur die Vollstreckung eines ewigen Gesetzes.

Der Kaiser Arcadius hatte, mehr vielleicht in Folge schlechten Rathes als aus Bosheit, den großen Bischof St. Johannes Chrysostomus von seinem Patriarchenstuhl entfernt und in kalte unwirthliche Gebirgsvesten abgeführt. Es waren Jahre nach seinem Tod vergangen, als Theodosius und Pulcheria in derselben Stadt öffentlich und furchtlos Genugthuung leisteten für das Unrecht, das ihre Verwandten an einem so heiligen Manne verübt hatten.

Und hat nicht wirklich eine Wiederholung dieser selben edeln und großherzigen Scene stattgefunden? Wie manchem französischen Soldaten und Offizier war es nicht zu Muthe, als ob die prächtige Bildsäule des Pabstes Pius im Vatican lächelnd und verzeihend auf ihn herabschaute und die Hand ausstreckte, um einen zugleich priesterlichen und väterlichen Segen zu ertheilen?

Fünftes Capitel.

Lage und Stimmung Roms.

Zu der Zeit, von welcher die vorstehenden Capitel berichten, war es nicht schwer die Gesinnungen zu erfahren,

womit alle Classen in Rom auf die letzten Erlebnisse des Landes zurückblickten, und die Gefühle, womit das Volk seine gegenwärtige Lage betrachtete.

Die Römer haben, welche Veränderungen auch mit ihrem Character vorgegangen sein mögen, stets als einen unveräußerlichen Theil ihres Erbes ein inniges Bewußtsein dafür bewahrt, daß ihre Stadt keinen untergeordneten Rang einnehmen könne. Bei allen Glückswechseln ist dieß das Gesetz der Existenz derselben gewesen. Die Verlegung des Kaiserthrones nach Constantinopel oder des Königreichs Italien nach Ravenna oder des päbstlichen Hofes nach Avignon hätte genügend erscheinen können, um sie ihres Ranges zu entkleiden, während die nach einander erfolgten Plünderungen, Verwüstungen, Verbrennungen und Einreißungen, womit sie von Barbaren oder Parteien heimgesucht wurde, ihr Herabsinken zu der Stellung von Veji oder Collatium erklärt haben würden. Aber das Schicksal Roms hat sich über jede Catastrophe erhoben, hat sich höher gezeigt als alle Unfälle und alle seiner Suprematie feindlichen Pläne. Jetzt jedoch war Rom zum ersten Mal nur eine Provinzialstadt gewesen, fremder Herrschaft unterworfen, von einem militärischen Chef regiert, mit einem neuen Municipal- und Gerichtssystem, sowie einer gänzlichen Veränderung der socialen Beziehungen. Selbst die Zeitrechnung war anders geworden. Die friedliebenden Kinder des heimathlichen Bodens waren einer militärischen Conscription unterworfen, die sie von ihren Familien wegriß und weit hinweg nach den frosterstarrten Regionen Rußlands oder den ausgebrannten Ufern Andalusiens schickte, um für Fremde zu bluten und zu sterben.

Aus mancherlei Ursachen hatte die Bevölkerung Roms während der Occupation Jahr für Jahr abgenommen, bis

sie von 153,000 Seelen auf 117,000 herabgesunken war;[1] viele der besten Familien hatten die Stadt verlassen, einige allerdings um Vertrauensposten in andern Theilen des Kaiserreichs einzunehmen, andere um den Verantwortlichkeiten und Ehrenstellen einer Regierung zu entgehen, zu welcher sie sich nicht angezogen fühlten. Das Geld war rar geworden, die üppigen Quellen der öffentlichen und persönlichen Wohlthätigkeit waren vertrocknet; Assignaten waren zuerst frei in Umlauf gesetzt und dann plötzlich entwerthet worden und viele ehrenwerthe Familien waren in Armuth versunken.[2]

Die Entfernung des Hofes sammt den vielen dazu gehörigen Familien, die Aufhebung der Haushaltungen von vielleicht fünfzig Cardinälen, von vielen Prälaten und Gesandten hatten Tausende um directe Anstellungen und Zehntausende von Arbeitern, Künstlern und Handwerkern, denen solche Häuser Beschäftigung gegeben, um ihr Brod gebracht. Zur selben Zeit wurden nothwendiger Weise die verschiedenen Bureaux für die Verwaltungen geistlicher Angelegenheiten, locale und allgemeine, von denen mehr Laien als Geistliche lebten, geschlossen.

[1] Die erste war die Bevölkerung im Jahr 1800, die zweite im Jahr 1813. Dieß war das Minimum. Von da fand eine beständige Zunahme statt bis 1837, wo die Cholera die Todesfälle von 3000 auf 12,000 vermehrte. Zwischen 1848 und 1849 nahm die Bevölkerung um 13,000 ab. Bei der Rückkehr des gegenwärtigen Pabstes nahm sie wieder zu, und im letzten Jahr hatte sie 178,798 erreicht.

[2] Ein sehr angesehener Gentleman erzählte mir, er habe, als er eines Morgens frühe ausgegangen, unter vielen Andern einen Nobile dastehen und auf die Oeffnung eines Bäckerladens warten gesehen, um das Brod zu kaufen, wovon seine Familie für den Tag leben sollte. Er hatte keinen Dienstboten zu schicken und er ersuchte meinen Gewährsmann Niemanden zu sagen, daß er ihn in einer so peinlichen Lage gesehen habe.

Ein anderer und sehr empfindlicher Schmerz war für die Römer der Verlust so mancher Gegenstände gewesen, die anderswo für Luxusartikel gelten könnten, aber in Rom beinahe zu den Lebensbedürfnissen gehörten. Die kostbarsten Manuscripte des Vaticans, mit denen sogar ihre eigenen Namen in Verbindung standen (codex Vaticanus war ein Ehrentitel), die unschätzbare Sammlung von Schaumünzen, jede berühmte Statue und Gruppe, die Meisterstücke der Malerei in allen Kirchen, die Archive des Vaticans und anderer Departements der geistlichen Regierung und viele andere Schätze von unberechenbarem Werth für Rom waren entfernt worden. Die edeln Hallen des Vaticans und Capitols waren leer und verödet gewesen: denn Gypsabgüsse und einige wenige Künstler, die sich mit ihnen begnügen mußten, konnten die marmornen Originale und die Menschenhaufen, die zu ihrer Bewunderung herbeizuströmen pflegten, nicht wohl ersetzen. Privatgallerien hatten dasselbe Schicksal gehabt. Die Borghesische Statuensammlung war an den Kaiser verkauft, und das Albanische Museum war zum Theil entfernt, glücklicher Weise aber zum Theil blos zur Versendung verpackt worden, und so wurde eine ansehnliche Masse davon gerettet. [1]

[1] Die Antiquitätensammlung in der Villa Borghese, 255 Stücke mit Einschluß der Monumente von Gabii, wurde im Jahr 1808 von dem Kaiser gekauft und vertragsmäßig bezahlt. Der Verkauf kann als ein erzwungener betrachtet werden, obschon in Wahrheit die Furcht vor einer englischen Invasion das einzige wirkliche Zwangsmittel war. Denn der Kaiser hatte mit seinem Schwager, dem Fürsten, bis jetzt vergebens unterhandelt. Die Regierung protestirte gegen den Verkauf als gesezwidrig. Im Jahr 1814 forderte die Familie ihre Antiquitäten zurück, aber Ludwig XVIII weigerte sich sie herauszugeben, weil sie auf rechtmäßige Art gekauft worden seien.

Der Fall mit der Albanischen Sammlung war strenger. Im Jahr

Wenn Rom und zwar mit dem größten Recht den Verlust seiner Künste, seiner größten weltlichen Zierrathen beklagt hatte, wie groß mußte sein Kummer über die religiöse Verödung gewesen sein, worein es versetzt worden war? Denn man hätte beinahe buchstäblich sagen können, „seine Straßen haben getrauert, weil Niemand mehr zu seinen feierlichen Festen kam." Die Massen von Fremden, die Rom jährlich besuchen, werden zugeben, daß sie nicht blos um seiner unvergleichlichen Monumente willen so weit reisen, sondern daß die religiösen Ceremonien, denen sie anzuwohnen hoffen, eine bedeutende Anziehungskraft für sie haben. Warum auch strömt in den Wochen, die zwischen diesen Feiern liegen, Alles nach Neapel, und warum verläßt man dessen frühen Lenz, seine durchsichtige See und seine goldenen Orangenhaine just in dem Augenblick, wo Rom all seiner Heiterkeit beraubt wird, wo sogar seine Glocken schweigen müssen und seine Musik lediglich aus Wehklagen und Miserere besteht?

1798 confiscirte das französische Directorium das ganze Eigenthum der Familie Albani wie auch der Familie Braschi. Die prachtvolle Villa Albani bei Rom wurde ihrer Sculpturen und Marmorwerke beraubt, die man sammt den Büchern und Gemälden des Hauses nach Rom schickte. Nur wenige Kisten, die im Jahr 1802 versiegelt im römischen Zollhaus lagen, wurden damals zurückerstattet. Im Jahr 1814 verlangte der Cardinal Joseph Albani, gestützt auf die östreichische und römische Regierung, Zurückerstattung seines Familieneigenthums. Obschon die Familie mit dem Haus Oestreich blutsverwandt war, hatte sie doch in Folge der Confiscation Mangel gelitten. Am 9. October 1815 wurde das berühmte Relief von Antinous dem Signor Santi, Bevollmächtigten des Cardinals, zurückgegeben, und im December desselben Jahres wurden die noch übrigen Sculpturwerke seines Museums, 39 an der Zahl, von Ludwig XVIII für den Louvre aufgekauft. Unter diesen befindet sich die schöne Statue des Euripides und ein anderer gleich werthvoller Antinous als Hercules, nebst verschiedenen kostbaren Büsten. Ueber die Gemälde und Bücher sowie über manche andere glyptographischen Stücke hat man, soviel wir gehört haben, nie Nachrichten erhalten.

Rom ist eine Stadt der Kirchen, weder mehr noch weniger als eine Stadt der Gallerien und Museen; denn seine Kirchen treten ebenfalls in diese Classe von Wundern ein. Architectur, Malerei, Sculptur, reiche Marmorarbeiten, Metallwerke, Decorationen, artistische Effecte aller Art sind, abgesondert oder verbunden, in den Kirchen zu finden. Viele sind großartig in ihren Umrissen, obwohl schwach im Detail, während Andere keine großen Züge darbieten, aber reich an künstlerischem Werthe sind. Da ist eine Freske von Raphael, dort eine Capelle oder Gruppe von Michel Angelo; hier ist eine Kuppel von Lanfranco, da Spandrils von Domenichino; in der einen eine Masse aus einem einzigen Marmor, eine große Treppenflucht aus Materialien, die an andern Orten unzenweise gekauft werden, in einer andern ein prachtvoller Altar von kostbaren Steinen, eine silberne Statue einschließend. Aber ich erinnere mich ganz gut alter Männer, welche weinten, wenn Ihr von diesen Dingen spracht, wie die Aeltesten von Israel weinten, welche den neuen Tempel von Jerusalem mit den entschwundenen Herrlichkeiten des alten zusammenhalten konnten. Alles war jetzt armselig im Vergleich mit dem was sie vor dem Vertrag von Tolentino und den darauf folgenden Hebungen von Kirchenschätzen während der Fremdenoccupation gesehen hatten.

Gleichwohl war alles Dieses noch geringer anzuschlagen, als der vergleichungsweise größere Verlust an Personen. Viele der römischen Kirchen sind für ansehnliche geistliche Körperschaften erbaut, welche sie zu bedienen haben, und diese waren verschwunden. Dann kam der noch unersetzlichere Verlust eines Priesterkönigs (wie Melchisedek), der vor seinem Volk und für dasselbe den Gottesdienst versah; nebst seinen Staatsministern, seinen hohen Fürsten und Edeln um ihn

her, welche zu dem Gottesdienst das brachten, was anderwärts königlicher Pomp ist. Ein solches Ceremoniell hatte seine eigenen verhältnißmäßigen Sitze in den größeren Basiliken, die zu andern Zeiten niemals so gesehen werden wie sie es verdienen. Der St. Petersdom ist sonst eine große Vereinigung von glänzenden Kirchen, Capellen, Grabmälern und Kunstwerken. Er wird dann ein Ganzes, ein einziger unvergleichlicher Tempel, so wie die Welt nie zuvor gesehen. Diese centrale Gebäudemasse mit ihrem ehernen Thronhimmel, so hoch wie der farnesische Palast, mit ihren tiefgehenden Treppen, die zu einem ummauerten und mit kostbaren Steinen gepflasterten Hof führen, der jedoch blos ein Vorplatz irgend einer Catacombenhöhle zu sein scheint, mit ihrem einfachen Altar, welcher in Gegenwart dessen, was außer dem Bereich menschlichen Lobes steht, Verzierungen verschmäht — das was in Wahrheit das Herz des großen Körpers bildet und just da seinen Platz hat, wo das Herz sein soll — ist blos bei solchen Gelegenheiten belebt und von allen Seiten mit lebendiger, sich bewegender Pracht umgeben. Die ungeheure Kuppel darüber hört auf, ein Grabgewölbe zu sein und wird ein Thronhimmel über einem Altar; das stille Grab drunten verwandelt sich in den Reliquienschrein unter dem Opferplatz — die Heiligen unter dem Altar; — die ruhige Stätte, wo meistens einige wenige andächtige Anbeter zu finden sind, die sich unter den hundert Lampen beugen, füllt sich mit herankommenden Gruppen, die von der untersten Treppe beginnen, an Würde und Kostbarkeit der heiligen Gewande zunehmend, bis auf dem Gipfel und dem Centrum zu oberst der Pabst selbst steht, gerade auf dem Platz, der ihm gebührt, das einzige lebendige Glied

in einer Kette, deren erster Ring an den Schrein der Apostel unten festgenietet ist.

Diese Stellung kann Niemand sonst einnehmen, denn sie hat ihren eigenthümlichen Character. Nur seine Gegenwart stellt Alles dort an seinen geeigneten Platz und verbindet alle Theile zu einer bedeutungsvollen Einheit. St. Peter ist das, was er ist, nur wenn der Pabst an seinem Hochaltar steht, und deßhalb wird er auch nur von oder vor ihm je gebraucht.

Alles dieß hatte natürlich aufgehört: es war eine reine Unmöglichkeit irgend Etwas an die Stelle setzen zu wollen. Man könnte sagen, die höchste in der catholischen Kirche wie überhaupt in der christlichen Welt bekannte Form von religiöser Feier sei abgeschafft oder suspendirt gewesen, ohne Absicht sie je wieder aufzunehmen. Ein Volk, das auf den geistlichen Vorrang seiner kirchlichen Regierung und auf die Großartigkeit, womit derselbe bei feierlichen Gelegenheiten gezeigt wurde, so stolz war, mußte nothwendig die ganze Kränkung und Erniedrigung fühlen, die in dieser Entbehrung enthalten lag.

Man kann sich daher leicht denken, daß die Wiedereinsetzung der päbstlichen Regierung aufs freudigste begrüßt worden war und noch zur Zeit, von welcher wir schreiben, fortwährend als eine Rückkehr zu Glück und Wohlfahrt, als ein Uebergang von düsterer Betrübniß zur heitersten Freude betrachtet wurde. Und so sprach damals Jedermann. Allerdings hatten Diejenigen, die den Boden so lange innegehabt, die Samen anderer Gedanken darin zurückgelassen. Es wird immer geschehen, daß Einige bei einem ungesetzlichen Besitz mehr gewinnen als unter einem rechtmäßigen Herrn, und es ist stets bemerkt worden, daß bei allen Maßregeln

der Plünderung und Gewaltthat Eingeborene und Unterthanen nicht blos die nothwendigen Aufschlüsse lieferten, sondern sich auch aufs Unredlichste dabei betheiligten. Aber Diese und Andere ihres Gelichters mußten damals wenigstens als Ausnahmen betrachtet werden. Die Vielen, welche erfahren hatten

. . . . wie salzig
Des Auslands Brod schmeckt, und wie hart
Das Auf- und Niedersteigen fremder Treppen, [1]

die Nobili d. h. Diejenigen die, aus kaum geringerem als königlichem und sogar kaiserlichem Blut entstammt, genöthigt worden waren Fremden von weit geringerem Rang den Hof zu machen und sich um ihre Gönnerschaft zu bewerben; die Kaufleute, die unter der allgemeinen Stagnation gelitten hatten, und die Bauern, deren traditionelle Loyalität immer durch religiöse Verehrung gewürzt worden, waren hier Alle der gleichen Meinung. Mit allgemeinerer Wahrheit als zur Zeit, wo die Worte zuerst geschrieben wurden, können wir sagen, daß bei der Rückkehr von Pius VII Italien sein Trauergewand ablegte. [2] Nicht blos der Künstler, sondern der schlichteste Bürger von Rom freute sich, als er die ungeheuren Kisten durch die Straßen führen sah, von denen man ihm sagte, daß sie den Laocoon oder den Apollo, die Verklärung oder die Beichte des heiligen Hieronymus enthielten. Und selbst Gegenstände, die für Viele von geringerem Interesse waren, die Manuscripte des Vaticans, die Archive des Palastes, der Staasministerien, ja sogar der Inquisition wurden mit Freuden zurückbewillkommt, als Beweise einer

[1] Paradies XVII.

[2] Ad ejus reditum lugubres vestes Italia mutavit. St. Hieronymus.

Rückkehr dessen was Jedermann als den normalen Zustand betrachtete.

Und als Pius VII nach seiner Rückkehr zum ersten Mal nach vielen Jahren auf den Balcon in der Säulenhalle der Vaticanischen Kirche vortrat, um wieder einmal seinen feierlichen Segen über die Menschenhaufen auszusprechen, die nicht blos aus Rom, sondern auch aus den Nachbarstädten und dem umliegenden Gebiet zusammengeströmt waren, da herrschte eine unbeschreibliche Bewegung und Rührung in der ganzen Versammlung vor. Viele, die noch jung waren, fanden hier die erste Gelegenheit einer Scene anzuwohnen, die ihnen unvergeßlich blieb. Wie man sagen kann, innerhalb der Kirche sei Alles für die Verrichtung an dem großen päbstlichen Altar angeordnet und beinahe vorausbestimmt gewesen, so hätte man fast sagen können, außerhalb derselben sei dem päbstlichen Segen gegenüber alles Andere nur Nebensache gewesen. Jedenfalls wärmt sich das große Quadrat mit nicht verlockender Pracht an jedem andern Tag in der Mittagssonne. Sein hoher Obelisk sendet nur einen dünnen Schatten, der um die ovale Fläche herumgeht wie der Zeiger einer riesigen Sonnenuhr; seine Fontänen murmeln mit köstlicher Träumerei, Strahlen so massiv wie Crystallblöcke in den hohen Sonnenschein hinauffsendend und dagegen einen gebrochenen Schaum empfangend, auf welchem heiter eine ungebrochene Iris sitzt, aber sie bieten keine kühle Grotte, wo man sich an ihrer Frische erlaben kann, und trotz des kürzeren Pfades sieht der Pilger mit Verachtung auf das blendende Pflaster und die lange Flucht ungeschützter Treppen zwischen ihm und der Kirche, dringt klüglich in den Säulenwald auf beiden Seiten der Piazza ein und macht seinen Weg durch ihre sich ver-

einigenden Schatten, die, wie eine Inschrift ihm sagt, ausdrücklich zu diesem Zweck bestimmt sind; [1] und so opfert er den Anblick der großen Kirche, zu welcher er vielleicht vor Tagen gewandelt ist, der Annehmlichkeit eines kühleren Zuganges.

Aber an den Tagen, wo der Pabst seinen Segen von der sogenannten loggia aus, d. h. von dem Haupteingang zu der Säulenhalle der Kirche herabspendet, denkt Niemand an die Hitze oder sogar Schwüle des Tages, wenn sie auch noch so sehr durch den hinzugekommenen Wärmestoff vieler tausend keuchender Körper erschwert sein mag. Alles erscheint ganz zweckmäßig angeordnet, und kein anderer Platz auf Erden könnte halb so gut entsprechen. Die gigantischen Treppenfluchten, die zu der Kirche führen, mit ungeheuren Terrassen dazwischen, sind mit einem Teppich belegt, dergleichen noch nie ein Webstuhl gewoben. Gruppen von Bauersleuten aus den benachbarten Städten und Dörfern bedecken ihn, einige in eifrigem Harren dastehend, viele der Länge nach auf dem Boden liegend und ruhiger wartend; hauptsächlich Weiber und Kinder. Die Männer erscheinen in ihrem heitersten Putz, mit blauen oder grünen Sammtjacken, ihre Haare in einem grünen Seidennez gesammelt, mit weißen Beinkleidern und solchen silbernen Schnallen an den Knien, noch mehr aber an den Füßen, daß sie, wenn man dergleichen Artikel in einem alten Grabe gefunden hätte und daraus die Proportionen des ursprünglichen Trägers beurtheilen wollte, das alte Sprichwort ex pede Herculem Lügen gestraft haben würden. Aber der weibliche Aufputz

[1] Die Inschrift ist von Jesaias 4, 6. „Und wird eine Hütte sein zum Schatten des Tages vor der Hitze, und eine Zuflucht und Verbergung vor dem Wetter und Regen."

bei diesen Gelegenheiten war, weit mehr noch als jetzt, seitdem die Invasion von Manchester sogar die Appenninendörfer erreicht hat, characteristisch verschieden. Die Bäuerinnen von Frascati und Albano mit großen goldenen Ohrenringen und Halsbändern, mit dem silbernen Spieß durch das Haar unter dem schneeweißen flachen Kopftuch, mit kostbaren brokatenen Brustlatzen und prächtigen Seidenkleidern, sahen beinahe arm aus neben der orientalischen Pracht des in Wahrheit für sarazenisch gehaltenen Costüms der Damen von Nettuno. Ein selbstgemachter, golddurchwirkter Schleier mit Streifen von den prächtigsten Farben bildete die Krone einer wahrhaft eleganten und prächtigen Kleidung. Heitere Farben sind auch der vorherrschende Zug mehr binnenländischer Bezirke wie Sonnino und Sezze.

Diese Menge bedeckt die Treppen und Terrassen und gibt ihnen das Aussehen eines lebendigen Blumenbeets, indem Massen von glühenden Farben hin- und herwogen, wie wenn ein sanfter Wind weht. Unten auf dem ebenen Grund stehen Reihen von Equipagen mit mehr aristocratischen Besuchern, und noch weiter hin ist ein offenes militärisches Quadrat, in dessen Mitte ein schimmernder Stab in der Sonne glizert. Die umfassenden Arme der elliptischen Colonnade, die sich ausbreiten und wieder einziehen, scheinen die große Versammlung mit Leichtigkeit innerhalb ihres Randes zu halten, und die dunkeln schattigen Räume zwischen den Pfeilern werden hervorgehoben durch den flüchtigen Blick auf goldene Staatscarossen und die nickenden Köpfe behelmbuschter Pferde, die sich an dem kühlen Plätzchen erfreuen.

Eine solche reiche, wechselvolle und doch harmonische Scene konnte nur durch eine einzige Person, durch einen einzigen und beinahe momentanen Act hervorgerufen werden.

Stunden lang haben sich die Geduldigeren und Frömmeren, die sonst Nichts bedürfen, in der Sonne gewärmt und sind darin zerschmolzen, und die Eifrigern sind einige Zeit lang in jeder Richtung fortgestürzt, um den voraus bestimmten Schauplatz zu erreichen. Die Glocke hat ein schwerfälliges eintöniges Getöne erhoben; ihr plötzliches Schweigen ist ein Signal für jenes unbeschreibliche fluthartige Gemurmel und unarticulirte Keuchen, das in einem Volkshaufen Stille weissagt. Jedes Auge ist einem einzigen Punct zugekehrt: in diesem Moment ist jede Person und jedes Ding da, wo man meinte, daß Alle sein sollten; keine Linse hat einen wahreren, sichereren oder mächtiger concentrirenden Brennpunct für convergirende Strahlen als der Raum, der just groß genug ist, um ein einziges menschliches Gesicht zu fassen, das jetzt die kaum noch bestandene Leere über dem Centralbalcon ausfüllt. Von welchem Gefühl auch das Auge geleitet werden mag, von dem schlichten Glauben des Italieners, von der Liebe des Deutschen zum Pittoresken, von der Neugierde des Ungläubigen oder dem Cynismus des Declamators von Exeter Hall, jedes Auge ist unvermeidlich, wenn auch mit Widerstreben, diesem einen Punct zugekehrt; fünfzig tausend oder mehr sind auf das Gesicht eines alten Mannes concentrirt, und in dem Blick des guten alten Mannes liegt ein heiliger Zauber, der sie für die wenigen Augenblicke, die er vor ihnen steht, gänzlich in Bande schlägt; sie könnten nichts Anderes ansehen. Und für was ist alles Das?

Es ist eine Vision eines Augenblicks. Nach langem Harren wurden just einige wenige Köpfe, aber kaum erkennbar, über der Balustrade des Balcons gesehen, dann die Flabellae oder Prunkfächer, und zuletzt hoch oben der mit der Mitra bedeckte Pabst. Es werden wenige Worte gesprochen,

die unten unverständlich sind. Der Pabst erhebt sich, schlägt seine Augen zum Himmel auf, öffnet seine Arme weit, schließt sie wieder und gießt aus vollem Herzen und oft mit klarer wohltönender Stimme einen Segen über alle Untenstehenden aus. Mitten unter Glockenklang, Trommelgewirbel und dem Getöne militärischer Musikbanden, das die Ohren nur als ein Geräusch erreicht, während die Trompete noch zu dem Kanonier spricht und er zum Himmel, ist die Vision verschwunden: der von allen Beobachtern Beobachtete scheint hinweggeschmolzen aus dem Auge, das wiederum in die Leere schaut. Der Vater ist gegangen, aber er hat seinen Segen über seine liebenden Kinder ausgeschüttet. Kann eine hervorragendere und ausgezeichnetere Stellung irgend einem andern menschlichen Wesen angewiesen werden? Könnte irgend ein Souverän periodisch immer und immer wieder der Mittelpunct einer sowohl moralisch als materiell prächtigen Feier werden? Könnte er Tausende von Fremden und Unterthanen, Gesandte, Könige und sogar Kaiser mit Haufen von Armen, die zu Fuß aus fernen Gegenden heranpilgern würden, zusammenbringen und sie in einem großen Quadrat sammeln, damit sie auf wenige Augenblicke zu ihm aufschauen, ja, und während derselben auf ihre Kniee fallen möchten, wenn er sich an einem Fenster seines Palastes zeigte? Die Idee eines solchen Versuchs ist so monströs verkehrt, daß man darüber lachen muß.

Wer hat jedoch jemals den päbstlichen Segen in St. Peter mit angehört, und ausgesprochen oder gefühlt, daß derselbe auch nur das geringste lächerliche Theilchen enthalte? Oder vielmehr wer hat ihn je für weniger als erhaben gehalten? Und auf was beruht der Unterschied? Auf einem unwiderstehlichen Glauben, daß keine irdische

Erhebung eine Macht zum Segnen verleihe; daß eine solche Macht im höchsten Grad einem einzigen Mann inwohne, und daß der Besitz dieser alleinigen Macht für die Größten und die Geringsten der Mühe werth sei von jeder Ferne her zu kommen, um daran Theil zu nehmen, wenn sie glauben; wo nicht, wenigstens Zuschauer ihrer wunderbaren Wirkung zu sein. Gewiß werden Alle zugeben, daß sie, wenn sie vorhanden ist, unmöglich glorreicher oder in einer ihrer selbst würdigeren Art angewandt werden könnte. Eine Verbesserung derselben ist kaum denkbar; nie hat eine große Gelegenheit so vollständig ihre eigenen Umstände geschaffen.

Wenn die Erinnerung an eine Scene, die so gut im Gedächtniß weilt, weil sie so oft und meistens mitten vom Standpunct der Bauern aus mit angesehen worden ist, den Autor von seinem eigentlichen Gegenstand hinweggeführt hat, so kehrt er zu demselben mit der Bemerkung zurück, wie erhöht das aufregende und ergreifende Ceremoniell des päbstlichen Segens in seiner Verbindung mit der Restauration des Pabstes wirken mußte. Es fehlte allerdings an der würdevolleren und kälteren Gegenwart fremder Besuche; es schimmerten nicht so viele hübsche Equipagen in der Sonne; aber ihre Plätze waren wohl ausgefüllt durch die Zehntausende mehr von inbrünstigen Unterthanen, die aus größeren Entfernungen als gewöhnlich herbeigeströmt waren, um ihren souveränen Pabst zu bewillkommnen. Bei dieser Verrichtung, mehr als in irgend einem andern Theil seines Triumpheinzuges wurde der Erguß freier innerer Erregung unwiderstehlich und folglich allgemein, so daß kein Auge thränenlos und kein Herz ungerührt blieb.

Es kann keinen Grund geben die Aufrichtigkeit dieser Gefühle und die Thatsache zu bezweifeln, daß das Volk im

weitesten Sinne des Wortes über die Wiedereinsetzung einer heimischen, wenn auch kirchlichen Regierung hoch erfreut war. In der That diente diese Eigenthümlichkeit als eine besondere Empfehlung. Die päbstliche Regierung war für die Leute in ihrer Jugend eine gütige, väterliche und friedliche Herrschaft gewesen, und Diejenigen, die zu jung waren sich daran zu erinnren, hatten ihre Ideen darüber von Eltern und Lehrern empfangen, welche damals die Veränderung beklagten, die sie erleben mußten. Es kann nicht unbillig oder unvernünftig sein sich wegen einer vernünftigen Meinung in Bezug auf das was das Volk vorgezogen haben würde, auf Diejenigen zu berufen, die einen Wechsel mitgemacht hatten. Ein Menschenalter war seit jenen Tagen bitterer Erinnerung verstrichen, während welcher ohne Zweifel viel von Familiensorgen und dem öffentlichen Verfall vergessen worden war; die Liebe zur Veränderung und die Leidenschaft für das Neue, die der Jugend inwohnen und allerdings Phasen ihres characteristischen Hoffnungsgefühles bilden, sind stark genug, um den Mahnungen der Erfahrung entgegenzuwirken und in der Einbildungskraft scheinbaren Verheißungen einer unerprobten Zukunft Wirklichkeit zu verleihen.

Zum Beweis dieser Behauptungen können wir bemerken, daß als im Jahr 1821 Neapel durch eine Revolution beunruhigt wurde, welche den Thron umstürzte, auch im päbstlichen Gebiet aufrührerische Proclamationen verbreitet wurden, worin man das Volk aufrief sich zu erheben und sich in den vier revolutionären Lagern zu Pesaro, Macerata, Spoleto und Frosinone einzufinden. Cardinal Consalvi erließ im Namen des Pabstes eine Proclamation, worin er die Römer einfach an ihre vergangene Erfahrung erinnerte und seine

zuversichtliche Erwartung aussprach, daß ein Wort genügen werde, um sie gegen die übeln Absichten von Verräthern sicher zu stellen. Er bat sie zu bedenken, „wie chimärisch und trügerisch bei frühern Versuchen zum Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung die Aussichten auf ein imaginäres Glück gewesen, die man ihnen entgegengehalten; wie falsch die Versprechungen, daß man die Religion schützen und die Tugend belohnen wolle; wie windig und lügenhaft die Zusicherungen einer bessern Justizverwaltung, größerer Freiheit, einer Verminderung der Abgaben und Erhöhung der Arbeitslöhne." Und er äußerte alles Vertrauen, daß diese Erinnerungen und Erfahrungen ein genügendes Gegengift gegen alle aufrührerischen und rebellischen Versuche sein würden.

Er wurde auch nicht getäuscht. Der Sturm ging harmlos vorüber; keine Erhebung fand Statt, und das Volk zeigte, wie sehr die Berufung auf die Erfahrung seinen Ueberzeugungen entsprach.

Sechstes Capitel.

Cardinal Consalvi.

Es ist unmöglich den letzteren Theil dieses Pontificats zu behandeln und besonders ein wenig auf seine Regierungsprincipien einzugehen, ohne den Leser mit dem Manne bekannt zu machen, dessen Gestalt sich in jede Erinnerung der Periode mischt, und welcher die eigentliche Triebfeder und der Lenker der ganzen Politik war, wodurch sie sich auszeichnete. Dieß war Hercules Consalvi, erster Minister des Pabstes Pius von seiner Wiedereinsetzung an bis zu seinem Tode.

Er war 1756 geboren, hatte folglich seine Erziehung schon lange erhalten, bevor die Symptome der nachmaligen Erschütterungen Europas sich deutlich kundgethan hatten. Jugendeindrücke sind in der Regel so tief, daß sie sich durch spätere Eindrücke nicht verwischen lassen, und es ist möglich, daß die parteiische Vorliebe, welche Consalvi in seiner politischen Laufbahn stets gegen England bewiesen hat, sich auf die Freundlichkeit und Gunst zurückführen läßt, die er in früher Jugend von einem Manne genoß, welcher sich stets als einen Engländer betrachtete und dafür ausgab. Der letzte der Stuarts, der liebenswürdige und wohlthätige Cardinal Heinrich oder, wie er sich gerne nennen hörte, der Cardinal Herzog, oder der Herzog von York, war Bischof von Frascati und wollte niemals seinen Sitz gegen diejenigen vertauschen, welche dem Dechant und Unterdechant des heiligen Collegiums officiell zukommen. Er wird noch immer als der große Wohlthäter dieser zierlich gelegenen Stadt, der Nachfolgerin von Tusculum, die noch jetzt dem Bischof seinen Titel gibt, angesehen. Was auch sonst zu seinem Titel gefehlt haben mag, in Bezug auf ein königliches Herz war er kein Prätendent. Seine Wohlthätigkeit hatte keine Schranken; Armuth und Noth waren an seinem Sitz unbekannte Dinge. Der bischöfliche Palast wurde beinahe, wo nicht gänzlich, von ihm wieder aufgebaut, obschon er gewöhnlich in einer benachbarten Villa wohnte; die Cathedrale wurde sehr ausgebessert und kostbar ausgestattet. Aber das Seminar oder das geistliche Collegium der Diöcese war der Gegenstand seiner besonderen Sorgsamkeit. Der größte Theil davon wurde von ihm erbaut, und die Bibliothek, ein höchst eleganter Saal und reich an vielen englischen Werken, war die Frucht seiner Freigebigkeit. Obschon er selbst weder ein

Gelehrter noch mit großen Fähigkeiten begabt war, so kannte er doch den Werth dieser Eigenschaften, gewann vortreffliche Professoren für sein Seminar und umgab sich mit genialen Männern. Deßhalb wurde sein Collegium nicht blos von Aspiranten des geistlichen Standes besucht, sondern auch von Jünglingen aus den besten Familien, die zu weltlichen Berufsarten bestimmt waren. [1]

[1] Die Diöcese Frascati war, als der Verfasser sie zum ersten Mal kennen lernte, voll von Erinnerungen an den Cardinal Herzog, die sämmtlich für seine ausnehmende Güte und die Einfachheit seines Characters zeugten. Er war zugänglich für die unschuldige Schmeichelei, die man ihm durch Anerkennung seines Ranges erwies: und man erzählt von dem letzten Herzog von Sussex, er habe ihn großmüthig mit dem Titel, den er liebte, nämlich als königliche Hoheit angeredet. Man ist so gewöhnt von Georg IV wenig Gutes zu hören, daß es eine angenehme Erinnerung bildet, wie der Prinz dem vortrefflichen Cardinal, als er in seinem hohen Alter durch den Verlust seiner Pensionen und Pfründen in Folge der französischen Invasion in Noth kam, eine Pension anbot, die dankbar angenommen wurde, und später Canova mit der Ausführung des Stuartschen Monuments beauftragte, das inzwischen nicht das glücklichste Product seines Meisels ist, und an dessen Aufstellung in St. Peter der Verfasser sich wohl erinnert. Der Cardinal sprach immer mit Hochachtung und Liebe von der regierenden Familie. Er hinterließ Vermächtnisse für die Erziehung geistlicher Studenten für Schottland.

Seine Freigebigkeit erstreckte sich auch auf andere Gegenstände. Als Erzpriester von St. Peter beschenkte er diese Kirche mit einem prächtigen goldenen Kelch, der mit den Juwelen der Familie Sobieski incrustirt war, und da derselbe sich noch in seinem Hause befand, als die Kirche geplündert wurde, so entging er den Räubern und wurde noch bis vor drei Jahren bei den großen päbstlichen Feiern in St. Peter gebraucht.

Eine weitere Anecdote, die ein guter Bekannter von ihm erzählte, mag hier Platz finden. Bei seiner ersten Ankunft in Rom war er in Bezug auf den Werth der Münzen so unwissend, daß er eines Tags, als man ihm einen merkwürdigen Platz oder Gegenstand gezeigt hatte, bei der Frage, was man dem Aufwärter geben solle, in große Verlegenheit gerieth. Sein Kammerdiener sagte: „Soll ich ihm einen Zecchino geben?“ ein Goldstück, das ungefähr zehn Schillinge werth ist. Der

Unter diesen war der junge Römer Ercole oder Hercules Consalvi. Hier zeichnete er sich aus und zog bei einer öffentlichen Prüfung das Auge des Cardinal Bischofs auf sich, der sie gebräuchlicher Maßen mit seiner Gegenwart beehrte. Der Leser erschrecke nicht, wenn er hört, daß der künftige Staatsmann die Neigungen des guten Herzog Bischofs mehr durch die zierlichen als durch die nützlichen Künste fesselte. Man sagt, seine Geschicklichkeit und Grazie bei einer musikalischen Darstellung habe die Aufmerksamkeit desselben zuerst erregt.

Dem sei wie ihm wolle, es scheint, daß der junge Mann schon frühzeitig mit einer jener Ahnungen künftigen Schicksals begabt war, welche das Vorrecht des Genies sind. Er besaß noch als Junge im Collegium jenes verborgene Bewußtsein der Fähigkeit, Kraft und Ausdauer, welches Erfolg schafft; um profan zu sprechen, könnte man sagen, jenes Vertrauen in seinen Stern, um einen religiöseren Ausdruck zu gebrauchen, jenen zuversichtlichen Glauben an die Vorsehung, welcher einen sonst schüchternen und gegen sich selbst mißtrauischen Geist zu außerordentlichen Anstrengungen ermuthigt. Mancher begabte Kopf ist frühzeitig jammervoll dahingewelkt, weil dieses aufrechterhaltende Vertrauen in eine höhere Leitung ihm fehlte. Aber unter Denjenigen, die im Laufe der Zeit irgend etwas Gutes für die Menschheit gethan haben, kann es nur Wenige geben, die nicht schon in früher Jugend ein eifriges Verlangen darnach, ein tiefes Gefühl, daß sie es versuchen müssen, und einen starken zuversichtlichen Glauben, daß sie bei der ihnen zugewiesenen Arbeit

Herzog meinte, die Diminutivendung müsse eine kleine Münze anzeigen, und antwortete daher: „Ich denke, das ist zu wenig, gebt ihm einen Grosso;“ ein Fünfpencestück.

nur Werkzeuge in höheren, stärkeren und besseren Händen seien, empfunden hätten. Einige mögen Indolenz und Stolz fälschlich für dieses heilige Bewußtsein künftiger Kraft nehmen; aber die Verschiedenheit der Gegenstände, die man sich vorsetzt, wird meistens einen leichten Prüfstein für die Quelle des einen oder andern Gefühls abgeben. Gleichwohl haben nur Wenige den Muth Gefühle öffentlich auszusprechen, die man so leicht mißdeuten kann; aber der junge Consalvi trug kein Bedenken Dieß zu thun. Wir können uns denken, daß die Versammlung bei einer jener Jahresprüfungen, die allen Schulen des Continents gemeinschaftlich sind, höchlich erstaunt war, als sie ihn offen seinen zuversichtlichen Glauben an künftige Auszeichnungen, an Ruhm und Reichthum aussprechen hörte. Er that dieß in einer poetischen Composition, welche glücklicher Weise in der Bibliothek des Seminars von Frascati aufbewahrt worden ist und hier veröffentlicht zu werden verdient, wie ich glaube, zum ersten Mal. [1]

Sie ist im Geschmack des vorigen Jahrhunderts geschrieben mit der jetzt unerträglichen Allegorie, welche die Tugenden ins Gewand heidnischer Gottheiten kleidet und die Eigenschaften, Handlungen oder Leiden des Menschen als gute oder böse Wesen einer andern Art personifizirt. Man wird aus dem Titel auch sehen, daß der junge Marquis Consalvi bereits Mitglied der Arcadia, der großen poetischen

[1] Einige Zeit, vielleicht ein Jahr oder zwei, vor seinem Tod hatte der Cardinal privatim eine Art von medicinischer Selbstbiographie drucken lassen. Es war ein ins Einzelste gehender Bericht über alle seine Krankheiten und ihre Behandlung durch Aerzte, die wahrscheinlich zur Consultation gezogen worden waren. Ich las sie seiner Zeit und erinnere mich noch einiger interessanten Einzelheiten, war aber nicht im Stand mir eine Abschrift zu verschaffen.

Gesellschaft in Rom, war und in Folge deß neben seinem Familiennamen noch einen bucolischen Namen trug.

"DEL SIGR. MARCHESE ERCOLE CONSALVI,

FRA GLI ARCADI FLORIDANTE ERMINIANO,

SUL RITORNO AI SUOI STUDII

POEMETTO.

„ME che riporto alle belle arti, e ai dolci
Industri studj desioso il piede,
E che dal lungo vaneggiar richiamo
Quelle che mille immagini vezzose
E mille idee in un sol punto, e in uno
Momento suol pittrice fantasia
Vaga crear: Pallade amica, e sola
Dolce conforto, e non minor diletto
Di quei, cui porser pargoletto il latte
Le suore che hanno sede in sul Parnasso,
Con lieto sguardo caramente accogli:
L' egida poni, e la terribil asta
Onde t' armi la destra, e svegli in petto
Cui delicato cor alto spavento.
Tu cortese qual sei, Tritonia Diva,
Figlia del sommo reggitor de' Numi,
Porgimi aita; piano e facil dammi
Questo sentiero, e i voti miei seconda.
Io sovra d' esso affretterò ben ratto
I passi miei, e tergerò pur lieto
Dalla pallida fronte i miei sudori.
Se allor che a destra ed a sinistra io volgo
Il guardo, a te mirar, Diva, vedrotti
Oltre l' usato tuo lieta guardarmi,
Con dolce riso sulla rosea bocca,
Con bella grazia alle ridenti ciglia,
Un tuo sorriso, od un gentil tuo detto,
Conforterammi il cuor tremante, e a lui
Darà lena bastante. Allor, sì, allor

Vengane pure, il bieco guardo torva
Con quelle scarne sue livide guancie
E con quelle aggrottate orride ciglia
L' indefessa mai sempre aspra fatica,
Non mai stanca in operare, e mi minacci
Lunghe, e fiere vigilie, affanni, e stenti.
Io sì, che sotto la tua scorta, a vile
Terrò li stenti, ed ogni duro affanno
Ed ogni angoscia, sprezzerò ben forte
La Donna iniqua, e di costanza armato
E più che smalto invigorito il petto,
A giogo la terrò; farolle il torvo
Ciglio abbassar. Sì giungerò là dove
Mi guida dolce amabile desio,
Che di bella speranza esser si pregia
Parto gentil, che via pur troppo al cuore
Mi fa invito, e lusinga. Aspettan, sollo,
Me onor, gloria, richezza, al bell' oprare
Sprone, e conforto desiabil. Certo
È questo il fato mio: questa è la tela
Che tra le man del ciel, per me s' intesse,
Ma che? forse sogn' io? e non piuttosto
Sì verace m' aspira amico nume?
Non che non sogno, e lo vedrò fra poco,
Quando, per bella amabile fortuna,
Contento, e lieto di me stesso i giorni
Passar vedrammi ognun che al fuso eterno
L' immite Parca tutto dì mi fila
E tutt' altro sarò da quel che or sono."

Es wird nicht unpassend sein, eine Uebersetzung für diejenigen beizufügen, die dem Original nicht folgen können, das, wie wir gestehen müssen, etwas zu wortreich und dabei ein wenig verkünstelt ist. Sie soll möglichst wörtlich sein.

Gedicht
des Marquis Ercole Consalvi
bei
der Rückkehr zu seinen Studien.

O lächle mir, der zu den schönen Künsten,
Dem süßen Studium der Wissenschaften
Mit sehnsuchtsvollem Fuß zurück jetzt kehrt,
Und der die Bilder all, die reizenden,
Die Tausend von Gedanken, die so lieblich
Die zauberische Phantasie geschaffen,
Nach langem Nichtsthun in die Seele ruft:
O lächle sanft mir zu, und nimm mich auf,
Pallas, du Freundin, einzig süßes Labsal,
Du Liebling jener, die die zarte Milch
Der Schwestern tranken auf des Parnaß Höhen!
Leg weg die Aegis und den grausen Speer,
Mit dem die Rechte du bewaffnet, der
Das zarte Herz mit tiefer Angst erfüllt.
Sei hold mir, himmlische Tritonia,
Du Kind des höchsten Herrn der Götterwelt,
Reich deine Hilfe, ebne meinen Weg
Zum leichten Pfad, begünst'ge meine Wünsche!
Von dir geführt werd' rasch ich vorwärts eilen
Und sanft den Schweiß von bleicher Stirne trocknen.
Wenn rechts ich oder links die Blicke wende,
Um zu bewundern dich, du Göttliche,
Dann sieh mich freundlich an, mehr als du pflegst,
Mit süßem Lächeln auf dem Rosenmunde
Und holde Anmuth auf den glüh'nden Brauen.
Ein Lächeln deines Blicks, ein sanftes Wort
Wird stärken mir das Herz, das klopfende,
Und reichlich Kraft ihm und Erholung geben.
Dann, dann herbei, mit schielend grimm'gem Blicke,
Mit fleischentblösten, leichenfarb'nen Wangen
Und runzelreichen, borst'gen Augenbrauen,
Du harte Arbeit, unermüdlich Schaffen,
Herbei ihr Sorgen und du nächtlich Wachen,

Ich werd' euch unter Pallas Schutze trotzen,
Gering jedwede Müh' und Klemme halten,
Verachten tief die ungerechte Dame,
Und ausgerüstet mit Beharrlichkeit
Und hohem Muth im diamant'nen Busen
Sie unterwerfen mir, daß sie zu Boden
Ohnmächtig ihre wilden Brauen schlägt.
So werd' zum süßen Ziele ich gelangen,
Wohin mich meine tiefe Sehnsucht führt,
Das hehre Kind der schmeichlerischen Hoffnung,
Das nur zu gut den Weg ins Herz gefunden.
Ich weiß es, meiner warten Ruhm und Ehre
Und Reichthum, wohl ein Sporn zu schönem Schaffen,
Und meiner lauten Wünsche bester Lohn.
Gewiß das ist mein Loos! dieß das Gewebe,
Das mir des güt'gen Himmels Hand wird flechten.
Doch wie? Sollt' ich nur träumen? Flüstert nicht
Vielmehr ein Genius mir Wahrheit zu?
Nein, nein, ich träume nicht! Bald werd ich sehen,
Daß meine Tage ich, wozu die Parze
Auf ew'ger Spindel mir den Faden spinnt,
Vergnügt, zufrieden mit mir selbst verleben,
Und ein ganz And'rer werde sein denn jetzt.

Diese vorreife Zuversichtlichkeit machte Glück, und es läßt sich nicht vollständig ermitteln, in wie weit die Gönnerschaft, die er frühzeitig gewann, den jugendlichen Dichter förderte. Wahrscheinlich jedoch leistete York ihm bessere Dienste als Pallas.[1] Consalvi machte die gewöhnliche Lauf-

[1] Es gibt verschiedene Medaillen von dem Cardinal Herzog mit seinem Titel. Eine ist eigentlich eine Münze, die er Sede vacante in seinem Namen schlagen ließ, denn dieß war das Vorrecht des Vicekanzlers in solchen Perioden. Sie trägt das königliche Wappen von England, Schottland und Irland, und darüber einen Cardinalshut, der auf einer Herzogskrone sizt. Auf der Kehrseite ist die Inschrift: Henricus Cardinalis Dux Ebor. S. R. E. Vice-cancellarius. Sede vacan. 1769. Eine andre ist eine große Medaille mit seinem Bild und ungefähr derselben Inschrift mit dem Zusatz Ep. Tuscul. Auf der Kehrseite ist ein Bild der

bahn, durch welche mau zum Cardinal gelangt, in curia durch; denn er war einmal als Nuntius in der Fremde, auch nahm er nie die priesterlichen Weihen, so daß er unmittelbar bei der rein kirchlichen Verwaltung verwendet wurde. Am 11. August 1800 wurde er zum Cardinaldechant der Kirche Santa Maria ad Martyres, besser bekannt unter dem Namen Pantheon, ernannt.

Obwohl er schon frühe das Vertrauen Pius VII genoß, so wurden doch seine außerordentlichen Fähigkeiten erst in einer späteren Periode bekannt und in ganz Europa bewundert. Er zeichnete sich in der That dermaßen unter der römischen Prälatur aus, daß das im Conclave versammelte heilige Collegium, welches im Jahr 1800 Pius VII in Venedig erwählte, ihn zu seinem Secretär machte und der neue Pabst ihn alsbald zu seinem ersten Staatssecretär ernannte.

Zur Zeit der Wegschaffung des Pabstes aus Rom und Italien hatte Cardinal Consalvi nicht den höchsten Posten inne, den, wie wir gesehen haben, Cardinal Pacca aufs Würdigste bekleidete. Aber er theilte die Verbannung seines Souveräns und war einer der „schwarzen Cardinäle" von Paris, d. h. einer von denjenigen, denen es verboten war die auszeichnende Farbe ihres Standes zu tragen. Nach dieser Periode begann jene öffentliche Wohlfahrt, die in seiner jugendlichen Vision so glänzend durchschimmerte. Ein Mann, der in der vergleichungsmäßigen Abgeschlossenheit der römischen Regierung und des römischen Hofes erzogen worden, konnte, wenn er sich plötzlich von diesem weggeschafft und sogar von der Verbannung hinweg mit der glänzendsten Ver-

Religion mit seiner Krone und seinem Hut zu ihren Füßen und der Umschrift: Non desideriis hominum, sed voluntate Dei. Auf der Exerge steht das Datum 1766.

sammlung von Lager- und Hofcelebritäten, welche Europa je bei einander gesehen, ja, was noch mehr war, mit dem Rath der allerverschlagensten Staatsmänner, welche die Souveräne zusammenbringen konnten, um über ihre Interessen zu wachen, in Berührung gebracht sah; er konnte, sagen wir, wenn er seine Rolle unter ihnen mit Geschicklichkeit, Tact und Erfolg spielen wollte, seiner Stellung und Aufgabe sich nur dann gewachsen zeigen, wenn ein Genius höherer Art ihm inwohnte. Und daß Consalvi wirklich einen solchen besaß, zeigte sich bald. Da waren die Kaiser von Rußland und Oesterreich, die Könige von Preußen und Frankreich, Wellington, Blücher, Metternich, Castlereagh und ein Heer von Bevollmächtigten verschiedener Fürsten, die Staaten und Fürstenthümer zurückforderten, so wie von Vertretern jeder Regierungsform, und mit allen Diesen mußte der Vertreter eines Souveräns, den zwar Alle respectirten, gegen den aber nicht Alle bereit waren sich großmüthig oder auch nur gerecht zu zeigen, Bekanntschaft machen, mußte sie gewinnen, mit ihnen unterhandeln. Als es sich um die Feststellung der Ansprüche handelte, die erhoben werden sollten, wurde Consalvi von dem Pabst abgesandt, um für ihn und seine Nachfolger die vielen Provinzen wieder zu erlangen, deren er beraubt worden war. Dieß war eine schwierige und kitzliche Aufgabe. Aber bevor wir zum Schluß dieses Gegenstandes eilen, müssen wir eine interessante Episode erzählen, die dabei vorkam.

Im Juni 1814 besuchten der Kaiser von Rußland und der König von Preußen London, und Viele werden sich der glänzenden aber etwas kindischen Feste erinnern, womit sie begrüßt wurden. Der Verfasser behält sie unter seinen Feiertagserinnerungen, denn sie fanden in der Vacanzzeit Statt und gehörten entschieden in das Zeitalter der Pavillone

und Pagoden. Zur selben Zeit fuhr Cardinal Consalvi über den Canal und erschien in London. Er war Ueberbringer eines Schreibens vom Pabst an den Prinz-Regenten. Man vergesse nicht, daß die Strafgesetze damals noch in Kraft waren, und daß die furchtbaren Strafbestimmungen in Betreff des praemunire, d. h. der gesetzwidrigen Einführung der päbstlichen Autorität, allen freundlichen Verkehr zwischen dem Beherrscher dieser Reiche und dem Oberhaupte der catholischen Kirche abschnitten. Wie dieser erste Cardinal, der seit den Tagen Poles in England gelandet, behandelt und empfangen wurde, wird man am besten aus der Darstellung ersehen, die Pius VII in seiner Allocution an das Consistorium unterm 4. September 1815 von dem Ereignisse gab.

„Nachdem der Cardinal schnell Paris erreicht und sich der ihm von Uns anvertrauten Pflichten gegen Seine christlichste Majestät entledigt hatte, auch mit derjenigen Theilnahme und Liebe für Uns empfangen worden war, die Wir natürlich von der Frömmigkeit und Religiosität des Königs erwarteten, begab er sich unverweilt nach London, wohin die andern Souveräne, mit Ausnahme Unseres geliebten Sohnes in Christo, des Kaisers Franz von Oestreich, gegangen waren. Und hier können Wir Euch nicht genügend die Gefühle der Freude und Dankbarkeit schildern, womit Wir erfuhren was sich bei dieser Gelegenheit in jener höchst glänzenden Stadt, der Hauptstadt eines so mächtigen Königreichs, zutrug. Zum ersten Mal seit mehr als zweihundert Jahren erschien ein Cardinal der heiligen römischen Kirche und überdieß ein Legat dieses apostolischen Stuhles, in Folge der freundlichen und großmüthigen Erlaubniß der Regierung, öffentlich in dieser Stadt, mit den auszeichnenden Insignien seiner Würde

geschmückt, gerade wie wenn er in dieser unserer eigenen Stadt gewesen wäre.

„Und weiter, als er eine Audienz bei Seiner königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten von England hatte, um Unser Schreiben zu überreichen und die Gefühle der Bewunderung, Freundschaft und Zuneigung auszusprechen, die Wir sowohl gegen ihn selbst als gegen diese tapfere und auf so vielfache Art berühmte Nation hegen, wurde er im Palast mit solchen Zeichen des Wohlwollens und der Freundlichkeit gegen Uns, welchen er vertrat, empfangen, daß man nicht wohl darin hätte weiter gehen können. Darum bekennen Wir Uns tief verpflichtet gegen diesen Prinzen und die verschiedenen Stände, welche diese großherzige Nation ausmachen, und ergreifen mit höchster Freude diese Gelegenheit, ihnen auf solche Art öffentlich Unsere Hochachtung und lebhafte Dankbarkeit zu bezeugen."

Der Pabst erzählt weiter, der Cardinal habe sich in dieser Stadt kräftig an sein Werk gemacht und den hier versammelten Monarchen die Ansprüche des heiligen Stuhls auf die Wiederherstellung seiner zerstückelten Provinzen vorgelegt. Der Erfolg dieser ersten Anrufung war von der Art, daß der Pabst sich, wie er uns selbst sagt, zu der Wahl seines Vertreters alles Glück wünschte.

Gleichwohl hatte die diplomatische Schlacht auf dem Wiener Congreß geschlagen werden müssen. Napoleons Decret vom 10. Februar 1814, kraft dessen er den Pabst aus der Gefangenschaft erlöste, stellte ihm blos die Departemens Rom und Thrasymene zurück. Die reichsten und schönsten seiner Provinzen mußten erst wiedererlangt werden, und sie waren ein verlockender Zuwachs für mächtigere Herrschaften. Die Geschicklichkeit, Ausdauer und der bewundernswürdige

Tact des Cardinals Consalvi gewann sie wieder. Er scheint unter den scharfsinnigsten Diplomaten der Versammlung ganz an seinem Platz gewesen zu sein. Er erwarb sich sogar ihre Bewunderung und Achtung, und ganz besonders war dieß bei dem Vertreter Englands der Fall. Man sagt, Lord Castlereagh habe von ihm bemerkt, er sei in der diplomatischen Kunst der Meister von ihnen allen.

Seine Anstrengungen wurden in Bezug auf die Hauptpuncte seiner Sendung mit vollständigem Erfolg gekrönt. Er hatte allerdings das Recht auf seiner Seite, aber bei großen politischen Congressen werden die Interessen der Schwachen gar oft unter der Maske allgemeiner Grundsätze oder einfacher Ausgleichungen, welche die Abrundung großer Summen durch die Absorption von Bruchtheilen erheischen, den Wünschen der Starken geopfert. Er pflegte immer zu sagen, daß er von den Vertretern Großbritaniens und Preußens großmüthige Unterstützung empfangen habe, und bei einem Punct, nämlich dem Vorrang der Nuntien unter den Gesandten, gedenkt der Pabst in der oben angeführten Allocution dieses Beistandes ganz besonders. Alle Hindernisse wurden zuletzt überwältigt; um die Mitte Juni 1815 kam Monsignor Mazio, Secretär des Cardinals Bevollmächtigten, aus Wien an und brachte die willkommene Zeitung, daß die drei Legationen, die Mark von Ancona sowie die Herzogthümer Benevent und Ponte Corvo, als integrirende Theile der päbstlichen Staaten anerkannt worden seien. Der Cardinal protestirte energisch gegen die Zurückhaltung der französischen Besitzungen und eines Gebietes jenseits des Po.

Wenn der Leser den Character des Staatsmannes kennen zu lernen wünscht, der sich bei seinem ersten Versuch auf die Höhe der alten erfahrenen Minister und Unterhänd-

ler des festländischen Europa erhob, so kann er ihn in den Worten einer englischen Lady finden, die sich in eine vornehme französische Familie verheirathet hatte und durch ihre Feinheit und Schärfe in Ergründung von Characteren auszeichnete. Sie hatte die Ehre den Cardinal Consalvi während seiner Verbannung in Frankreich in ihrem Hause zu Rouen zu empfangen. „Vielleicht," sagte sie einige Jahre später zu einem innigen Freund des Cardinals, „werden Sie sich über das wundern, was ich Ihnen jetzt sagen will, nämlich in Betreff der Meinung, die ich mir von Ihrem Freunde in Wien bildete, bevor er vierzehn Tage in meinem Haus zugebracht hatte. Wahre Demuth in einem höchst außerordentlichen und heroischen Grad ist die characteristische Eigenschaft dieses Cardinals, und deßhalb muß er auf dem Wiener Congreß der erste Politiker gewesen sein."

Als er nach Rom zurückkam, hatte er die Reorganisation des ganzen Staates nach jahrelanger Zerstückelung, die Bildung einer neuen Magistratur, die Wiedereinführung neuer Municipal- Finanz- und Kirchensysteme zu besorgen. Ueber die Art zu reden, wie Vieles davon ausgeführt wurde, ist hier nicht der Platz. Es genüge die Bemerkung, daß während der übrigen Dauer dieser Regierung die ganze Verwaltung so zu sagen auf seinen Schultern ruhte; daß er, während der Pabst ihm volles Vertrauen schenkte und an ihn glaubte wie Pharao an Joseph, unermüdlich, aufrichtig, mit Herz und Seele dem Dienste seines Herrn ergeben war. Er schien sich um nichts Anderes zu bekümmern. Natürlich hatte er seine politischen Gegner, vielleicht Rivale in Bezug auf seinen Einfluß. Ein Mann, der nicht sowohl eine hohe als eine eigenthümliche Stellung einnimmt, muß Vielen unter ihm im Wege stehen;

„Urit enim splendore suo qui praegravat artes
Infra se positas.“

Aber er scheint alle Opposition und sogar üble Nachrede mit Gleichmuth und friedfertiger Nachsicht ertragen zu haben.

Seine Gewohnheiten waren höchst einfach. Weder in seinem Haus noch an seiner Person war etwas von Luxus zu sehen. Seine Kleidung war nicht mehr als anständig. Seine Liebhabereien waren verfeinert. Wenn er in früher Jugend die Aufmerksamkeit eines ausgezeichneten Gönners durch seinen Sinn für Musik und seine Geschicklichkeit darin anzog, so wurde er seinerseits der Freund und Gönner eines Andern, der die Musik berufsmäßig trieb. Dieß war Cimarosa, der wohlbekannte Componist des Matrimonio segreto und vieler vortrefflicher Kirchenmusikstücke. Wie Mozart componirte er ein prächtiges Requiem, das er seinem Freunde, dem Cardinal, widmete und schenkte. Dieser ließ es zum ersten Mal bei der Leichenfeier des Componisten aufführen, die auf seine Befehle veranstaltet wurde. In Verbindung mit seinen diplomatischen Sendungen steht eine Episode, die sich auf einen Mann von ausgezeichneten Fähigkeiten bezieht.

Während er sich zu Wien aufhielt, wurden ihm natürlich viele gelehrte Männer aus allen Gegenden Deutschlands vorgestellt, und man fragte ihn zu wiederholten Malen, wie sich Ignaz de Rossi befinde. Dem Cardinal wurmte es, daß er nicht antworten konnte, denn, die Wahrheit zu sagen, er wußte nicht, wen sie meinten. Eines seiner ersten Geschäfte, als er nach Rom zurückkam, war daß er ihn suchen ließ, und gewiß kann die Nachforschung in gewissen Beziehungen nicht befriedigend gelautet haben. Er fand einen alten Mann, wie ich ihn oft gesehen habe, von der Last der Jahre gebeugt, in einem alten Leibrock und einem gleich

alten Mantel, der auf seinen Stock gelehnt und vor sich hin brummelnd die ungeheuern Gänge des römischen Collegiums auf und ab wankte oder in einer der Vertiefungen saß, die ihnen Licht gaben. Tag für Tag haben ich und Andere ihn gesehen und ehrerbietig diesen Wrack eines seltenen Genius und einer kaum übertroffenen Gelehrsamkeit begrüßt, und ein höflicher Schimmer beglänzte sein mattes Auge, wenn er unfehlbar den Gruß erwiederte. Er konnte in der That nicht mehr für sich selbst sorgen, obschon es ihm an keinem Comfort mangelte. Während dieser letzten Jahre geistiger Hilflosigkeit, worin er keine Controle duldete, war sein Zimmer, das immer unbewacht blieb, um reiche Schätze von Gelehrsamkeit bestohlen worden, unter andern um das Manuscript zu einem sehr großen arabischen Lexicon, das er aus Schauder vor den Correcturen niemals veröffentlichen wollte. Er pflegte nach dem Druck seiner andern Werke zu sagen, wenn der Versucher es jetzt mit einem neuen Hiob zu thun hätte und ihn um seine Geduld zu bringen wünschte, so brauchte er ihn nur zur Herausgabe eines orientalischen Werkes zu verleiten. Inzwischen trug der Cardinal durch augenblickliche Bewilligung einer weitern Pension dazu bei, daß es ihm an keinen Annehmlichkeiten des Lebens fehlte. [1]

[1] Dieser außerordentliche Mann ist nicht so allgemein bekannt wie sein hochberühmter Namensvetter und Zeitgenosse in Parma, der Sammler der größten Anzahl von hebräischen Manuscripten, die je zusammengebracht worden sind. Aber an umfassender und tiefer Gelehrsamkeit war er ihm weit überlegen. Im Jahr 1788 gab er in Rom seine Commentationes Laertianæ heraus. Jemand hat gesagt: „Wenn Sie gelehrt zu erscheinen wünschen, so citiren Sie den Diogenes Laertius." Aber dieß ist wirklich ein Werk, das ein gründliches Studium und eine seltene Bekanntschaft mit der alten Philologie und Philosophie beurkundet. Nach einer langen Zwischenzeit im Jahr 1807 gab er im Verlag der Propaganda seine Etymologiæ Aegyptianæ heraus. Dieses Werk war

Die Neigungen des Cardinals waren warm und treu. Diejenigen die in offizieller Beziehung zu ihm standen, waren ihm aufrichtig zugethan, und Diejenigen die er in der Audienz empfing, nachdem sie seine Achtung gewonnen hatten, wurden mit einer herzlichen Umarmung bewillkommt. Den hauptsächlichen Antheil an seinen theureren Neigungen hatte jedoch sein Bruder, der Marquis Andreas Consalvi. Er war um

ein werthvoller Vorläufer der Entdeckungen eines Young und Champollion; denn es behandelte in alphabetischer Ordnung alle egyptischen Worte, die in alten Schriftstellern, kirchlichen und profanen, aufgeführt sind, und gibt noch obendrein eine ungeheure Fluth von manigfaltiger rabbinischer, orientalischer, classischer und patristischer Gelehrsamkeit zum Besten. Beim Empfang dieses wundervollen Werkes hielt die Leipziger Academie eine außerordentliche Sitzung und schrieb dem Verfasser einen äußerst schmeichelhaften Brief. Dieß wurde dem Cardinal Consalvi in Wien erzählt. Der Cardinal war einige Jahre von Rom weggewesen.

Das Gedächtniß dieses gelehrten und höchst bescheidenen Mannes kann nur mit dem eines Magliabecchi und anderer solcher Wundermänner verglichen werden. Ich will ein einziges Beispiel davon anführen, das mir ein Augenzeuge, sein Mitprofessor, der verstorbene Canonicus Lattanzi, erzählt hat. Als de Rossi einmal in Tivoli Villeggiatura hielt, erbot er sich, wenn man ihm eine Zeile von einem der vier großen italienischen Dichter angebe, so wolle er sogleich fortfahren und hundert Zeilen ganz fehlerlos hersagen. Niemand hielt es für möglich, aber zum allgemeinen Erstaunen gelang es ihm vollkommen. Als man ihn hierauf fragte, ob er das Gleiche mit den lateinischen Classikern thun würde, gab er zur Antwort: „Es sind zwanzig Jahre, seit ich die italienischen Dichter gelesen habe, und ich that es damals nur zu meinem Zeitvertreib: die lateinischen Classiker habe ich als Professor vorgetragen, und ihr werdet also besser thun mich nicht auf die Probe stellen zu wollen." Der verstorbene Cardinal Cappaccini, Secretär und Freund des Cardinals Consalvi, erzählte oft, er habe bei de Rossi Unterricht im Hebräischen gehabt, und um sich in der Lection eine Unterhaltung zu verschaffen, haben die Schüler häufig ihrem Professor eine Frage vorgelegt: dieser habe dann statt der Antwort einen Vortrag angefangen, welchen man sogleich dem Druck hätte übergeben können, eine merkwürdige Musivarbeit von griechischen, lateinischen, hebräischen und italienischen Citaten.

zehn Jahre jünger, ging jedoch dem Cardinal um eilf Jahre voran, denn er starb 1813. Der Letztere vergaß jedoch niemals ihre zärtliche Liebe und hielt eine Uebereinkunft, die sie mit einander geschlossen hatten, ein und dasselbe Grab zu theilen. Dem zufolge bewahrt im Pantheon, wo er als sein Dechant hätte begraben werden sollen, nur ein Ehrengrabmal oder vielmehr eine Urne, die sein Herz enthält, sein Gedächtniß; dabei ist eine Inschrift und eine Büste, welche in Folge einer Subscription seiner vielen Freunde aufgerichtet worden ist. Aber in der St. Marcelluskirche befindet sich ein bescheidenes Grabmal, und darauf ist eingeschrieben, daß hier die Leichname der beiden Brüder ruhen:

QUI. CUM. SINGULARI. AMORE. DUM. VIVEBANT
SE. MUTUO. DILEXISSENT
CORPORA. ETIAM. SUA
UNA. EADEMQUE. URNA. CONDI. VOLUERE.

In Geschäftsangelegenheiten war der Cardinal Staatssecretär äußerst thätig. Außer der Last seiner manigfaltigen Pflichten mußte er italienischem Brauche gemäß gewisse Stunden des Tags Audienzen widmen, die nicht zuvor angesagt waren, aber Leuten von allen Classen bewilligt wurden. Bei der Erfüllung dieser oft lästigen Pflicht zeigte er ein wunderbares Gedächtniß und eine merkwürdige Genauigkeit. Nachdem er alle Diejenigen, die vermöge ihrer Stellung oder bekannten Thätigkeit einen Anspruch auf diese Auszeichnung hatten, abgesondert vorgelassen, trat er rasch in sein Vorzimmer, das mit bescheideneren Bittstellern angefüllt war. Er ging vom einen zum andern, hörte geduldig was Jeder zu sagen hatte, empfing die Bittschrift aus seiner Hand und bestimmte einen Tag für seine Antwort. Bittstellerinnen wurden abgesondert vorgelassen, und zwar oft

während er sein einsames und einfaches Mahl einnahm, mitten am Tag, wo ihnen ein größerer Spielraum für Zungengeläufigkeit gestattet wurde. Denjenigen die kamen um ihre Antworten zu holen, war er stets bereit solche schriftlich oder mündlich zu ertheilen, und man erzählt, daß er sich selten oder nie [1] in einer Person oder ihrem Anliegen täuschte, wenn er dieselbe auch blos einige Wochen vorher zum ersten Mal kennen gelernt hatte.

Sein Auge schien in der That das äußere Symbol seiner Intelligenz zu sein. Tief unter schattigen und überhängenden Brauen sitzend, hatte es ein scharfes durchdringendes Licht, das Euch durch und durch schaute, ohne daß Ihr dabei an besondere Feinheit oder Schlauheit dachtet.

[1] Ich erinnere mich einer Ausnahme, die erzählt wurde. Ein kleiner stämmiger Mann mit einem unwiderstehlich comischen Gesichte, den ich mir noch als einen Dilettanten denken kann, der in Privatgesellschaften Buffolieder zum Besten gab, hatte sich um eine Stelle beworben. Er hieß Felci. Als sein Name gemeldet wurde, verwechselte ihn der Cardinal mit dem eines Beamten, der einen ganz ähnlichen Namen z. B. Delci führte, und den er wegen einer Fahrläßigkeit beschieden hatte, um ihm einen Verweis zu ertheilen. Dieser fiel auf das Haupt des unschuldigen Bittstellers, der durch den wüthenden Sturm von Vorwürfen Anfangs ganz überwältigt wurde. Allmählig jedoch begann er mitten im Ungewitter hell zu sehen und wieder Athem zu schöpfen. Er bemerkte den Mißgriff, wartete bis die Hagelwolke sich gänzlich entladen hatte, nahm dann seine freundlichste, gutmüthigste Miene an und antwortete dem Cardinal: „Euer Eminenz täuschen sich:

„Quello è magro, ed io son grasso,
Quello è alto, ed io son basso;
Quello è impiegato, ed io sto a spasso.“
„Der Mann ist mager, ich bin dick;
Er ist ein Riese, ich ein Knirps;
Er hat ein Amt und ich hab' keins.“

Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß diese Improvisation allen Zorn verscheuchte und dem Bittsteller zu seinem Zwecke verhalf.

Es war der Glanz eines Edelsteines, nicht eines Feuerfunkens. Sein Gesicht hatte eine Milde, die jede in seinem Adlerauge hervortretende Schärfe des Ausdrucks dämpfte. Auch seine Stimme war sanft, obschon vielleicht etwas heiser und unmusikalisch.

Das Gedicht, das wir als die jugendliche Phrophezeiung seiner künftigen Größe angeführt haben, erwähnt Reichthum als eine jener Segnungen, nach denen sein eifriger Geist zu verlangen schien. Daß er durch das Einkommen seiner Aemter und Pfründen ein bedeutendes Vermögen anhäufte, unterliegt keinem Zweifel. Aber er lebte ohne Luxus, mit der äußersten Einfachheit und war in dem päbstlichen Palast frei von mancherlei Lasten; er verbrauchte nur wenig für sich selbst und war kein Liebhaber vom Geld. Was er erspart hatte, hinterließ er hauptsächlich für religiöse und menschenfreundliche Zwecke. Testamentarisch vermachte er seine diplomatischen Geschenke, drei sehr kostbare Tabaksdosen, für die Vollendung der unausgebauten Fronten von drei Kirchen: Araceli, Consolazione und San Rocco. Er hinterließ unbedeutende Vermächtnisse verschiedenen Freunden, unter Andern der Herzogin von Devonshire sowie einigen Angehörigen der Familie des Lord Castlereagh, endlich der Herzogin von Albani, als dankbare Anerkennung seiner Verpflichtungen gegen die Stuarts, deren letzte Repräsentantin sie war. Die Hauptmasse seines Vermögens vermachte er der Propaganda zur Unterstützung auswärtiger Missionen, welche dafür an untergeordnete Personen Jahresrenten zu bezahlen hat, von denen einige nicht erlöschen.

Der Pabst und sein Minister schienen providentiell für einander geschaffen. Der umfassende und thatkräftige Geist Consalvis, seine edlen Ansichten und sein arbeitsames Ein-

gehen auf Details füllten die Leere aus, welche sonst auf die Restauration hätte folgen und nach der Bewunderung und Liebe, die sich der Pabst durch jahrelange Verbannung erworben, ein Gefühl der Nichtbefriedigung erzeugen können. Das weise, sanfte und unerschütterliche Vertrauen des Fürsten gab den Fähigkeiten und der zunehmenden Erfahrung des Ministers großen Spielraum, um sich geltend zu machen. Ohne den Einen wäre der Andere nutzlos gewesen; und wer zuerst dahinschied, der schien mit Bestimmtheit auch das Erlöschen des Andern herbeizuführen. Sie paßten in der That so vortrefflich zu einander, daß man sagen könnte, sie haben sich auch physisch als gleich erwiesen. Die Summe von Kraft, Gesundheit und Fähigkeit, welche dem Secretär angewiesen war, befand sich im richtigen Verhältniß zu dem Bedarf des Pabstes. Er behielt diese Eigenschaften so lang, als sie von demjenigen gefordert wurden, zu dessen Trost und Ruhm sie ihm anvertraut waren.

Der Pabst starb am 20. August 1823, und sein Nachfolger Leo XII wurde am 28. September desselben Jahres erwählt. Natürlich herrschten in Rom verschiedene Ansichten in Betreff der Verwaltungsgrundsätze Consalvis vor. Jeder erste Minister verfällt mehr als andere Menschen unter den Horazischen Grundsatz:

„Laudatur ab his, culpatur ab illis.“

Der neue Pabst gehörte vielleicht einer andern politischen Schule an oder er mag weniger freundliche Gefühle gegen die Person Consalvis gehegt haben. Jedenfalls wurde Cardinal della Somaglia, ein Mann von hohem Verdienst und Ruf, zum Staatssecretär ernannt. Aber es ist zweifelhaft, ob die gebrochene Gesundheit Consalvis ihm gestattet haben würde länger im Amt zu bleiben. Wahrscheinlich

hatte er seine Kräfte durch übermäßige Arbeit ermattet und den Nachlaß seiner Gesundheit unter erschöpfenden Anstrengungen verborgen, so lange sein guter Gönner seinen Beistand forderte. In dem Tagebuch, das ein warmer Bewunderer des Cardinals hielt, finde ich die folgende Notiz schon unter dem 4 November: — „Sah Cardinal Consalvi, er ist unwohl. Er freut sich über den Erfolg der Studenten beim concorso (Concurrenzprüfungen). Fragte wie die Nachricht vom Tode des Pabstes in England aufgenommen worden sei, woher der Verfasser just zurückgekehrt war. Ich sagte ihm, er werde allgemein gepriesen und beklagt, selbst in den Londonern Journalen." Im December war er genöthigt gewesen Ruhe und ein mildes Clima in dem bescheidenen Seestädtchen Porto d'Anzo zu suchen, aber die Veränderung brachte ihm keinen Nutzen. Das oben angeführte Tagebuch sagt: „Dienstag den 13. Januar 1824. Sah den Cardinal Consalvi, der im Bette lag, abgefallen und blaß, sehr wenig gebessert durch seinen Aufenthalt in Anzo." Allerdings concentrirte seine Lampe ihre Kraft noch auf kurze Zeit, und dieß genügte, um ihr strahlendes Licht noch just vor dem Erlöschen zu beweisen. Der Pabst, der selbst in sein Bett gesprochen und so übel auf war, daß man in der Christnacht erwartete, er werde den Morgen nicht erleben, hatte nach dem Cardinal geschickt, der aus seinem Bette kam, um ihn zu besuchen. Von diesem Augenblick an war alle Mißhelligkeit zu Ende. Zwei großherzige Geister, die sich bisher entfremdet gewesen, begegneten sich und erkannten ihren gegenseitigen Werth. Die Vergangenheit war augenblicklich vergessen, und es wurde ein stilles Einverständniß in Betreff der Zukunft abgeschlossen. Zum Erstaunen Vieler ernannte der Pabst Consalvi zum Präfecten der Pro-

paganda, ein höchst ehrenvoller und einflußreicher Posten. Dieß war am 14. Januar. Am folgenden Tag schloß er sich Stundenlang mit seinem Souverän ein und legte ihm aufs Offenste und Deutlichste seinen politischen Plan für die innern wie für die äußern Angelegenheiten vor. „Sie werden es erleben," sagte er unter Anderem zu ihm, „daß die Emancipation der Catholiken in England unter Ihrer Regierung stattfindet. Ich habe schwer dafür gearbeitet und während meines Aufenthalts in London angefangen."

Leo XII sprach seine Bewunderung für den Mann und seine Maßregeln aus, schien voll von neuen Hoffnungen und von frischem Muth beseelt zu sein. Er zog ihn häufig zu Rath, und man erwartete zuversichtlich, daß er ihn bald auf seinen frühern Posten zurückrufen würde. Aber der treue Diener hatte beim Tode von Pius seine Bahn durchlaufen, seine Sendung vollendet. Am 22. unterzeichnete er, in sein Bett gefesselt, Entlassungsscheine für verschiedene Studenten des englischen Collegiums. Am 24. wurden ihm wichtige Papiere von dem Pabst überschickt. Er ersuchte den Boten dem heiligen Vater, welcher gefragt hatte, ob er Etwas für ihn thun könne, zu sagen, das Einzige was er thun könne sei, daß er ihm den letzten apostolischen Segen schicke, welchen die Cardinäle auf ihrem Todtenbette empfangen. Er wurde ihm von dem Cardinal Castiglioni, seinem besten Freund, gebracht, und um halb zwei Uhr ging er ruhig dahin, um in einer bessern Welt mit dem Herrn zusammenzutreffen, dem er treu gedient, dem Freund, dem er mit inniger Liebe angehangen hatte.

. . . . ,,Quos ignea virtus
Innocuos vitae, patientes aetheris imi
Fecit, et aeternos animam collegit in orbes." [1]

[1] Zwei Tage nach dem Tod des Cardinals sagte der Pabst zu

Siebentes Capitel.

Regierungspolitik Pius VII.

Ohne auf allgemeine Betrachtungen in Bezug auf Regierung einzugehen, oder ihre besten Formen zu erörtern, oder auch nur eine Meinung darüber auszusprechen, braucht man nur die Dinge in ihren eigenen Zeiten, an ihrem eigenen Platz und nach den einzigen Grundsätzen, die da und dort auf sie anwendbar sind, zu beurtheilen, so wird man unbedenklich sagen können, daß die Regierung Pius VII durch seinen Minister Consalvi gerecht, freisinnig und aufgeklärt war. Hätte dieser Souverän die Gesetze wieder eingeführt, unter denen seine Unterthanen als unter einer Unterdrückung geseufzt hatten, und die Republik wiederhergestellt, welche sie noch immer als eine Usurpation verwünschten; hätte er, ganz Europa zum Trotz, allen Grundsätzen zuwidergehandelt, die seine Souveräne und Staatsmänner bei seiner Wiedereinsetzung leiteten; hätte er dadurch sogar für sich selbst eine neue Catastrophe und für Italien einen neuen Krieg riskirt, so würde es ganz gewiß heut zu Tag Viele geben, die ihn als Helden preisen und als einen Mann, der hoch über seinem Zeitalter gestanden, vergöttern würden. Hätte er jedoch damals so gehandelt, so wäre er von allen Parteien, Whigs oder Tories, Conservativen oder Radicalen,

Monsignor Testa, von dem weiter oben die Rede war: „Was für Dinge mir dieser Mann gesagt hat, als ich ihn das letzte Mal sah!" dann ließ er seinen Kopf hängen und fügte hinzu: „Aber es scheint, Gott will mich auf alle Arten züchtigen." Handschriftliches Tagebuch. Als der Leichnam des Cardinals einbalsamirt wurde, entdeckte man die Ursachen seines Todes: die Lungen waren verhärtet mit vielen Anklebungen, und das Herz hatte sich unnatürlich erweitert.

verhöhnt, verlassen, geschmäht worden als ein Fanatiker, ein zeitwidriges Phänomen, ein hinter dem Jahrhundert stehender Mann, dem die revolutionären Phantasien über den Kopf gewachsen seien, kurz als ein alter Narr, den man aus seiner Gefängnißzelle besser in ein Irrenhaus gebracht als von der Verbannung wieder auf einen Thron gesetzt hätte. Wir bezweifeln, ob auch nur das armselige Compliment eines Zeitungsartikels ihn für seine Mühen belohnt haben würde.

Er wurde als Pabst wieder in die weltliche Regierung desjenigen Theils von Italien eingesetzt, den seine Vorgänger innegehabt, ohne einen Antheil an den kriegerischen Heldenwerken anderer Fürsten, ohne einen Anspruch auf ihre Siegespreise. Er wurde gemeinschaftlich von protestantischen und catholischen Mächten unter dem Beifall der civilisirten Welt und mitten unter dem Jubelgeschrei oder vielmehr im Einklang mit den sehnlichen Wünschen seiner eigenen Unterthanen wiedereingesetzt. Er wurde wiedereingesetzt nach dem Grundsatz, welcher die Basis aller damaligen Restaurationen bildete, daß Europa nach so langen Zuckungen und so langer Ordnungslosigkeit in den normalen Zustand zurückkehren müsse, aus welchem es gerissen worden sei. Kaiserreiche wurden als Kaiserreiche wiederhergestellt, Königreiche wieder als Königreiche, Großherzogthümer als Großherzogthümer, Republiken als Republiken eingerichtet. Und so wurde der Pabst Rom zurückgegeben, um so zu regieren wie die Päbste gethan hatten, durch ein ausnahmsweises System und in einer Form, deren Verlust sich durch die Erfahrung als schädlich erwiesen. Die Unabhängigkeit des Pabstes, d. h. die Vereinigung geistlicher Herrschaft über die ganze catholische Kirche mit einer weltlichen begränzten Souveränetät hatte sich deutlich als ein

bedeutsames Element in der Wiederordnung Europas zu erkennen gegeben. Die Uebel, welche aus der Unterwerfung des gemeinsamen Vaters aller Gläubigen unter eines seiner mächtigeren Kinder erwuchsen, waren allgemein gefühlt worden, und die Fortsetzung eines solchen unregelmäßigen Zustandes durch eine friedliche Unterjochung der geistlichen Gewalt unter eine Laienmacht würde nur eine zur Gewohnheit werdende Störung der religiösen Wirksamkeit nach sich gezogen haben.

Als die Franzosen im Jahr 1797 Norditalien überzogen, war der Pabst, damals Cardinal Bischof von Imola, in eine sehr schwierige Lage versetzt worden, die sowohl Tact als Muth erforderte, und er hatte beides entwickelt. Während er seinem Souverän die festeste Treue bewahrte, ermahnte er sein Volk sich der überwältigenden Macht des Feindes zu unterwerfen und ihn nicht durch einen aufreizenden und nutzlosen Widerstand in Versuchung zu führen, daß er seine barbarischen Drohungen mit allgemeiner Niedermetzelung und Zerstörung von Städten und Dörfern, durch Feuer und Schwert in Ausführung bringe. Ein grimmiger und ungeordneter Aufstand in Lugo bewies, wie ernst diese Drohung gemeint war. General Augereau schlug am 8. Juli die närrischen Patrioten aufs Haupt und gab ihre Stadt einer Verheerung preis, wobei sie in drei Stunden aufs Schrecklichste ausgeplündert wurde. Sie währte nicht länger, weil Chiaramonti, der die Einwohner vergebens angeredet hatte, sich selbst so tief demüthigte, daß er dem französischen General zu Füßen fiel und sich weigerte aufzustehen, bevor das erflehte Geschenk der Gnade ihm gewährt war.

Seine Stellung war indeß ebenfalls voll von Verlegenheiten, und sein Freund, Pabst Pius VI, berief ihn nach

Rom. Er bat um Erlaubniß zu seinem Volk zurückzukehren, um es in seinen Nöthen zu schützen, wobei eine neue Gefahr ihn überraschte. Die Oestreicher, die von England Subsidien bezogen, waren eine kurze Zeit Herren der Provinz Aemilia und zogen gegen Imola heran, als der Bischof es für seine Pflicht hielt sein Volk zu ermahnen, es solle sich ihnen als Befreiern von dem Joch, das man ihm auferlegt habe, unterwerfen. Kaum waren die Oestreicher abgezogen, so wurde er des Aufruhrs angeklagt. Statt vor der Gefahr zu fliehen, begab er sich sogleich in das französische Hauptquartier zu Lugo und verfocht dort vor dem General, von dem er wußte, daß er am feindseligsten gegen ihn gestimmt war, seine eigene Sache mit solcher Feinheit und Festigkeit, daß dieser Krieger ihn mit Ausdrücken von Achtung und Zeichen von Ehre entließ.

Seine Feinde gaben sich jedoch damit nicht zufrieden, und die republicanischen Beamten von Imola denuncirten ihn bei den obersten Behörden von Bologna, daß er die Oestreicher begünstigt habe. Briefe, worin ihm die Cardinäle Gioannetti und Mattei Rundschreiben zugeschickt hatten, welche sie an ihre Heerden zu Gunsten Oestreichs erließen, wurden aufgefangen und bildeten die Grundlage der Anklage; Lügen und Uebertreibungen machten den Oberbau aus. Der französische General gerieth in Zorn, brach sogleich mit einer großen Truppenabtheilung auf und erklärte, der Cardinal solle streng bestraft und sein Sitz geplündert werden. Der Bischof verließ seine Stadt bei Nacht, nicht um der Gefahr auszuweichen, sondern um ihr die Stirne zu bieten. Er war ein zu guter Hirte, als daß er seine Schafe dem Wolf überlassen und die Flucht ergriffen hätte, wenn sie hingemordet wurden. Kühn lenkte er seine Schritte

den herannahenden Plünderern entgegen. Der General war Macdonald. Chiaramonti trat vor ihn: mit apostolischer Freiheit tadelte er ihn stark wegen seiner beabsichtigten Barbarei und rechtfertigte ohne Scheu sein eigenes Benehmen; er drang durch und rettete die Stadt vor Zerstörung oder Verwüstung. Kein Wunder, wenn seine Biographen diesen unerschrockenen und großherzigen Schritt mit dem Benehmen des heiligen Leo des Großen verglichen, der Attila entgegenging. [1]

Als Chiaramonti, blos drei Jahre nach diesen Ereignissen, sich auf den Thron berufen sah, dessen Außenwerke er so entschlossen gegen republicanische und antichristliche Invasion vertheidigt hatte, als er sich an die Spitze eines Krieges gestellt fühlte, dessen äußere Posten er so gut zu bewachen gewußt, da können wir uns nicht wundern, wenn wir ihn nur noch entschlossener sehen dieselben Grundsätze festen, aber klugen Widerstandes und systematischer Bewahrung dessen was er empfangen hatte aufrecht zu erhalten. Derselbe Muth, um einem Feind persönlich entgegenzutreten, und dieselbe kühne Pflichttreue zeigt sich vermischt mit derselben Herablassung und Bereitwilligkeit unnöthigen Widerstand und fruchtlosen Zusammenstoß zu vermeiden. Einige Dinge, die man auf den ersten Blick als das Ergebniß von Schwäche betrachten könnte, mögen dieser Eigenschaft zuzuschreiben sein.

[1] Dieß war das dritte oder vierte Mal, daß er entkam. In einer frühern Zeit, als die cisalpinische Republik errichtet wurde, sprach er bei seiner Heerde übel von ihr und wurde von der Mailänder Polizei bei dem Pariser Directorium verklagt. Er rechtfertigte sich so kräftig, daß er nicht von seiner Diöcese entfernt wurde. Ein ander Mal weigerte er sich den Bürgereid, wie man es nannte, zu leisten, und wurde deßhalb seines bischöflichen Einkommens beraubt.

Die ersten öffentlichen Verrichtungen des neuen Pabstes zeigten, daß er nichtsdestoweniger über Vorurtheile erhaben war und gesunde Prinzipien politischer Oeconomie wohl verstand. Außer vortrefflichen Anordnungen zu Reformen in jedem Departement der Staatsverwaltung, unter andern in dem der Justiz, characterisirten zwei Reihefolgen von Maßregeln den Anfang seiner Regierung. Die erste betraf den freien Handel mit Lebensmitteln und eine bedeutende Annäherung dazu in andern Abtheilungen des Handels. Im Jahr seiner Thronbesteigung 1800 herrschte ein großer und beunruhigender Kornmangel in Mittelitalien. Alles war daher buchstäblich von einem panischen Schrecken ergriffen, und die Getreideausfuhr aus den Staaten wurde verboten. Aber durch ein im September dieses Jahrs erlassenes Decret wurde der freie Kornhandel erlaubt und die Bäckerzunft mit ihren ausschließlichen Vorrechten abgeschafft, so daß es Jedermann freistand Brod zu backen und zu verkaufen. Auch vom Oel wurde aller Zoll aufgehoben und seine freie Einfuhr gestattet. Diese neuen Maßregeln überraschten das Publicum, wurden aber bald sehr ausgedehnt. Denn schon früh im folgenden Jahr wurden alle Lebensmittel unter dieselben Bestimmungen gebracht und fünf weitere Einnahmsquellen der öffentlichen Bewerbung erschlossen. Das Edict über diesen Gegenstand, das Resultat einer besondern Commission, war lang und führte den Titel „Decret motu proprio über Lebensmittel und freien Handel;“ datirt ist es vom 11. März 1801. Die jährliche Medaille, die für das St. Peter- und Paulsfest geschlagen wurde, zeigt in diesem Jahr das Bild des Ueberflusses, mit einem Schiff an seiner Seite und der Inschrift:

COMMERCIORUM. PRIVILEGIA. ABOLITA.

Mittlerweile war die Schatzkammer leer; der Vertrag von Tolentino hatte alle einträglichen Hilfsquellen abgegraben; selbst die vier Tiaren von unermeßlichem Werth und schöner Arbeit [1] waren ihrer Juwelen beraubt worden, um die im Jahr 1796 auferlegte verderbliche Kriegssteuer von sechs Millionen Thaler zu bezahlen. Ein neues allgemeines Besteuerungssystem war nothwendig um die dringenden laufenden Bedürfnisse der Regierung zu bestreiten. Es wurde um dieselbe Zeit bekannt gemacht, nachdem man ein aufrichtiges, aber trauervolles Eingeständniß der gänzlichen Erschöpfung der Staatscasse vorausgeschickt hatte. Das System bedingte eine sehr verwickelte, aber höchst wichtige Operation, welche bis zum Jahr 1803 nicht vollständig ausgeführt wurde, nämlich daß man die Schulden der Provincial- oder wenigstens Municipalverwaltungen den Staatsschulden einverleibte, so daß der Staat zur selben Zeit die Verwaltung des wirklichen Eigenthums der Provinzen und Gemeinden als Sicherheit für sich selbst übernahm.

So weit man nach so langer Zeit beurtheilen kann, scheint es, daß die innere Politik, welche der Cardinal Consalvi von Anfang an leitete, vielleicht aufgeklärter war als in vielen größeren Staaten. Diese Politik ist die einzige, welche der gegenwärtige Pabst verfolgt hat, der jährlich die Steuern und andere Lasten, die auf dem Importhandel ruhten, herabsetzte und die Monopole oder vielmehr die Verpachtung der innern Einnahmequellen mit dem befriedigendsten Erfolg abgeschafft hat.

Ein anderes Uebel der vergangenen unglücklichen Periode war die gänzliche Abschätzung der Münzen. Eine Masse geringen Metalls sowohl wie auch Kupfergeldes war

[1] Eine davon stammte aus der goldenen Periode Julius II.

nach 1793 mit künstlichen Werthen in Umlauf gesetzt worden, und die Staatsbehörde hatte die gewöhnlichen übelangesehenen Versuche gemacht, um sie wieder emporzubringen, wenn sie auf dem Markte gefallen waren. Die letzte dieser nutzlosen Anstrengungen, welche der Commissär Naselli im Jahr 1800 vor der Ankunft des Pabstes machte, hatte blos Verlegenheit hervorgerufen und das commercielle Vertrauen geschwächt. Der Pabst und sein Minister hatten jedoch eine bessere Ansicht von dieser Münzschwierigkeit. Verschiedene Pläne, nach welchen ein schwerer Verlust die Inhaber der entwertheten Münzen getroffen hätte, wenn man das Land davon säuberte, wurden vorgeschlagen und unbedenklich verworfen. Statt dessen wurde dem Geld ein billiger laufender Werth angewiesen; zu diesem Betrag wurde es an allen Regierungscassen und auf der Münze angenommen und nicht wieder ausgegeben. Dieß geschah im December 1801 und am 13. Januar 1802. Im October wurde der Plan ausgeführt. Am 5. dieses Monats wurde alles schlechte Geld eingefordert und die Regierung trug den ganzen Verlust. Anderthalb Millionen Thaler wurden innerhalb der Staaten in Silber ausbezahlt, und keine Münze von geringerem Metall wurde im Umlauf gelassen. Und von diesem Tag an bis zur letzten Republik hatte kein Land in Europa mehr und besseres Silbergeld im Umlauf als die päbstlichen Staaten.

Die Maßregel wurde jedoch vervollständigt durch die Ausgleichung aller öffentlichen Verträge, die unter dem früheren Stande des Geldmarktes abgeschlossen worden, und man gab Tabellen heraus, welche die Verhältnisse zwischen den alten und neuen Münzen genau bezeichneten, so daß alle Classen ein Mittel hatten bestehende Verbindlichkeiten nach einer billigen Grundlage umzuwandeln.

Nie wurde eine Maßregel mehr gesegnet, besonders von den Armen, als diese. Die Denkmünze für 1802 verewigt sie daher auch artistisch als das große Ereigniß des Jahres durch die Inschrift:

MONETA. RESTITUTA.

Nach der Restauration waren die Regierungsgeschäfte noch schwerer, wurden aber in gleicher Art von einem weisen und großherzigen Geiste geleitet. Man vergesse nicht, wie spät die große Revolution des Freihandels zu uns kam und welches Staunen sie erregte. Die alten Korngesetze, der veränderliche Tarif, die mächtige Liga, die durch die vereinigte Gewalt der Elemente und der Volksaufregung erzwungene Zurücknahme dieser Gesetze sind von so neuem Datum, daß die zurückfließende Woge der großen Bewegung noch nicht ruhig ist, sondern dumpf in stillen Winkeln, wo conservative Mitglieder sich heimisch fühlen unter murrenden Pächtern, fortrast und gelegentlich in einer excentrischen Parlamentsrede in ein Flüstern ausbricht. Aber noch im letzten Jahr verboten große und aufgeklärte Staaten die Ausfuhr von Korn und andern Lebensmitteln. Im Jahr 1815 gestattete der Pabst, während er die Ausfuhr verbot, nicht blos eine ganz freie Einfuhr, sondern setzte sogar einen Preis auf ihre Herschaffung in die Staaten und noch einen besondern auf ihre Versendung in die Provinzen.

Inzwischen nahmen noch ernstere Gegenstände als diese die Sorgen des Souveräns und seines Ministeriums in Anspruch, und sie erhielten ihre vollständige Berücksichtigung. Viele Klöster und andere fromme Institute waren von der französischen Regierung erkauft worden und sogar durch verschiedene Hände hindurchgegangen. Am 14. August 1816 wurden alle solche Besitzungen, die nicht materiell verändert

worden waren und folglich ihren ursprünglichen Zwecken zurückgegeben werden konnten, wieder eingefordert, aber die gegenwärtigen Inhaber sollten für ihre Verluste entschädigt werden, und eine Commission ad referendum wurde ernannt, um persönliche Ansprüche zu prüfen, damit sie ihre volle Befriedigung finden sollten.

Um die Steuerlasten billig zu vertheilen, wurde eine neue und vollständige Untersuchung und Schätzung des ganzen Vermögens der Städte und des Landes aufs Genaueste und dem französischen Cataster entsprechend angestellt; vielleicht wird dieß in keinem Lande so pünctlich gehalten wie in Rom. Bald vollendete eine Specialcommission dieses nützliche Unternehmen, während eine andere eine neue Abgränzung der Provinzen oder Delegationen und Regierungen mit ihren betreffenden Verwaltungs- und Gerichtsformen vorbereitete. Das Ergebniß dieses Systems war, daß trotz der unübersehbaren Kosten, welche durch die Restauration und die Wiedergutmachung früheren Unrechts auf den Staat geworfen wurden, im Jahr 1816 die ganze Landessteuer um zweimalhundert tausend Thaler herabgesetzt werden konnte. Wenn wir bedenken, daß die Regierung die Verbindlichkeiten des Staates vor der Occupation und einen ungeheuern Ersatz für Schäden und Verluste auf sich nahm, daß sie ferner große Summen für öffentliche Werke so wie für Förderung von Wissenschaft und Kunst auslegte, so können wir mit Sicherheit schließen, daß es eine weise Verwaltung sein mußte, die alles Das zu Stande brachte, ohne zu Anlehen zu greifen oder eine auswärtige Schuld zu schaffen.

Achtes Capitel.

Beziehungen zu England.

Es gibt in der auswärtigen Politik Pius VII und des Cardinals Consalvi einen denkwürdigen Zug, der nähere Betrachtung verdient, um so mehr als der Verfasser demselben seine ganze Möglichkeit verdankt Erinnerungen an die letzten Päbste zu besitzen. Es ist bereits darauf angespielt worden, und er braucht uns daher nicht lange aufzuhalten.

Gewiß hatten dreihundert Jahre lang, mit Ausnahme einer einzigen sehr kurzen Periode, niemals so freundschaftliche Beziehungen zwischen dem heiligen Stuhl und der Krone Großbritanien bestanden, wie unter Pius VII. Eine Bewunderung für dieses Reich und sogar eine Neigung zu demselben schien sowohl dem Pabst als seinem Minister instinctmäßig innezuwohnen. In der That ist es wohl bekannt und braucht kaum wiederholt zu werden, daß eine der eingestandenen und vielleicht hauptsächlichen Ursachen des Bruches zwischen Pius und Napoleon die Weigerung des Pabstes war, sich bei dem sogenannten Continentalsystem, d. h. bei der Ausschließung britischer Waaren und des ganzen britischen Handels von den Häfen und Ländern des Festlandes, thätig zu betheiligen. Dieß ist geschichtlich. Aber das vielfache persönliche Unglück des Pabstes, seine bewundernswürdige Geduld und seine exemplarischen Tugenden trugen ohne Zweifel auch dazu bei das gebührende Mitgefühl für die Sache zu erhöhen, um deren willen er litt. Mehr als einmal war England bereit ihn an Bord seiner Kriegsschiffe aufzunehmen und ihm eine Zufluchtsstätte zu geben.

Consalvis Reise nach London ist bereits erwähnt worden und mit ihr die Thatsache, daß er Seiner Heiligkeit Briefe von dem Prinz-Regenten überbrachte. Dieses Zeichen der Freundschaft wiederholte sich, als der Cavaliere Canova, der bei dieser Gelegenheit zum Marquis von Ischia erhoben wurde, mit den zurückerstatteten Kunstwerken aus dem Louvre nach Rom zurückkehrte. Es macht uns Freude melden zu dürfen, daß die schweren Kosten ihrer Fortschaffung von Paris nach Rom vollständig von unserer Regierung bestritten wurden, und dieser Act huldvoller Großmuth erhielt erhöhten Werth durch den Brief des Prinzen, dessen Ueberbringer Canova war, wie er auch von Lord Castlereagh Briefe an den Pabst und an den Staatssecretär mitbrachte.

Als Lord Exmouth seinen tapfern Angriff auf Algier mit Glück durchgesetzt hatte, schrieb er ebenfalls an Beide. Sein Schreiben an den heiligen Vater ist in so ehrerbietigen Ausdrücken abgefaßt, wie nur je ein Catholik hätte gebrauchen können. Es ist aus Algier vom 31. August 1816 an Bord der Königin Charlotte datirt. Der Lord meldet dem Pabst seinen Erfolg, erklärt, daß die Sclaverei der Christen für immer zu Ende sei, und schickt ihm hundertdreiundsiebzig Gefangene, Angehörige seiner Staaten. Er spricht die Hoffnung aus, dieses Geschenk werde Sr. Heiligkeit annehmbar erscheinen und ihm einen Anspruch auf die Wirksamkeit seiner Gebete verleihen.

Diese freundliche und dankbare Gesinnung gegen England war es die zur Wiederherstellung des nationalen Collegiums führte, das so lange Zeit in Rom bestanden hatte. Cardinal Consalvi führte die Sache desselben mit Wärme und nahm die Pflichten auf sich, obschon er den Titel eines Cardinal Protectors des Instituts nicht annehmen wollte. Er wohnte den Versammlungen seiner Vorstände persönlich

bei und achtete auf alle Details. Ein dickes Quartmanuscript liegt vor mir, das beinahe auf jeder Seite irgend einer Freundlichkeit gegen die Catholiken Englands gedenkt. Es genügt ein einziges Beispiel aufzuführen.

Die gegenwärtige Kirche von Moorfields, die jetzt als Procathedrale der Diöcese Westminster dient, wurde im Jahr 1820 vollendet. Man hielt sie damals für ein geräumiges und hübsches Gebäude. Eine perspectivische Zeichnung ihres Innern wurde nach Rom geschickt und von dem hochwürdigen Dr. Gradwell dem Pabste überreicht. Der gute Pius sagte sogleich, er würde ein Zeichen seiner liebevollen Theilnahme an dem Werk schicken. Der päbstliche Schaz und die Sacristei waren leer; aber er befahl, daß der werthvollste Gegenstand an Kirchengeräthe, den er besaß, zu einem Geschenk hergerichtet werden solle. Seine Umgebung bemerkte, Dieß sei das Allerkostbarste was er habe; allein er antwortete: „Es ist mir Nichts zu gut, um es den englischen Catholiken zu geben." Bei seiner Wiedereinsetzung hatte ihm das Capitel von Mexico einen massiven goldenen Kelch, reich mit Smaragden, Perlen und Diamanten besetzt, übersandt. Er war begleitet mit Fläschchen, Glöckchen und Schalen, sämmtlich vom feinsten Gold. Dieß war das Geschenk, das er beabsichtigte, und er beauftragte Dr. Gradwell eine Inschrift auszudenken, die man eingraviren könne. Am 29. April brachte der Doctor Seiner Heiligkeit zwei Inschriften. Der Pabst las sie und sagte, beide seien recht, nur sei in keiner die Einweihung des Kelches durch ihn selbst erwähnt. Man antwortete ihm, man habe ein solches neues Zeichen seiner Güte nicht zu hoffen gewagt. Der Pabst sagte, er beabsichtige seinem Geschenk diesen weitern Werth zu geben, und Dieß ist in der Inschrift auf dem Kelche erwähnt, der

in Moorfields bei den größern Feierlichkeiten gebraucht wird. [1]

Dieses Capitel wird nicht unpassend mit der Inschrift geschlossen werden, welche im englischen Collegium der Güte gedenkt, die Pius und sein Minister durch Wiederherstellung dieses nationalen Institutes bewiesen.

MEMORIAE
PII. VII. PONT. MAX.
QUOD. COLLEGIUM. ANGLORUM
A GREGORIO. XIII. P. M.
IN. ANTIQUO. EJUS. NATIONIS. ADVENARUM. HOSPITIO
PRIMITUS CONSTITUTUM
URBE. AUTEM. A. GALLIS. OCCUPATA
ANTE. AN. XX. DISSOLUTUM
ANNO. MDCCCXVIII. RESTITUERIT
EIDEMQUE. AD. VOTUM. NATIONIS. EJUSDEM
RECTOREM. DE. CLERO. IPSIUS. PRAEFECERIT
HERCULE. CONSALVIO. S. E. R. CARD. COLLEGII.
PATRONO
ANGLIAE. EPISCOPI. ET. CLERUS
GRATI. ANIMI. CAUSA

[1] Die Inschrift lautet wie folgt: — Pius VII. Pont. Max. Templo Londini, in Moorfields, recens a Catholicis exstructo, a se consecratum libens donum misit, A. D. N. MDCCCXX. Pont. S. XXI.

In dem handschriftlichen Tagebuch, das vor mir liegt, auf derselben Seite steht folgende Notiz: — „1 Mai. — Der König von England hat lateinisch an den Pabst geschrieben und sein Handsiegel beigefügt. Der erste Fall einer solchen Correspondenz seit unserer Revolution (1688). Der Pabst ist erfreut und wird sogleich antworten."

Neuntes Capitel.

Literatur, Wissenschaft, Kunst.

Keine der beiden fremden Occupationen, weder die republicanische noch die kaiserliche, währte lange genug, um die Reihenfolge der dem Studium geweihten Männer zu unterbrechen, welche Italien und besonders Rom stets beherbergt hat. In der That lebten nach der Restauration noch Veteranen, welche ihre ersten Lorbeeren auf den Gefilden eines friedlichen Landes, das seit Menschenaltern von keiner feindlichen Invasion gewußt, gepflückt hatten.

Ein solcher war z. B. der Antiquar Fea, einer jener Männer aus der alten Schule wie Scaliger, Vossius oder vielmehr Grävius und Gronovius, die zur Beleuchtung jedes Gegenstandes eine Masse Gelehrsamkeit aus allen erdenklichen Quellen, aus Classikern oder Kirchenvätern, aus Schaumünzen, Vasen, Basreliefs oder unbeachteten Bruchstücken antiker Gegenstände, die im Schutt von Museumsmagazinen begraben lagen, aufzubieten vermochten. Er ist in der literarischen Welt vielleicht am besten durch seine prächtige Ausgabe von Winkelmann bekannt, worin die Bemerkungen dem Texte an Werth nicht nachstehen. Man könnte in der That sagen, die beiden Autoren theilen sich in die Vorzüge des Buches: der unglückliche Deutsche, der von seinem Bedienten ermordet wurde, steuerte den Geschmack und den Scharfsinn des Kunstantiquars bei, und sein italienischer Annotator das reichliche, ja sogar überfließende Wissen des hochgelehrten, aber trockenen Archäologen.

Tag für Tag konnte man ihn Stunden lang auf dem-

selben Plätzchen in der Minerva-Bibliothek am Pult des Bibliothekars sitzen sehen, wo er bis ans Ende seines Lebens über alte Bücher hinstierte. Und ist es nicht immer so? In der Jugend lieben wir neue Bücher, unsere eigenen Zeitgenossen, Diejenigen die unsern Maßstab und den des Jahrhunderts haben, Diejenigen welche die lebendigen Sitten erfassen so wie sie hervortreten. Aber wenn wir alt werden, leben wir rückwärts gegen die Vergangenheit hin. Wir gehen gerne unter Diejenigen welche in Popularität ergraut sind, oder wie wir selbst altern. Sie paßten genau zu ihrer Aera, sie wurden damals geliebt von den Jungen und mit einem Kopfschütteln bei Seite geworfen von den Reifen. Aber jetzt, wo der oberflächliche Glanz, derjenige der blendete und beleidigte, verwischt ist, wie geistreich und und wie lieblich erscheinen sie uns nicht da? Solcher Art sind die Memoiren, die Briefe, die Tagbücher und die Abhandlungen aus früheren Zeiten, sogar ihre Chroniken, in ihrer ursprünglichen Zierlichkeit. Sie mögen grimmige Parteien, schwere Feindschaften, scharfen Tadel, das neidische Auge, den giftigen Zahn, das ruchlose Lächeln, die verzogene Lippe oder die heraushängende Zunge vertreten haben, und haben sie ohne Zweifel wirklich vertreten. Für uns haben sich all diese schiefen und höhnischen Blicke und sogar die muthwillige Bosheit zu einem harmlosen Witz und artiger Munterkeit gesänftigt.

Gleichviel, die Alten lieben mit den Todten zu verkehren, und deßhalb ist es kein Wunder, daß man sich Feas mit einem pergamentgebundenen Folio- oder Octavband oder vielmehr mit einem ganzen Haufen solcher vor sich erinnert. Er war in der That ein Antiquar der alten Schule, wie bemerkt worden, und vielleicht, wenn man ihn gefragt hätte,

welche Methode er vorziehe, das Herumgraben in der Erde um alte Denkmäler her, um ihre Geschichte und ihren Namen zu entdecken, oder die Herausscharrung derselben aus alten Autoren und ihre Feststellung durch geschickte Combinationen sonst unverständlicher Stellen, so würde er die zweite Methode vorgezogen haben. Seine Theorien, die sich auf wirkliche Forschungen gründeten, waren allerdings nicht glücklich, und seine Conjecturen wurden, obschon mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufrechterhalten, durch locale Nachforschungen nicht erwahrt. In dieser Beziehung war Professor Nibbi, theilweise sein Nebenbuhler, obschon weit jünger, glücklicher als er.

Der Abbate Fea war in der That kein lieblich anzuschauender oder eleganter Mann, wenigstens in seinem hohen Alter; er sah vielmehr wie ein Stück Antiquität aus, das um Nichts weniger werthvoll war, weil der Staub der Jahre es bedeckte, oder wie eine Medaille, die in ihrer eigenen Oxydation noch kostbar war. Er war scharf und rauh, führte einen bestimmten Ton und hatte ein dogmatisches Urtheil. Wenn Jemand schüchtern an seinen gewöhnlichen Posten hinaufkam und ihn um Entzifferung einer Medaille ersuchte, woran er Stunden lang herumstudirt hatte, so nahm er sich kaum die Mühe sie anzuschauen, sondern sagte Euch sogleich, von wem sie war; dann fügte er, vielleicht zu Eurem Troste, hinzu, sie habe keinen Werth.

Ein äußerliches Widerspiel von ihm war ein anderer Priester, dessen Gelehrsamkeit eben so manigfach war, jedoch einer ganz verschiedenen Classe angehörte: der Abbate Francesco Cancellieri. Ich erinnere mich seiner, wie er dem Rector des Collegiums seinen jährlichen Weihnachtsbesuch machte; er war wenigstens achtzig Jahre alt, hoch ge-

wachsen, mager, aber aufrecht und noch immer elastisch; er war sauber und zierlich bis zur Fehlerlosigkeit, hatte höfliche Manieren und das lächelnde Gesicht, das man nur bei einem Manne findet, der heiter auf viele wohlverbrachte Jahre zurückblickt. Er pflegte zu sagen, er habe mit achtzehn Jahren zu schreiben angefangen und bis in sein achtzigstes fortgefahren; auch hat es gewiß nie einen Schriftsteller gegeben, der Mehrerlei zu Tage gefördert hätte. Die eigenthümlichen Gegenstände, die er behandelt, und sogar die seltsamen Combinationen auf ihren Titeln sind Nichts im Vergleich mit den noch nie gesehenen Dingen, die er im Innern unter einander wirft und zusammenrüttelt. Wenigen würde es eingefallen sein ein Buch über die Leibärzte der Päbste zu schreiben; oder über „den Gebrauch den Fuß des Pabstes zu küssen, bevor das Kreuz auf seinen Schuh eingestickt war"; oder über „die drei päbstlichen Verrichtungen in der Vaticanskirche"; oder über „Männer von großem Gedächtniß, oder Solche die das ihrige verloren haben"; oder endlich über „die Landhäuser der Päbste und den Biß der Tarantel". Aber Thatsache ist, daß sich unter solchen Titeln verlorene Güter und wahre Glückschätze von Gelehrsamkeit vorfinden, die Niemand hier suchen würde. Deßhalb müssen seine Werke durchgelesen werden, wenn man sich über ihren wirklichen Inhalt versichern will. Der Titel oder irgend ein anderer gewöhnlicher Leitfaden ertheilt keinen Aufschluß über die Materialien seiner Bücher.

Ich erinnere mich eines sehr verheißungsreichen jungen deutschen Gelehrten, welcher hingerafft wurde, ehe er Zeit hatte die Erwartungen seiner Freunde zu erfüllen. Dieß war Dr. Pappencordt, der sich durch seine Geschichte der Vandalen schon in früher Jugend einen literarischen Preis

in seinem Vaterlande erworben hatte. Seine Bekanntschaft mit der Geschichte des Mittelalters war erstaunlich; er erinnerte sich an die Data der unbedeutendsten Ereignisse und er machte Ausflüge in die verödetsten Gebirgsgegenden zwischen Rom und Neapel, um den Schauplatz des geringfügigsten Straußes zwischen den streitlustigen Baronen Mittelitaliens zu besuchen. Ich verweile mit Vergnügen bei seinem Gedächtniß, denn ich habe von ihm manchen interessanten Aufschluß, der nicht ohne seinen Nutzen war, über Gegenstände der italienischen Geschichte erhalten, von denen geistreiche Männer im Lande selbst nicht viel Notiz nahmen. Er war, wie ich bereits bemerkt habe, noch sehr jung, und er hatte die ganze liebenswürdige Offenheit, die dem jugendlichen Enthusiasten angehört. Aber vor dieser Zeit hatte er, wie er mir sagte, die ganzen Annalen von Baronius durchstudirt, ein Verzeichniß aller geschichtlichen Urkunden, auf welche in dieser ungeheuern und beinahe unvergleichlichen Compilation Bezug genommen ist, ausgezogen, aber das Unglück gehabt, welchem jeder Anhäufer von überschriebenen Bogen ausgesetzt ist, nämlich daß der ärgste Todfeind der Literatur, eine flinke Magd, sie am Ende des Winters genommen hatte, um den Ofen anzuzünden. Dieser fleißige junge Gelehrte sagte mir, er habe Jahre lang nach einer Urkunde gesucht, von der er gewußt, daß sie irgendwo existiren müsse, die er aber nirgends habe finden können. Es war folgende. Das Trienter Concil wurde nach der siebenten Sitzung nach Bologna verlegt, wo die achte und neunte Sitzung (die sich blos auf Formsachen bezogen) stattfanden. Als Grund wurde eine contagiöse oder epidemische Krankheit in Trient angeführt, die es für das Leben der Prälaten gefährlich mache sich dort zu versammeln. Dieß ist im Decret

der achten Sitzung vom 11. März 1547 deutlich angegeben. Natürlich gaben die Gegner der Versammlung einen andern Grund an und leugneten die Wahrhaftigkeit des angeführten. Der deutsche Geschichtschreiber wünschte nun das medicinische Zeugniß oder die Erklärung aufzufinden, worauf ein Decret angespielt und die von Geschichtschreibern erwähnt, aber niemals gegeben worden war. Endlich als er sich durch ein verwickeltes Gebüsch, das Product von Cancellieris ungehemmter Fruchtbarkeit, nämlich sein Werk über die päbstlichen Villeggiaturen und die Tarantel durcharbeitete, stieß er zu seiner großen Freude auf dieses Document wie auf eine einsame Blume in der Wildniß. Es war da buchstäblich aus dem Original mitgetheilt.

So kann man von ihm sagen, daß er den Character, welchen Niebuhr, einer der gelehrten Ausländer, die sich zur Zeit dieser Erinnerungen in Rom aufhielten, den Schriften Cancellieris beilegte, nämlich daß sie einige wichtige, viele nützliche und alle überflüssige Dinge enthalten, aus eigener Erfahrung als wahr erfunden habe. Einer der dankeswerthesten Züge seiner Schriften besteht darin, daß er, welchen Gegenstand er auch behandelt, das vollständigste Verzeichniß der Schriftsteller über denselben bis zu seiner Zeit zusammengestellt gibt. So enthält sein Werk über das Gedächtniß einen Catalog von Schriftstellern über künstliches Gedächtniß und über Erfinder verschiedener Systeme desselben, worüber die meisten Leser wahrscheinlich erstaunen würden. [1]

[1] Von einem solchen Autor kann man wohl annehmen, daß er im Verlauf seines langen Lebens eine höchst abwechslungsreiche und umfassende Sammlung von Abhandlungen, Flugschriften und Urkunden zusammenbrachte. Diese kam in die Hände des Marchese Marini, dem man die prächtigen Ausgaben von Vitruv und de Marchi verdankt. Er wurde auch Besitzer der Miscellaneensammlung, die der gefeierte Antiquar

So unglückselig die Zeiten, die unserer Epoche just vorangegangen, für alle Diejenigen waren, welche die Kirche oder ihre Studien zum Gegenstand ihrer Wahl gemacht hatten, so waren doch damals Viele mit der Pflege der heiligen Literatur beschäftigt, die sich seither darin ausgezeichnet haben. Aber die Männer der Periode gehörten der Erziehung eines früheren Zeitalters an. Es könnte die gewöhnlichen Leser dieser Blätter nicht interessiren, wenn wir sie aufzählen wollten, besonders da damals nur Wenige Lust oder Gelegenheit hatten Schriftsteller in einer Wissenschaft zu werden, der nur geringe Aufmunterung zu Theil wurde. Ein vollständiges Schweigen jedoch könnte als ein Zugeständniß gedeutet werden, daß Rom in Demjenigen was immer seine speciellen Bestrebungen gebildet hatte mangelhaft gewesen sei, und deßhalb wollen wir uns mit der Bemerkung begnügen, daß viele Männer da waren, die durch ihre Pflege der heiligen Studien den Weg zu der gediegenen kirchlichen Gelehrsamkeit bahnten, die jetzt in Rom blüht.

Bei einem in ganz Europa gefeierten Manne, dessen Forschungen alle Zweige heiliger und profaner Gelehrsamkeit umfaßten, könnte man erwarten, daß ihm hier eine kurze Notiz gewidmet würde, wenn nicht der Gegenstand dieses Werkes ihm natürlich einen andern Platz anwiese. Obschon Angelo Mai seinen ersten Besuch zu Rom im Jahr 1819 machte, und obschon der Verfasser sich wohl des Artikels in der römischen Zeitung, der seine Ankunft aus Mailand verkündete, so wie eines

Enea Quirino Visconti anlegte, der Paris seiner Vaterstadt Rom vorzog. Beide bilden mit ihren vielen Beilagen eine Reihenfolge von dreihundert Bänden oder Cartons, die manche Dinge enthalten, welche nicht leicht zu finden sind. Sie wurden in den Verkauf der prächtigen Marinischen Bibliothek inbegriffen, welche der verstorbene Bischof Walsh an sich brachte und für immer dem Collegium von St. Marys Oscott schenkte.

späteren erinnert, welcher mit Stolz seine unsterbliche Entdeckung von Ciceros de Republica ausposaunte, so konnte er sich doch erst in einer spätern Periode das erwerben, was er unter seinen werthvollsten Erinnerungen hoch und theuer hält, den freundlichen und vertraulichen Verkehr mit diesem guten und begabten Mann, nicht blos in den schattigen Alleen des Pincianischen Hügels, sondern auch unter andern Umständen, welche sie näher zusammenführten und deutlich seine liebreiche und herablassende Gemüthsart bewiesen.

Ehe wir jedoch diesen Theil unseres flüchtigen Geplauders über Literatur aufgeben, mag es erlaubt sein einige wenige Worte über einen Gegenstand zu sagen, der mit ihr und besonders ihrer heiligeren Abtheilung zusammenhängt. Die Kanzel ist einer der besten Anzeiger nationalen Geschmacks in fremder Literatur. In der That können wir die unseres eigenen Landes kaum ausnehmen. Eine glatte und kräftige Sprache, die originelle Gedanken und gediegene Gelehrsamkeit vorbringt, ist ein Beweis von einer ächten Literatur, die in dem Nationalgeist einen Halt hat. Als ihre Poesie in England oder eben so gut ihre Inschriften in Italien ein Gewebe von Künstelei, erzwungenem Schimmerwitz, Wortspielen, extravaganten Hyperbeln und Schwülstigkeit waren, da trugen die bewundertsten Redner des Tages jede solche Verletzung guten Geschmacks in das Heiligthum über, und ohne Zweifel rührten sie ihre sympathetischen Zuhörer eben so vollständig zu Thränen, wie sie jetzt ihre zufälligen Leser zum Lachen bringen. Schiller hat Abraham a Santa Clara in **Wallensteins Lager** für Deutschland kaum carikirt; Fray Gerundio bekennt, daß es Beispiele gebe, die blos für Spanien wirklich seien, und ich denke Doctor Beattie gibt von Doctor Pitcairn und andern ernsten Geistlichen nördlich von

der Tweed einige Pröbchen von albernem Schimmerwitz. Der classische Tiraboschi wird Beispiele von dieser Erniedrigung der Literatur Italiens liefern während der Herrschaft dessen was dort unter dem chronologischen Terminus Seicentismo bekannt ist. Eine lateinische Inschrift von der Regierung Urbans VIII könnte, wenn man drei Zeilen liest, eben so leicht datirt werden, wie wenn man die Bienen auf seinem Schilde erkennt. Sie ist dasselbe wie die Sonette des Zeitalters. Sprache und Gedanke fielen zusammen; letzterer riß die erste auf seinen eigenen Standpunct herab, und beide schleppten sich ihren trübseligen unkrautüberwachsenen Pfad hin. Nur drei jesuitische Schriftsteller entrannen dieser allgemeinen Verdorbenheit: Bartoli, Pallavicini und Segneri. In ihnen, besonders im letzteren, kann man Spuren von den damals so allgemeinen Concetti entdecken; aber immerhin bilden sie bei einem characteristischen Zeichen der Zeit eine dreifache Ausnahme, welche der Körperschaft, der sie angehörten, in dieser Beziehung eben so viel Ehre macht als durch die Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Geschicklichkeit, wodurch sie sich zu Schriftstellern ersten Ranges in den verschiedenen Classen geistlicher Literatur emporschwangen.

Es wäre leicht diese Analogien in schlechtem Geschmack bis in die Künste hinein weiter nachzuweisen. Das Barocke in der Architectur, das Berninsche in der Sculptur und der Mannerismus in der Malerei haben nicht blos in Bezug auf Zeit, sondern auch auf Character ganz klare Beziehungen zu der Literatur, auf welche wir anspielen. Es ist sehr möglich, daß eine Verbesserung in der einen oder andern, oder gleichzeitig in beiden die Form einer Reaction annehmen kann, die Anfangs etwas heftig und unduldsam auftreten dürfte. Bis auf einen gewissen Grad ist dieß in Italien

der Fall gewesen. Ein Ausländer hat vielleicht kein Recht zu urtheilen; aber es ist keine Anmaßung Etwas zu bezeugen, was blos eine Thatsache ausmacht, derjenigen analog, die man in jeder andern Sprache beobachtet hat. Der einzige Weg eine Sprache von einem schlechten Geschmack, der sich in sie hineingefressen, oder von einem Schwarm von unidiomatischen oder fremden Worten zu reinigen, welche sie beinahe zu einer Mischlingssprache gemacht haben, ist die Rückkehr zu einer der Verdorbenheit vorangegangenen Periode und die Bekennung zu einem strengen Grundsatz beinahe jeden modernen Zuwachs auszuschließen. Die Deutschen sind glücklich gewesen in ihren Bemühungen eine Menge neuer Worte zu schaffen, mittelst deren sie den modernen gallogermanischen Bastard und andere Fälschungen ihrer edlen Sprache auf die Seite schieben konnten. Sie haben sich kühn des Horazischen Mittels einer callida junctura bedient, um ein frisches, aber vollkommen nationales Wörterbuch zu schaffen. Dieß erforderte die Mitwirkung populärer sowohl als gelehrter Schriftsteller, welche das Vertrauen genossen und von dem ganzen germanischen Stamm als Führer anerkannt wurden. Zu einer solchen literarischen Combination besitzen wir weder Macht noch Lust. Aber unsere eigenen besten Schriftsteller sind, das fühlen wir, diejenigen die auf dem natürlichen Weg zu dem Geschmack zurückgekehrt sind, welcher der schalen Ueberfülle und krankhaften Eleganz der allerdings reichen antegeorgischen Periode voranging, und die Etwas von dem Nerv und der Sehne der Zeit zurückzugewinnen suchten, als die Wahl nur noch zwischen dem größeren oder geringeren Uebergewicht des classischen oder des sächsischen Elements liegen konnte.

Im Französischen ist es wesentlich dasselbe. Man kann

die modernen Dichter oder auch Essayisten der Sprache nicht lesen, ohne daß man die kräftige und erfolgreiche Bemühung bemerkt dasjenige einzuführen, was man ihr abzustreiten pflegte, nämlich eine besondere poetische Sprache, welche Worte anwendet, die in der Unterhaltung oder Schreibweise des Salons nicht üblich sind.

Der Italiener hatte eine classische Periode, zu welcher er zurückkehren konnte, eine bestimmte, mit Nichts versetzte Regel der Reinheit, zu welcher er seine Sprache zurückzuführen vermochte. Hier führte nicht blos ein einziger Schriftsteller die oberste Herrschaft, sondern es waren verschiedene andere neben ihm, durch Stoff und Styl verschieden genug, um der Basis, auf welcher eine Wiedergeburt gegründet werden konnte, die nöthige Breite zu geben. Einige trieben allerdings die Verehrung und daraus entstehende Nachahmung Dantes bis aufs Aeußerste. Aber nicht blos solche Schriftsteller wie Petrarca und Boccaccio, Dichter oder Romanschreiber, oder das Heer untergeordneter Novellisten, eben so unrein in der Materie als rein im Styl, traten in die Reihe der Muster für die Wiederbelebung guten Geschmacks, sondern auch höchst religiöse und ascetische Schriften, wie die lieblichen Fioretti von St. Franciscus, das Leben und die Briefe der heiligen Catharina und der „Spiegel der Buße" von Passavanti.

Jede Rückkehr zur Fahne literarischer Vortrefflichkeit in dieser Periode vertrug sich daher vollkommen mit einer entsprechenden Verbesserung in der religiösesten und spiritualistischsten Art von Schriften. Eine Gefahr der Ausschweifung oder auch des Mißgriffs konnte in der That beunruhigen, und unter Vertrauten nennt man sich Beispiele von Beidem Seitens des Vaters Cesari, der großen Theils die Bewegung

gegen den Purismus hin, wie man es nannte, hervorgerufen hatte. Einwendungen dieser Art sind kindisch; keine große Veränderung wird ohne Enthusiasmus ausgeführt, kein Enthusiasmus kann ohne Uebertreibung bestehen, und diese ist von selbst ein Mißgriff. Das Werk ist beharrlich vorangeschritten, und Niemand kann die italienische Literatur des heutigen Tages mit der vom Beginn des Jahrhunderts vergleichen, ohne den unermeßlichen Gewinn zu bemerken. Eine einzige italienische Zeitschrift, die „Civiltà cattolica“ von Rom, wird, wenn man sie mit irgend einer früheren zusammenhält, den Unterschied beweisen.

Der Einfluß dieser Veränderung auf die kirchliche Beredtsamkeit Italiens war just so wie man ihn erwarten konnte. In einigen Fällen sind wesentliche Erfordernisse dem Styl aufgeopfert worden; die „gewichtigeren Dinge des Gesetzes“ verschwinden unter der schmackhaften Würze von „Anis und Kümmel“; die Ohren der Leute werden durch ein Gewebe eleganter Paragraphen gekitzelt, und der Beifall wird durch eine ausgesuchte Phraseologie gewonnen, die man in harmonischen Perioden zusammenstellt. Es wäre ungerecht, wenn man sagen wollte, dieß sei Alles gewesen was in der letzten Zeit die großen Massen zu den Predigten des Advocaten Barberi heranlockte, der im reifen Alter sein richterliches Gewand gegen den Leibrock vertauschte und seine Beredtsamkeit von den Gerichtsschranken auf die Kanzel verlegte. Allerdings gab es sowohl Ideen als Phrasen in seinen Vorträgen, und zwar Ideen, die aus einem kräftigen und gebildeten Geiste kamen. Aber die Leute strömten ihm zu, wie sie einem eleganten Musiker zuströmten, welcher die Zuhörer bezauberte, aber nicht änderte; seine Predigten vom „Gericht“ erschütterten den Sünder nicht und trieben keinen

Stachel in das Herz des Gottlosen. Graziöse Eleganz war das Surrogat für aufrührende Beredtsamkeit.

Es ist eine allgemein verbreitete Ansicht, daß in Italien das Predigen mehr einen hochtrabenden und schwülstigen Character habe, als mit jenem nüchternen und behutsamen Verkehr zwischen dem Geistlichen und seinen Pfarrkindern verwandt sei, der einmal wöchentlich in einer Landkirche stattfindet. Wir werden uns nicht sehr irren, wenn wir es in verschiedenen Puncten zwischen beide stellen. Es hat im Allgemeinen weder die unwissende Heftigkeit des Einen noch die zahme Alltäglichkeit des Andern. Wer in Italien war und mit vollem Verständniß der Sprache die Predigten angehört hat, die jeden Sonntag in den Hauptkirchen großer Städte gehalten werden, der wird, was auch seine Religion daheim sein mag, zugeben, daß er niemals Vorträge von gediegenerem und nützlicherem Inhalt in einer vollendeteren und doch einfachen Sprache, sowie in einem eindringlicheren, aber doch nicht übertriebenen Ton vernommen hat.

Wer sagen wollte, daß ähnliche Reden in den ärmeren Stadttheilen oder in den Dörfern nicht zu hören seien, der würde damit nur erklären, daß die italienischen Priester zu viel Tact und Verstand besitzen, um nicht Stoff und Form dem Character und den Fähigkeiten ihrer Zuhörer anzupassen. Nichtsdestoweniger wird man sehen, daß die Armen Tag für Tag schaarenweise herbeiströmen, um einen ausgezeichneten Prediger zu hören; denn er würde bald sein hohes Ansehen verlieren, wenn er in Regionen schwebte, wohin der einfache Gläubige ihm nicht zu folgen vermöchte.

Fremde bekümmern sich unglücklicher Weise selten um das, was nicht in den Kreis fashionabler gewöhnlicher Beschäftigung hereinkommt. Ohne daher von dem zu sprechen

was einen Engländer veranlassen könnte über den gebührenden Abstand von der Region, die er mit seiner Gegenwart beehrt, wegzusehen, lasse man ihn nur Sonntag Nachmittags der Bibelvorlesung in der Jesuskirche anwohnen, und wir glauben, daß er eben so viel schlichte, practische Belehrung über die heilige Schrift, und zwar in ganz einfacher Sprache, hören wird, als er voraussichtlich aus Vorträgen populärer Prediger von ultrabiblischer Ausschließlichkeit schöpfen könnte. Solcher Art waren wenigstens die Reden, die Jahre lang von dem verstorbenen frommen und gelehrten F. Zecchinelli, einem in den heiligen Schriften gründlich bewanderten Manne, gehalten wurden, und zwar mit jener Beredtsamkeit, die sich in Blick und Sprache kundthut und auf Leben und Wandel stützt. Niemand hätte ihm je vorwerfen können, daß er die biblischen Regeln tugendhaften Lebens predige, ohne sie selbst zu befolgen.

Aber neben dem soliden Stoff, welchen man oft, ja sogar meistens, in einer italienischen Predigt zu hören bekommt, ist dieselbe von einer Musik begleitet, die ihr einen gewinnenden Zauber verleiht, und von der man in den Ländern jenseits der Alpen nichts weiß. Die Grazie des Vortrags scheint eine der schönen Künste zu sein, denn sie weilt in ihrer Gesellschaft, da wo sie zu wohnen lieben. Am ersten Sonntag nach unserer Ankunft in Rom wurde unser Häuflein in die Kirche Araceli auf dem Capitol geführt, um einen gefeierten Redner eine Predigt von seinem Adventcursus halten zu hören. Stundenlang vor der Zeit war der ganze Platz im Besitz einer dichten Volksmenge, die von den Altargeländern bis zu der Thüre reichte und jeden Chorgang, jeden irgendwie benutzbaren Stehplatz ausfüllte. Der Prediger bestieg die Kanzel in seiner einfachen Franciscanerkutte, welche

den Hals blos ließ und durch die weiten Falten ihrer Aermel der majestätischen Action seiner Arme Würde verlieh. Seine Figur war untersetzt, aber seine Bewegungen waren leicht und voll Grazie. Sein Gesicht war ruhig, mild, noch nicht vom Alter durchfurcht, aber auch nicht mehr jung; er schien in der eigentlichen Blüthe des Lebens zu stehen, obschon er nur noch sehr wenige Jahre lebte. Ein Mensch, der die Sprache nur höchst unvollkommen verstand und nie einen Vortrag in derselben gehört hatte, mußte sich natürlich an die äußeren Eigenschaften und Zeichen halten, und es läßt sich denken, daß dieselben einen unverlöschlichen Eindruck auf ihn machten. Ich erinnere mich in der That keiner Predigt, wie ich mich dieser erinnere, so weit die „treuen Augen" gehen. Und doch hatten die Ohren auch ihren Schmauß. Die ersten und rein unverständlichen Klänge dieser Stimme waren förmliche Musik. Es war ein klingender Tenor von metallischem Ton, so deutlich und eindringend, daß jeder Zuhörer in irgend einem Winkel der großen Kirche jedes Wort vernehmen konnte, dabei biegsam und wechselnd, von dem schärfsten Tone des Vorwurfs in die zärtlichste Wehklage des Pathos übergehend. Aber die Bewegung und Geberde, die seine Töne begleiteten, standen in eben so schönem Einklang mit ihnen wie das graziöse Spiel des Minnesängers, der seiner Harfe eine wechselreiche, herzdurchdringende Musik entlockt. Jeder Blick, jede Bewegung des Kopfes oder Körpers, jede Schwingung der Hand und jede Haltung des Armes war ein Commentar zu dem Wort, das sie begleitete. Und Alles war fließend, voll Grazie und Würde. Da war auch keine Spur von Comödienspiel, nicht der entfernteste Versuch nach Effecthascherei.

Damals fühlte ich mich zum ersten Mal von heiliger

Scheu ergriffen bei der Stille, welche nur der angehaltene Athem einer Volksmenge hervorbringen kann, wenn eine Stelle von ungewöhnlicher Schönheit und überwältigender Kraft den Zuhörer dahinbringt die gewöhnlichen Lebensverrichtungen in so weit einzustellen, daß ihre Thätigkeit sich auf ein einziges Organ concentrirt. Und kaum weniger groß ist die Erleichterung, die in einem einzigen allgemeinen Gemurmel, einem einzigen offenen Athemzug der ganzen Versammlung hervorbricht und zu einem Ton anschwillt, der mehr Beifall oder wenigstens Zustimmung enthält als das Geklatsche von doppelt so vielen Händen.

Später war es leichter das zu fühlen, was man am ersten Tag nur bewundern konnte. Ich erinnere mich desselben Predigers im Chor von St. Peter, wie er eine dieser erhabenen Stellen sprach und niedergeworfen im Geist da lag, als die Vision darüber hinging, wobei er sich kaum zu bewegen oder auch nur auf die Seite zu sehen wagte. Er eiferte gegen den nachlässigen Besuch der Feier der göttlichen Mysterien und dachte sich als den Priester, der in den Himmel entrückt Befehl erhalten habe das himmlische Opfer auf dem Altar des Lammes allda darzubringen. Mit glühenden Worten schilderte er die Stellungen, Mienen und Gefühle der anbetenden Geister, während sie nur für ein einziges Mal dem anwohnten, was in der streitenden Kirche ein tägliches Vorrecht ist.

Will sich nun Jemand an die gedruckten Predigten des Paters Pacifico Deani halten, so kann er dieselben Vorträge, auf die hier angespielt ist, finden und wird sich wundern, daß man sie so beschreiben konnte. Man kann weit entfernt sein eine Vergleichung zwischen dem unerreichten Meisterwerk antiker Beredtsamkeit und den frommen Reden des beschei-

denen Franciscaners anstellen zu wollen, aber man wird doch die Einwendung mit denselben Worten erwiedern dürfen, womit Aeschines das Verdienst seines großen und glücklichen Nebenbuhlers erhöhte: „Wie wäre es erst, wenn Ihr ihn sie halten gehört hättet?" Darin lag allerdings ein großer Theil des Zaubers, zumal für einen jungen Menschen, der bisher gewöhnt gewesen nur die stattliche Eintönigkeit, womit in seiner Heimath oft die einfachsten Lectionen ertheilt werden, und die leidenschaftslose Zahmheit zu ertragen, womit man dort die rührendsten Scenen beschreibt oder vielmehr erzählt. [1]

In der Periode, womit wir uns beschäftigen, war die Wissenschaft in Rom kräftig vertreten. Die Professoren Conti und Calandrelli sind in den Jahrbüchern der Astronomie wohl bekannt durch die Regelmäßigkeit und Genauigkeit ihrer Jahr für Jahr veröffentlichten Beobachtungen auf der römischen Sternwarte, sowie durch andere schätzenswerthe Beiträge zur mathematischen Wissenschaft in ihren höchsten Zweigen. Sie waren unzertrennliche Gefährten und sehr treue Freunde. Der erste war noch immer der Professor, dessen Vorlesungen wir besuchten; der zweite, ein guter alter Mann, hatte sich von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen. Pius VII ermuthigte zuerst, dann privilegirte und begabte er eine noch jetzt bestehende Academie oder Gesell-

[1] F. Pacifico, ein Bauernknabe, wurde von einem Mönch gehört, als er einer Gruppe armer Kinder von seinem eigenen Alter predigte. Es zeigte sich, daß er, wenn er eine Predigt ein einziges Mal gehört hatte, im Stande war sie beinahe Wort für Wort nachzusprechen. Man erzog ihn und er wurde einer der beredtesten Prediger seiner Zeit. Er pflegte eine Predigt einem Schreiber zu dictiren und sie dann zu halten, ohne daß er sie überlesen hatte. Dieß that er blos, wenn er nach Jahren den Vortrag zu wiederholen wünschte.

schaft für practische Wissenschaft, die von Professor Scarpellini gestiftet wurde und ihren Sitz im Capitol hatte. Dr. Morichini war nicht blos ein sehr geschickter Arzt, sondern auch der Freund und oft der Mitarbeiter von Sir Humphry Davy, der viele Experimente in der Sapienza in Rom anstellte, auf welche er große Stücke hielt. Morichini war der Erste, der die magnetische Kraft des violetten Strahles im Prisma entdeckte und anwandte.

Es wäre leicht noch ein langes Verzeichniß von wissenschaftlichen Männern beizufügen, die damals lebten und schrieben, wie Settele, Richebach, Vagnuzzi und die zahlreichen Professoren der Universität; aber Namen wie der verstorbene F. Vico und der noch lebende F. Sacchi sind dem wissenschaftlichen Europa noch besser bekannt, zum Beweis, daß Rom in Bezug auf wissenschaftliche Talente hinter andern großen Städten nicht zurücksteht.

Die Regierung von Pius VII war trotz ihrer Wechselfälle der Kunst höchst förderlich. Was von der Sprache gesagt worden ist, kann gewisser Maßen auch auf sie ausgedehnt werden. Der Zustand, in welchen sie herabgesunken war, konnte nur dadurch geheilt werden, daß man Liebe und Princip gänzlich auf eine bessere und in der That fehlerlose Periode übertrug. Und was konnte dieß anders sein als classische Kunst, die allein in der Sculptur den höchsten Grad erreicht hatte? Es gab in der That keine andere Schule. Die frühe christliche, die pisanische, war selbst eine edle Bemühung die Schönheiten der heiligen Schule, geläutert durch die Gefühle einer bessern Religion, wieder ins Leben zu rufen; die kräftige Entwicklung durch Michel Angelo war der Ausbruch eines individuellen Genies, das Minderbegabte nicht ungestraft nachahmen durften. Die dazwischen liegende

Periode bot weder genügende Modelle, noch deutlich genug ausgesprochene Prinzipien, um die Basis eines neuen Systems in der glyptischen Kunst zu werden. Canova gebührt unstreitig der Ruhm, daß er dieses einfachste aller artistischen Mittel, um große Ideen von dem edelsten irdischen Geschöpf Gottes im Geiste des Wesens hervorzurufen, welchem Er diese Würde übertrug, wieder ins Leben gerufen oder aus einem niedrigen Zustand von Erkünstelung, Uebertreibung und gemeiner Auffassung emporgehoben hat. Canovas Monument von Clemens XIV überraschte die Kunstwelt, und seine Rückkehr zu der einfachen Schönheit, zu den ruhigen Haltungen, den unbeweglichen Falten, der Größe und Majestät antiker Werke brachte ihn bald an die Spitze einer europäischen Schule. Und wenn er von seinen Nachfolgern, z. B. von dem großen Dänen Thorwaldsen, in einigen Dingen übertroffen worden ist, so darf man nicht vergessen, daß kein Fortschritt in der Vortrefflichkeit, ja selbst nicht der letzte Schritt zur Vollendung, dem Heraustreten aus kriechender Erniedrigung zu gesunder Thätigkeit und wahrem Prinzip gleichkommt; zumal wenn dieß den Mann, der es thut, auf eine Höhe stellt, die für rivalisirende Vortrefflichkeit eine Standarte wird. Und solcher Art war offenbar Canovas Stellung.

Aber dieselben Grundsätze werden in der Malerei nicht Stich halten. Außer dem daß uns sehr wenig hinterlassen worden ist, woran wir sehen könnten, wie die Alten diesen Kunstzweig behandelten, haben wir eine andere Periode unserer eigenen Geschichte, welche uns alle practische Unterweisung gibt, die wir möglicher Weise verlangen können. Statt dessen ist in Europa eine kalte classische Schule entstanden, deren Typus in Frankreich David und in Italien die Cam-

muccinis waren; die ihre Gegenstände in einer unsaubern Mythologie oder einem heidnischen Heroenthum und ihre Formen in den bewegungslosen und bis zur Starrheit pünctlichen Marmorbildern antiker Production suchte. Ein rauhes hartes Colorit, überglänzend und nicht blendend, ohne Feinheit und Zartheit, kleidete die fehlerlose Zeichnung der Figuren, so daß der Carton oft angenehmer war als das vollendete Gemälde. Da sahet Ihr jedoch Reiter, die ihre schäumenden Rosse ohne einen Zügel leiteten, und Soldaten, die schwere Streiche gegen einander mit unsichtbaren Schwertern führten, deren klingenlosen Knopf sie fest in der Hand drückten. Und dieß geschah, weil die Alten die Reiter und Streiter so sculptirten, da es schwer war sie in einem so schwachen Material wie Marmor mit schwebenden Zügeln oder gezückten Schwertern zu versehen. Warum hätte nicht eben so gut das Auge ohne eine Pupille gelassen werden sollen? Und wirklich befindet sich im Hospital von Santo Spirito in Rom eine in Fresco gemalte Wache mit zahllosen Figuren, die alle auf irgend eine Art um die Augen gekommen sind; aber dieß geschah aus einer Laune oder Schalkhaftigkeit, nicht aus classischer Verranntheit des Künstlers.

Diese letztere herrscht noch jetzt allzusehr in Italien, wo mittlerweile jene schöne deutsche Schule entstanden ist, die in München, Cöln, Düsseldorf und Berlin so liebliche Werke geschaffen hat und aus beständiger Treue gegen das Land, das sie geboren, nicht blos mit holder Grazie dort blüht, sondern allmälig ihre Saamen über den fruchtbaren Grund um sich her ausgießt und die classische Genauigkeit, die ihre eigenen Wurzeln nährte, in christlicher Schönheit zurückbezahlt.

Es muß anerkannt werden, daß solche Gemälde, wie

sie während der Regierung von Pius VII in der Bibliothek oder im Museum ausgeführt wurden, um die großen Ereignisse derselben zu verewigen, ihres Gegenstandes oder der italienischen Kunst nicht sehr würdig sind.

Die Erwähnung dieser Sitze der Gelehrsamkeit und Kunst macht einige Worte nöthig. Es versteht sich beinahe von selbst, daß jeder Pabst die Schätze des Vaticans, sowohl die literarischen als artistischen, vermehrt. In der früheren Zeit seiner Regierung war Pius bereits in die Fußstapfen seines hochberühmten Vorgängers getreten. Das Museo Pio-Clementino, das von seinen zwei unmittelbaren Vorgängern hinzugefügt worden, schien ihm wenig Hoffnung gelassen zu haben es zu übertreffen. Die Pracht seiner Hallen, die Manigfaltigkeit seiner Sammlungen und die Schönheit vieler unter seinen Sculpturen vereinigten den Glanz eines Palastes mit dem Reichthum einer Gallerie. Die früheren Beiträge unseres Pabstes waren einfach, aber höchst werthvoll. Die langen Gänge, die zur Vaticanischen Bibliothek führten, wurden von ihm mit untergeordneten Denkmälern, Urnen, Säulenstumpfen, Sarcophagen, Altären, Büsten und Bildsäulen, zum Theil von großem Werth, ausgefüllt; und die Wände wurden mit Inschriften versehen, auf der einen Seite mit christlichen und auf der andern mit heidnischen.

Nichts kann ziemlicher sein als dieser bescheidene, mit jedem Schritt erhöhtes Interesse und neuen Werth gewinnende Zugang zu den Tempeln dieser Acropolis oder dieses Capitols der Kunst. Ihr schreitet einen Gang hinan, der auf der einen Seite mit den stattlichen und gereiften oder auch verfallenden Denkzeichen heidnischer Herrschaft, auf der andern mit den jungen heranwachsenden und kräftigen Denkmälern früher christlicher Cultur geschmückt ist. Da stehen

sie Angesicht vor Angesicht wie in einer Schlachtordnung, bereit einen Kampf zu beginnen, der schon lange ausgefochten und gewonnen ist. Auf der Rechten kann man lobpreisende Grabschriften von Männern lesen, deren Familien sich im republicanischen Rom hervorgethan hatten, lange Inschriften, welche die Siege Nervas oder Trajans beschreiben und ihre Titel verewigen, dann Widmungen an Gottheiten, Ankündigungen ihrer Feste oder gewisser Feierlichkeiten zu ihrer Ehre; und eine endlose Manigfaltigkeit von Edicten, Beschreibungen von Eigenthum heiliger und häuslicher Art, und von Grabmonumenten. Das große Geschäft eines mächtigen Reiches, das sich noch immer einer militärischen, administrativen, religiösen und socialen Glorie erfreut, steht an diese Wand verzeichnet. Was kann je seinen Platz einnehmen? Und die äußere Form selbst verkündet Dauer und hohe Civilisation. Diese verschiedenen Denkzettel sind mit aller Eleganz eines vollendeten Steinhauermeisels in geraden Linien und in kühnen Uncialbuchstaben eingeschrieben, mit gelegentlichen Verzierungen oder Reliefs, welche den Bildhauer verrathen; auf Blöcken oder Platten von werthvollem Marmor, mit einer Eleganz der Phrase, welche den Neid eines Gelehrten erwecken könnte.

Gegenüber diesen kaiserlichen Denkmälern liegt ein Haufe unregelmäßiger, augenscheinlich da und dort aufgelesener Marmorbruchstücke, auf welche kurze und einfache Bemerkungen nicht über lebendige Vortrefflichkeiten, sondern über Todesfälle und Begräbnisse in roher Latinität und ungenauer Orthographie eingekratzt oder in krummen Zügen eingeschnitten sind. Da sind keine hochtönende Titel, keine prahlerische Anmaßungen. Dieß gehört einem „holden Weib", jenes einem „ganz unschuldigen Kind", ein drittes

„einem Freund, der sich wohl verdient gemacht hat“. Wenn die andere Seite Siege verzeichnet, so spricht diese nur von Verlusten; wenn jene Krieg brüllt, so murmelt diese nur von sanftem Frieden; wenn jene mit militärischen Trophäen schmückt, so illustrirt diese mit Geißeln und Zangen: die eine mag vielleicht mit dem hochschwebenden Adler prangen, die andere krönt mit der ölzweigbringenden Taube.

Hier sind die zwei feindlichen Geschlechter, die in ihren Denkmälern sprechen wie die Frontlinien zweier in Schlachtordnung gestellten Armeen, die im Begriff stehen einen ernsten Entscheidungskampf zu beginnen: das starke, das auf und über der Erde lebte und seinen Nebenbuhler unter dieselbe warf, sodann sicher schlief wie Jupiter über den begrabenen Titanen; und das schwache, verächtliche, das unten wühlte, seine langen und tiefen Minen grub und seine Todesfälle darein verzeichnete, beinahe unter den Palästen, aus welchen Decrete zu seiner Vertilgung hervorgingen, und den Amphitheatern, zu denen es aus seinen Höhlen heraufgeschleppt wurde, um mit wilden Thieren zu fechten. Endlich wurden die Minen gesprengt und das Heidenthum wankte, fiel und wurde wie Dagon auf seinen eigenen Pflastern zerschmettert. Und durch die Risse und Spalten erhoben sich Basiliken aus ihrer Verborgenheit unten, die in Formen von Sand gemodelt und in diesen Tiefen nicht gesehen worden waren; Altar und Kanzel, Dach und Pflaster, Taufstein und bischöflicher Stuhl erstanden in Ziegel oder Marmor, Holz oder Erz, so wie sie unten in bröckeligem Sandstein gewesen. Ein neues Reich, neue Gesetze; eine neue Civilisation, eine neue Kunst; eine neue Gelehrsamkeit, eine neue Moralität bedeckten den Raum, welchen die Monumente inne gehabt, denen die gegenüberstehenden Inschriften angehörten.

Es war eine Gnade für das Christenthum, daß die Vorsehung die Zerstörung des früheren Zustandes außerhalb seiner Erwägung und in ihren eigenen Händen hielt. Es wäre unmöglich gewesen seine Monumente beizubehalten. Was konnten denn Christen mit Thermen, Amphitheatern und ihren unzüchtigen Schaustellungen thun? Gleichwohl würde man es barbarisch genannt haben, wenn sie dieselben zerstört hätten. Deßhalb „warf Gott ein Panier auf ferne unter den Heiden und lockte sie vom Ende der Erde, und sie kamen eilend und schnell daher". [1] „Da kamen Wasser herauf von Mitternacht, die eine Fluth machten und das Land und Alles was darin war, die Städte und die so darinnen wohnten, wegrissen". [2] Die aufeinanderfolgenden Heuschreckenschwärme, die über Italien herstürzten, wurden von keinem Instinct geleitet als von der Barbarei, welche plündert wornach es sie gelüstet, und zerstört was sie verachtet. Und selbst nach Diesem, als die Denkmäler des Heidenthums zerstört waren, da „zischte der Herr der Fliege am Ende der Wasser in Egypten und der Biene im Lande Assur, und sie kamen und legten sich an die trockenen Bäche und in die Steinklüfte". [3] Denn die plünderungssüchtigen Einfälle der Saracenen im achten Jahrhundert verwüsteten die außerhalb stehenden christlichen Monumente und veranlaßten die endliche Beraubung der Catacomben.

Die Kirche hat die gesammelten Bruchstücke und Ruinen beider Invasionen, vom Norden und vom Osten, freundlich in ihre Verwahrung genommen, und hier stehen sie abgesondert, aber vereinigt und im Frieden. So werdet Ihr

[1] Jes. 5, 26.
[2] Jer. 47, 2.
[3] Jes. 7, 18.

auf den noch höheren Beweis vorbereitet, daß die Kirche weder gothisch noch vandalisch ist, einen Beweis, der glänzend vor Euch schimmert in diesen kostbaren Hallen und anmuthigen Cabineten, worin die Päbste, deren Namen sie tragen, die Schätze und Juwelen alter Kunst würdig oder zierlich aufbewahrt haben.

Nach seiner Wiedereinsetzung fuhr Pius VII in seinem unterbrochenen Werke fort. Fray Luis de Leon, der ausgezeichnete spanische Professor, erzählt, als er durch feindliche Intriguen fünf Jahre lang von seinem Lehrstuhl suspendirt gewesen und dann im Triumphe wieder eingesetzt worden sei, da habe sich sein Hörsaal mit einer Masse von Leuten gefüllt, welche eine entrüstete Selbstvertheidigung von ihm zu hören glaubten. Wenn sie enttäuscht wurden, so wurden sie doch ohne Zweifel erbaut, als man ihn ganz ruhig anfangen hörte: „Heri dicebamus", „in der gestrigen Vorlesung sagten wir," worauf er mit dem Gegenstand seiner letzten Lection fortfuhr. Just mit solcher Heiterkeit nahm der Pabst ruhig die Arbeiten seiner glorreichen Regierung wieder auf, Ibi manum apposuit ubi opus desierat. Die Gallerie, die specieller seinen Namen führt und den großen Belvederehof des Vaticans durchkreuzt, ist einer der schönsten Theile des Museums. Es scheint in der That wunderbar, wie ein solches Gebäude in so kurzer Zeit aufgeführt, prächtig decorirt und mit Meisterwerken der Kunst angefüllt werden konnte. So wie ich mich seiner zum ersten Mal erinnere, war es noch in den Händen der Maurer, Ziegelwände mitten in einem Wald von Gerüststangen; aber der Pabst erlebte die Vollendung all seiner Schönheit noch. Der Architect war, wenn ich mich recht erinnere, nicht so glücklich. Er war ein hoffnungsvoller

junger Mann, der den nordischen Namen Stern führte. Ich entsinne mich, daß ich ihn auf dem Monte Compatri in den Tusculanischen Gebirgen besuchte, wo er durch eine schreckliche Geschwulst an seiner Schulter, der Folge eines Falles, der ihn bald darauf in ein frühes Grab führte, sehr entstellt darniederlag.

Die Bibliothek bereicherte Pius ansehnlich, nicht blos mit Manuscripten, sondern auch mit vielen Tausenden gedruckter Bände. Unter diesen befand sich eine prächtige Sammlung von Bibeln und Bibelwerken. Das Pantheon war für Rom lange gewesen, was Santa Croce für Florenz war und was die Westminsterabtei einst für uns zu sein pflegte: das Mausoleum großer Männer. Die Büsten ausgezeichneter Italiener waren an seinen Wänden aufgestellt und gaben der Kirche ein profanes Aussehen. Auf Befehl des Pabstes wurde eine neue Gallerie unter dem Namen Protomotheca im Capitol eingerichtet, und in einer einzigen Nacht im Jahr 1820 wurden sämmtliche Büsten aus dem Pantheon weggeschafft und dahin gebracht.

Zu noch größerem Ruhm gereichte es indeß Pius, daß er jene Ausgrabungen um alte Denkmäler herum begann, die bis auf den heutigen Tag fortgesetzt worden sind und für solide antiquarische Gelehrsamkeit mehr gethan haben als alle vorausgegangenen Studien. Frühere Ausgrabungen hatten hauptsächlich den Zweck gehabt Kunstwerke zu erlangen, und wurden so schnell wieder aufgefüllt, als sie gemacht worden. Aber 1807 wurde der Bogen des Septimius Severus, welcher, wie man aus Piranesis (hier nicht des lügenden Piranesi, wie Forsyth ihn nennt) Abdrücken sehen kann, mehr als zur Hälfte im Boden begraben gelegen hatte, von allem Schutt gesäubert und rings herum ein offener

Raum gelassen. Auch an das Colosseum wurde eine große Stütze gestellt, um einen bedeutenden Theil seiner äußeren Mauer vor Einsturz zu schützen. Die Ausgrabungen und Wiederherstellungen alter Denkmäler wurden von den französischen Behörden unter dem Kaiserreich fortgesetzt, und zwar oft mit kühnerer Hand, denn man zerstörte oder entweihte Kirchen um heidnische Tempel zu entdecken oder wiederherzustellen.[1] Aber nach der Restauration wurde das Werk mit größerem Eifer wieder aufgenommen. Archäologen sahen sich sehr enttäuscht, als bei der Ausgrabung um eine Säule mitten auf dem Forum, über welche die Systematiker gar Mancherlei zum Besten gegeben hatten, auf ihrem Piedestal eine Inschrift von Phocas, einem Monarchen, der sich

[1] Ich erinnere mich in Dr. Hebers Tagbuch gelesen zu haben, ein armenischer Priester von sehr stattlichem kräftigem Aussehen und mit einer Stentorsstimme begabt, sei zu ihm gekommen und habe ihn um eine Beisteuer zur Wiederherstellung der seiner Nation und seinem Orden in Rom gehörenden Kirche Santa Maria Egiziaca, des ehemaligen Tempels der Fortuna virilis, gebeten. Der anglicanische Prälat lehnte das Ansuchen mit dem Bemerken ab, er habe nie gehört, daß die Franzosen alte Denkmäler beschädigt haben, und deßhalb glaube er seine Geschichte nicht. Die Thatsache war, daß der Armenier und der Engländer die Sache von entgegengesetzten Gesichtspuncten aus betrachteten. Ersterer hielt die Zerstörung moderner Zusätze und die Zurückerstattung seiner Kirche an heidnische Bilder für eine Plünderung und ein Unrecht: der letztere sah wahrscheinlich eine edle That darin. Mit Recht vermuthete er, daß die Franzosen einen heidnischen Tempel nicht zerstören; falsch aber war sein Glaube, daß sie eine Kirche schonen würden. Als ein eigenthümliches Zusammentreffen will ich noch erwähnen, daß ich, just nachdem ich diese Stelle bei ihrer ersten Veröffentlichung gelesen hatte, eine sehr laute Stimme in meinem Vorzimmer hörte, wie Dr. Heber in dem seinigen gehört zu haben erzählte. Ich kam auf den Gedanken, es möchte derselbe Armenier sein, und so war es auch. Er war erstaunt und es machte ihm Spaß, daß ich ihn über seine Besprechung in Calcutta ausfragte. Er bestätigte die Thatsache, meinte aber, der Bischof habe ihn sehr schäbig behandelt.

gänzlich außerhalb der Sphäre der classischen Gesellschaft bewegte, zu Tage kam. Neben andern interessanten Restaurationen macht inzwischen die des Titusbogens der Commission, welche Pius zur Bewahrung alter Bauwerke ernannt hatte, die höchste Ehre. Dieses nicht blos schöne, sondern wirklich kostbare Denkmal war von der Familie Frangipani zum Kern eines abscheulichen, mit Thürmen und Zinnen versehenen Forts gemacht worden. Seine Maurerarbeit jedoch umfaßte den marmornen Bogen und hielt ihn fest gepreßt zusammen, so daß, als man ihn von seinen groben Stützen befreite, Gefahr des Einfallens vorhanden war, und er vor allen Dingen durch Strebepfeiler und Klammern zusammengehalten werden mußte, ein Verfahren, worin die römischen Baumeister unübertroffen sind. In diesem Zustand erinnere ich mich den Titusbogen zuerst gesehen zu haben. Der siebenarmige Leuchter, der Tisch und andere Spolien des Tempels, welche Reland in einer gelehrten kleinen Abhandlung so trefflich als mittelbare und monumentale Beweise für die Bibelwahrheit dargestellt hat, waren großen Theils unsichtbar hinter dem hölzernen Gehäuse, wodurch auch das schöne Relief von der Apotheose im Schlußstein gänzlich den Blicken entzogen wurde. Der Baumeister erwählte das einfache Mittel, den Bogen in Stein zu vollenden; denn seine Seiten waren entfernt worden. So in ein solides Gehäuse gebracht, das alle architectonischen Linien fortsetzte und seine Verhältnisse zur verstümmelten Mitte erneuerte, wurde der Bogen vollkommen sicher gestellt und beinahe in seiner ursprünglichen Eleganz restaurirt.

Zehntes Capitel.

Banditenthum.

Man könnte mir vorwerfen, daß ich eine meiner lebhaftesten Jugenderinnerungen, obschon von peinlicher Art, ganz übergehe, wenn diese Blätter nichts von einem Gegenstand brächten, der zur Zeit, die uns beschäftigt, ganz unverwischbare Eindrücke hervorrief. In der That könnten Einige, die sich dieser Zeiten erinnern, einen Makel und einen Beweis für die Schwäche des Monarchen wie seines Ministers darin finden. Wirklich waren die Räuber aus der Wüste niemals frecher und verübten nie schrecklichere Grausamkeiten als nach der Wiederherstellung der päbstlichen Regierung. Und doch wäre es höchst ungerecht den Tadel auf sie zu werfen.

Wir wollen mit der Bemerkung beginnen, daß nie Jemand die französische Regierung, welche vor diesem Ereigniß dagewesen, der Schwäche oder übel verstandenen Gnade geziehen hat. Im Gegentheil war der Strafcodex vollkommen draconisch und wurde unbarmherzig ausgeführt. Das geringste Einverständniß mit den Räubern und die unbedeutendste Vorschubleistung wurde summarisch mit dem Tod bestraft. Ein Schäfer, der in den Gebirgseinöden eine Heerde hütete, wurde hingerichtet, weil man einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln bei ihm fand. So kam es, daß Jünglinge nebst Männern, von denen sie in die Schlingen des Gesetzes gezogen worden, hingerichtet wurden, obschon sie, wie ihre Begleiter auf das Schaffot den Verfasser versicherten, am Verbrechen des Straßenraubs so unschuldig waren wie kleine Kinder. So kam es auch, daß die armen

Schäfer oft in einem furchtbaren Dilemma waren: wenn sie die Banditen sahen und nicht anzeigten, so büßten sie als Helfershelfer und Mitschuldige; schickten sie ihnen die Patrouille nach, so liefen sie Gefahr ermordet zu werden. Zuweilen wandte man noch ein grausameres Mittel an. Viele aus jener Zeit werden sich eines armen Bauernjungen erinnern, der in Rom zu betteln pflegte und dem man auf barbarische Weise die Zunge an den Wurzeln ausgeschnitten hatte, damit er nicht im Stande sein solle der Polizei das Vorüberkommen einer Räuberbande zu verrathen.

Wenn die gewaltige Strenge der französischen Gesetze und die unaufhörliche Verfolgung durch wohldisciplinirte Truppen die eigenthümliche Form von Räuberei, die in Italien unter den Ausdrücken crassazione und assassinio bekannt ist, nicht unterdrücken konnte, und dennoch die Regierung, welche diese Mittel ohne Erfolg anwandte, niemals der Schwäche geziehen worden ist, wie kann man dann ihre unmittelbare Nachfolgerin wegen dieses Fehlers anklagen? Offenbar können die Ursachen, welche das Banditenthum früher unbezähmbar machten, nach der Wiederherstellung der päbstlichen Regierung nicht aufgehört oder sich verringert haben. Der Druck einer militärischen Herrschaft, die auch nicht die mindeste väterliche Form affectirte, wurde entfernt, und die effective Armee, die im ganzen Land garnisonirt hatte, wurde zurückgezogen. Man konnte blos erwarten, daß der gesetzlose Geist des Waldes und der Felsenspitzen noch kühner und kräftiger auftreten würde. Und in der That konnte das Uebel erst, nachdem Polizei und Soldateska vollständig reorganisirt waren, durch Beide zusammen mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Dieß geschah erst unter der folgenden Regierung.

Der Kampf zwischen der Gesellschaft und der Gesetzlosigkeit unter so wechselnden Umständen und die Rückkehr der letzteren zum offenen Krieg, nachdem sie zu wiederholten Malen und wirklich unterdrückt worden, sind Beweise von Ursachen, die dem Lande eigenthümlich sind, und deren Nichtvorhandensein anderwärts die Sicherheit ausmacht. Diese werden sowohl physisch als moralisch sein. Ein Gebirgsland zum Beispiel wird einen ganz andern Character des Verbrechens ermuthigen, als derjenige ist, der in einem Land wie das unsrige vorkommt. Eine Reihe hoher, theilweise beinahe unzugänglicher, nur von tiefen und schmalen Schluchten, die von überhängenden Klippen beherrscht werden, durchzogener Berge, an deren Fuß auf der einen Seite dieser, auf der andern ein anderer Staat liegt, bildet eine Art von herrenlosem Land, die auserwählte Wohnstätte des Banditen. Wenn dort einmal von einem verwegenen Anführer, der vielleicht einen Anflug von falscher Romantik in seinem Character hat und ein zügelloses Vagabundenleben ehrlicher Arbeit vorzieht, eine Gesellschaft gebildet ist, so wächst sie durch den beständigen Beitritt von entronnenen oder freigelassenen Verbrechern, von Flüchtlingen vor der verfolgenden Justiz oder auch von blos müßigen liederlichen Gesellen, die sich allmälig auf Blutthaten einüben und durch den Schrecken, welchen sie einflößen, ein gewisses militärisches Selbstgefühl bekommen, zu einer Bande an. Dann richten sie es wie Dick Turpin und andere unserer gefeierten Straßenräuber so ein, daß sie bei ihren kühnen Thaten einige Beispiele von großherziger Tapferkeit oder höflicher Nachsicht oder sogar menschenfreundlicher Güte mitunterlaufen lassen, wodurch sie sich bei den Nachbarn Sympathien und bei Touristen einen Character fahrender Ritterschaft erwerben. Alles dieß ist

schlimm genug, denn es gibt ihren Kämpfen mit den Vertretern der Ordnung einen Anstrich ritterlicher Kriegführung statt der düstereren Farbe des Kampfes von Missethätern mit den Dienern der Gerechtigkeit.

Aber noch schlimmer sind die Hindernisse, die ihre begünstigte Stellung einem erfolgreichen Kampf gegen sie in den Weg wirft. Durch rechtzeitige Warnungen von geheimen Theilnehmern an ihrem Raub oder von verdorbenen Helfershelfern erfahren oder vielmehr erfuhren sie das Heranrücken einer bewaffneten Schaar; ihre eigenen Späher, die auf einem guten Plätzchen, auf einer Felsenzinne oder auf Baumgipfeln lauerten, verkündeten ihnen die unmittelbare Annäherung der Gefahr. So wurde eine Ueberrumpelung beinahe unmöglich, und ein Angriff in Schluchten, auf schroffen Felsenspitzen und mitten im verworrenen Gebüsch hatte für regelmäßige Truppen aus der Ebene alle Nachtheile und Gefahren eines Guerillakampfes, ohne die Würde desselben. Es kann nicht geleugnet werden, daß die Soldateska sich unerschrocken und eines bessern Schlachtfeldes würdig zeigte; aber oft wenn sie die Stellung der Räuberbande erzwungen hatte, sprang diese über die Gränzlinie eines andern Staates und sprach da ihren geäfften Verfolgern Hohn. Dieß war etwas Aehnliches, wie vor nicht sehr langer Zeit die Sicherheit der Verbrecher und Gamins in London, wenn sie durch Temple Bar gelangen und von da aus in aller Gemüthsruhe dem weiß bezeichneten Verfolger zuschauen konnten, der verblüfft auf der andern Seite stand. In beiden Fällen begannen die Räuber erst dann übel dran zu werden, als zwischen Rom und Westminster auf der einen und Neapel und der City auf der andern Seite der Vertrag abgeschlossen wurde, daß die Polizei der einen Macht bei Verfolgung von

gesetzlichem Wild die Gränzen der andern überschreiten dürfe. Die Uebereinkunft zwischen den beiden italienischen Mächten fand 1818 Statt, erwies sich aber als ungenügend. Was nothwendig war und worauf man später verfiel, das war die gleichzeitige Zusammenwirkung von beiden Seiten, eine Art von Tigerjagd, bei welcher das dicke Gebüsch mit Netzen und Fallstricken umlegt und das Wild eingeschlossen wird, so daß keine Verfolgung nöthig ist, weil keine Flucht möglich.

Wenn der Leser sein Gedächtniß in Betreff der Heldenthaten der damaligen Banditen aufzufrischen und sich ihr Wesen und Treiben wieder vor die Augen zu führen wünscht, so braucht er nur zu Washington Irvings Erzählungen eines Reisenden zu greifen, und zwar zum dritten Theil, wo er das Abenteuer des Malers gibt. In seiner Vorrede sagt er, das Abenteuer des jungen Malers unter den Banditen sei beinahe vollständig einer authentischen handschriftlichen Erzählung entnommen. Ganz gut: und wie erstaunt und verblüfft war nicht der arme französische Künstler, als er erfuhr, daß das Manuscript, das er ganz arglos seinem Freunde zu leihen pflegte, ohne seine Erlaubniß und sein Vorwissen von Herrn Wassinton, wie er seinen literarischen Piraten nannte, übersetzt und veröffentlicht worden war! Der Verfasser hatte es als eine Dichtung des unterhaltenden amerikanischen Touristen gelesen, denn wer glaubt an die in Vorreden häufigen Behauptungen von Manuscripten, ob sie nun in Curas Lederkoffer, in Old Mortalitys Schnappsack, oder in Mr. Humphreys Wanduhr oder nirgends in der Welt gefunden worden sind? Es lag allerdings ein Widerspruch darin, daß der Autor es das Abenteuer eines jungen Malers nennt, während er doch seine Gemüthsruhe und Heiterkeit unter den Malern dem Umstand zuschreibt, daß er

in der Schule der letzten Revolutionen d. h. am Ende des vergangenen Jahrhunderts zu Ungemach aller Art abgehärtet worden sei. Darüber könnte man allerdings leicht weggehen, aber für Herrn Chatillon, den Künstler, war es nur allzu wahr, daß er in das Stadium des dürren pantoffeltragenden Pantalon übergegangen war, als er, wie er selbst beschreibt, im Jahr 1818 aus der Villa Ruffinella von Räubern aufgehoben wurde, die ihn irrthümlich für den Besitzer derselben, den Prinzen Lucian Bonaparte, hielten. Die Bande hatte den Caplan, der vor dem Diner im nahen Walde herumschlenderte, erwischt und bis zur Dämmerung behalten, worauf sie ihn zwang ihren Führer nach dem Hause zu machen.

Herr Chatillon lieh sein Manuscript unter andern Nachbarn uns Zöglingen des englischen Collegiums, und ich glaube, wir waren die Ersten, welche entdeckten und ihn darauf aufmerksam machten, daß es bereits englisch erschienen war, und zwar mit solchen Abänderungen, die seine Erzählung apocryphisch machten, aber auch mit einem solchen Zauber, daß das Original, wenn man es druckte, alle Aussicht auf Erfolg verlieren würde. Wenige Jahre nach seinem Abenteuer wurde Herr Chatillon Hausfreund der Familie des Lord Shrewsbury, wo er viele Portraits von Freunden malte, die Bilder, aber keine Gemälde waren, und der Leser des melancholischen Buchs, das damals an der Tagesordnung war, des Catalogs von Alton Towers, wird den Namen des jungen Malers, Herrn Chatillon, auf einem Papierstückchen bei einigen Kunstwerken von sehr temperirter Güte finden.

Washington Irving spielt auf die Wegführung der Schule von Terracina, wie er es nennt, an. Wirklich wurde eines Nachts das bischöfliche Seminar, das außerhalb der Stadt

lag, überfallen, und alle seine Bewohner, Superiore, Vorgesetzte, Studenten und Aufwärter, wurden weggeführt. Auf der Straße wurden die Räuber unerschrocken von einem einzigen Dragoner angegriffen, der, glaube ich, Ercoli oder Ercolani hieß und in dem ungleichen Kampf sein Leben einbüßte. Inzwischen bekamen Einige dadurch Gelegenheit zu entrinnen und Lärm zu schlagen. Auch Andere entwischten; die Schwachen wurden entlassen, und zuletzt wurden nur noch einige wenige Jungen aus den besten Familien der Umgegend in den Bergfesten zurückgehalten. Man schrieb an ihre Familien und verlangte Summen für ihre Herausgabe; die Forderungen wurden bewilligt. Die Späher der Räuber sahen die Ueberbringer des Geldes den Felsenpfad heraufziehen, hielten sie fälschlich für Soldaten und riefen der Bande zu, sie sei verrathen. Als die Verwandten der Gefangenen auf den Gipfel kamen, fanden sie zwei oder drei unschuldige Kinder an Bäume gebunden, todt und mit abgeschnittenen Hälsen. Die noch lebenden wurden nach Rom gebracht, um dem guten sanftherzigen Pius ihre traurige Geschichte zu erzählen, und der Autor erinnert sich wohl die armen Jungen gesehen zu haben, die noch immer unter dem Einfluß ihrer Angst standen. Sie wurden in Rom zurückbehalten.

Aber die Erinnerungen aus dieser Periode liefern ein anderes Ereigniß, das vor dem letzterzählten vorfiel und die Beängstigungen des Landlebens selbst in großer Gemeinschaft uns näher führte. Die Sache muß im Jahr 1820 gespielt haben. Das englische Collegium besitzt ein allerliebst gelegenes Landhaus in dem Dorfe Monte Porzio. Wie die meisten Dörfer im tusculanischen Gebiet krönt es einen Hügel, welcher aussieht, als ob er aus den Thälern drunten zusammengeknetet wäre, so rund, so wohlgestalt, so reich-

busig schwillt er empor; und so üppig ist er mit den drei Gaben bekleidet, welche das Menschenherz erfreuen [1], daß das Dorf und seine Kirche nicht auf dem Felsengipfel zu sitzen, sondern halb in den Schooß der Olivenwälder, Weinreben und wogenden Kornfelder versunken zu sein scheinen, die bis zu den Häusern herauf reichen. Während der Zugang und die Front dieser Villa auf den regelmäßigen Straßen des Städtchens sind, steht die Gartenseite auf dem eigentlichen Rand der Hügelspitze, und nachdem sich der Blick auf einmal in die Tiefen des Thales gesenkt hat, an welchem eine schattige Straße hinläuft, erhebt sich eine sanfte, mit Reben und Oliven bekleidete Auffahrt, welche ein Gürtel von stattlichen Kastanienbäumen, dem Brodbaum des italienischen Bauern, umschließt, und von da ragt ein runder schroffer Erdhügel empor, der finster und trotzig drein blickt, wie das was er war — nämlich die Citadelle von Tusculum. Auf ihrer Felsenfront haben die englischen Studenten ein ungeheures Kreuz aufgepflanzt.

Solcher Art ist der Anblick, der sich dem Zuschauer unmittelbar gegenüber darbietet, wenn er sich über die niedrige Brustwehr des englischen Gartens hinlehnt. Die Schönheiten auf beiden Seiten gehören nicht hieher. Just da wo die Weinreben die Wälder berühren, liegt gleichsam zum Schmucke für beide Etwas genistet, was Ihr für ein sehr hübsches und regelmäßiges Dorf nehmen würdet. Eine Reihe Häuser in gleicher Entfernung und symmetrisch, durch eine fortlaufende Zwergmauer verbunden, und eine Kirche mit ihren Thürmen in der Mitte, sämmtlich von blendender Weiße, lassen keine andere Annahme zu. Das Auge könnte allerdings täuschen; aber nicht so die Ohren. Da ist eine

[1] Psalm IV, 8.

Glocke, die keinen Schlaf kennt. Der Bauer hört sie, wenn er sich mit Tagesanbruch erhebt, um zu seiner frühen Arbeit zu schreiten; der Winzer kann jede Pause für seine Erfrischung nach ihrer unfehlbaren Regelmäßigkeit wählen; der Reiter, der Abends nach Haus zurückkommt, entblöst sein Haupt, wenn sie das Ave läutet; und der Maulthiertreiber, der singend auf dem ersten Thiere seines Zuges sitzt und Wein nach Rom bringt, freut sich in der Mitternacht ihren feierlichen Schlag zu vernehmen, wenn er sich mit dem Klingklang seiner eigenen schläfrigen Glöckchen vermengt. Einem solchen unaufhörlichen Aufruf zum Gebet und Preise Gottes können nicht Mönche oder Ordensbrüder, sondern nur Einsiedler entsprechen.

Und Solchen gehört dieser liebliche Aufenthalt. Ein näheres Hinzutreten straft den Anblick aus der Ferne nicht Lügen. Der Ort ist so zierlich, so regelmäßig, so reinlich und so ruhig wie er aussieht. Es ist in Wahrheit ein Dorf, durch Straßen abgetheilt, in deren jeder Reihen von genau symmetrischen Häusern stehen. Ein kleines Wohnzimmer, eine Zelle zum Schlafen, eine für Krankheitsfälle vollständig ausgestattete Capelle, eine Holz- und Plunderkammer bilden die Hütte. Man nähert sich ihr durch einen Garten, welchen der Inhaber selbst bestellt, aber nur für Blumen, wozu ihm sein eigener Brunnen reichlich das Wasser liefert. Während man im Chor die Nonen singt, wird das einzige Mahl des Tages in einen kleinen Schrank innerhalb der Zellenthüre gestellt, worauf Jeder besonders ißt. Bei einigen wenigen großen Festen speisen sie zusammen; aber nicht einmal der Pabst bei seinen zahlreichen Besuchen erhält Etwas zu essen. Alles ist, wie gesagt, von scrupulöser Sauberkeit. Die Häuser von innen und außen, die wohl

ausgestattete Bibliothek, die Fremdenzimmer (denn Gastfreundschaft wird in vollem Maße ertheilt) und noch mehr die Kirche sind fehlerlos in dieser Beziehung. Und so sind auch die verehrungswürdigen Männer, die im Chor stehen, und deren edle Stimmen die prächtige Psalmodie der Kirche mit unveränderlicher Langsamkeit der Intonation aufrecht erhalten. Sie sind von Kopf zu Fuß weiß gekleidet; ihre dicke wollene Draperie fällt in breiten Falten herab, und der geschorene Kopf, aber wallende Bart, die ruhigen Züge, die niedergeschlagenen Augen und das häufig ehrwürdige Aussehen machen Jeden von ihnen zu einem Gemälde, so feierlich wie Zurbaran je auf die Leinwand geworfen, aber ohne die Härte, die er zuweilen seinen Klausnern gibt. Sie gehen aus der Kirche, um Alle zusammen schweigend und Nichts beachtend nach Hause zurückzukehren; aber der Gastmeister wird Euch sagen, wer sie sind. Dieser ist ein geborener Turiner, ein ehemaliger General der Napoleonschen Armee, der manche Schlachten geschlagen und sein Schwert neben dem Altar aufgehängt hat, um statt desselben das Schwert des Geistes herabzunehmen und den guten inneren Kampf zu kämpfen. Der Nächste ist ein ausgezeichneter Musiker, der die Hohlheit menschlichen Beifalls erkannt, seine irdische Harfe entsaitet und die Leier des Leviten ergriffen hat, um seine Klänge mit denen der Engel zu vereinigen. Ein Anderer kommt gekrümmt wie ein Brückenbogen, wie Dante sagt, und auf einen jüngeren Arm gelehnt, während er vorwärts schwankt; die Zahl seiner Jahre ist neunzig, und davon hat er mit Ausnahme einiger weniger Jahre der Zerstreuung siebzig in Abgeschlossenheit, aber in Frieden zugebracht: denn er schlägt jede Erleichterung in seinen Pflichten aus. Dann folgt ein Vierter, der einer der vornehmsten

römischen Familien angehört, aber seine Hütte und seine Linsen dem Palast und Festmahle vorzieht.

Solcher Art war das Camaldoli-Kloster, und solcher Art seine Bewohner, als ein Räuberhauptmann sie in die Gebirge abzuführen beschloß. Die Gärten, Wälder und Felder des Eremitendorfes waren alle mit einer hohen Mauer eingefaßt, außer da wo die Gärten in das Thal schauten, wodurch es von Monte Porzio getrennt wurde. Ueber eine dieser Mauern, die zur Abschließung, nicht zur Vertheidigung bestimmt waren, kletterte der Wolf in die friedliche Hürde. Die arglosen Bewohner wurden, einer um den andern, zu unheiliger Frühmette aus dem Schlafe geweckt und fanden sich bald vor der Kirche versammelt, umgeben von einer großen bis unter die Zähne bewaffneten Räuberbande, die Flüche und Gotteslästerungen murmelte, um ihre Gewissensbisse zu ersticken. Es lag in der Politik dieser Unholde nicht einen Einzigen zurückzulassen, der ihre That verrathen könnte, und Alle erhielten Befehl zum Thore hinauszugehen und den steilen Pfad gegen Tusculum einzuschlagen.

Vorstellungen schienen vergeblich; aber da war ein handfester Bursche, ein nicht eingekleideter Bauernknecht, der hätte entfliehen können, aber nicht wollte. Er war von Kindheit auf da gewesen und liebte die guten Eremiten wie seine Eltern. Er rechtete kühn mit den Räubern und überschüttete sie mit Vorwürfen; er bestand darauf, daß die ganz alten Männer und die Kranken zurückgelassen werden sollen; er machte so schnelle Vorbereitungen zum Mahl, als die Zeit gestattete; er beschwichtigte die Aengstlicheren, sprach ihnen Muth ein und ging mit ihnen voran. Auf dem Weg war er dem Schwachen eine Hand und dem Müden ein Fuß; auch scheute er sich nicht mit den Freibeutern zu streiten.

Am nächsten Morgen blieb die Frühglocke stumm; sie war die Uhr der Nachbarschaft, deßhalb war ihr Schweigen ominös und unbequem. Stunde um Stunde verging; gab es keinen Gesang, kein Opfer, keine heilige Pflicht in Camaldoli? Man kann sich leicht das Entsetzen und die Bestürzung der ganzen Nachbarschaft denken, als die Nachricht von der verruchten Abführung dieser harmlosen, höchst verehrten und höchst mildthätigen Männer verlautete, aus deren Thor kein armer Mann jemals unerquickt hervorgegangen war. Die Geschichte wurde von den zwei oder drei Mönchen, die man hatte zurücklassen müssen, so wie von denjenigen, die während des mehrtägigen Marsches nach und nach entrannen oder als Hindernisse der bald erforderlichen raschen Bewegungen Erlaubniß zur Rückkehr erhielten, erzählt.

Schweres Lösegeld wurde für die Wenigen gefordert, die man als Geiseln zurückbehielt. Man erwartete, die Regierung würde es bezahlen. Statt dessen wurde eine starke Abtheilung Soldaten geschickt. Sie überfiel die Räuber unvorbereitet; auf beiden Seiten wurden Salven abgefeuert, und während des Gefechtes entflohen alle Mönche mit Ausnahme eines einzigen. Eine Flintenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert und er lag hülflos auf dem Boden. Aber die Räuber zogen den kürzeren, und er wurde gerettet. Er gehörte der edlen Familie Altemps an, deren Palast gegenüber der Kirche Sant Apollinare von Balthasar Peruzzi entworfen oder decorirt wurde und ein Zimmer enthält, das unberührt geblieben ist, seit es vom heiligen Carlo Borromeo bewohnt worden. Nach diesem Familiensitz wurde er gebracht und daselbst lange Zeit gepflegt, bis er zuletzt geheilt wurde. Man bot ihm die Erlaubniß sich aus dem Mönchsstand zurückzuziehen und als Priester in der Welt zu

bleiben; aber er lehnte es ab und kehrte zurück, wiewohl nach einem andern Camaldoli.

Für die Augen und für die Ohren hat unsere tusculanische Einsiedelei eine Veränderung erlitten. Die Heerde bedurfte einer besseren Bewachung. Die niedern Mauern zwischen den Gärten auf unserer Seite wurden zu einer furchtbaren Höhe aufgeführt und mit Schießscharten versehen, so daß sie durch die Feuerwaffen weltlicher Diener vertheidigt werden konnten. Die schöne Aussicht auf das Thal und auf die Campagna unten wurde den Inhabern der am Rande stehenden Häuser verschlossen; das ansehnliche Stück Himmel über ihren Gärten war Alles was ihnen noch blieb. Während wir diese Veränderung sehen konnten, konnten wir eine andere hören. Das dumpfe Gebelle großer wilder Kettenhunde hallte unaufhörlicher als die Glocke durch die Nacht. Sie wurden den ganzen Tag an der Kette gehalten; Nachts ließ man sie los, und wehe jedem, der sich unterstanden hätte ihnen ohne die Camaldoleser Kutte nahe zu kommen. Diese war das Einzige was sie respectirten. Der treue Diener legte dieselbe an, und ich habe ihn oft gesehen und mit ihm über sein Räuberabenteuer gesprochen, während er als erbaulicher Laienbruder die Pförtnerdienste verrichtete.

Man kann sich leicht denken, wie sehr dieser freche Angriff auf alte arme Mönche eine kleinere kirchliche Körperschaft, die nur durch ein schmales Thal getrennt war und eine entsprechende Lage gegenüber bewohnte, überdieß in dem fatalen Rufe stand wohlhabend zu sein und einer Nation von fabelhaftem Reichthum anzugehören, beunruhigen mußte. Dieser Vorfall brachte allerdings die Idee einer Gefahr nahe; aber es hatte einen andern Vorfall gegeben, der die Gefahr selbst näher gebracht hatte. Am 16. October 1819, als

wir uns zum ersten Mal an den Wonnen der Villeggiatura in unserm Landhaus erfreuten, machten wir in ansehnlicher Zahl den Ruinen von Tusculum unsern ersten Besuch. Unser würdiger Rector war bei uns, ebenso der Professor der Kirchengeschichte am römischen Collegium, der nachmalige Cardinal Ostini. Wir versenkten uns in die Tiefen des kleinen römischen Theaters und verwickelten uns in den Gesträuchen und Gestrüppen, die jetzt seine Sitze bepolstern, als auf einmal eine höchst unerwartete Schauspielerbande auf die Bühne trat. Ungefähr achtzehn oder zwanzig Männer erschienen, wie wenn sie aus einem geheimen Hinterhalt oder aus einer Höhle in dem umliegenden Wald hervorgesprungen wären. Ob absichtlich oder zufällig, sie schlossen nus auf einmal ein. Die angstvollen Mienen Einiger von unserer Gesellschaft werden mir unvergeßlich bleiben. Die Sache war in der That nicht lustig. Die Männer hatten die meisten äußeren Anzeichen, woran man die Banditen auf und außer der Bühne erkennt: kegelförmige Hüte mit Habichtsfedern darauf, Jacken, Beinkleider, Sandalen, helle Schärpen und Carabiner, die sie nicht auf dem Rücken, sondern in der Hand trugen, mit einem leichtfertigen Behagen, das eine liebenswürdige Bereitwilligkeit zeigte sie loszuschießen. Jeder versuchte so weit als möglich wegzukommen; der Verfasser zog ein abscheulich stetisches Pferd durch die Büsche und blieb der Letzte. „Seid Ihr das englische Collegium?“ fragte der Hauptmann mit strengem Gesicht. „Nein,“ rief einer der Fremden, die bei unserer Gesellschaft waren. Nun würde schon unser Accent uns sogar den Banditen verrathen haben, wenn man überhaupt an eine Täuschung hätte denken können. „Ja,“ lautete es von einer nähern Seite her. Jede Antwort war wahr im Munde des Spre-

chers. „Wie viel seid Ihr?“ „Zehn.“ Dieß schien noch ominöser. Aber die nächste Frage ließ kaum eine Hoffnung übrig. „Habt Ihr die bewaffnete Patrouille von Frascati irgendwo in der Gegend gesehen?“ Ein keuchendes Nein war die nothwendige Antwort. Eine Pause von wenigen Minuten erfolgte. „Sprecht höflich mit ihnen,“ sagte Einer ganz in der Art wie Morton rieth: „Sprecht freundlich zu ihnen,“ als er mit Claverhouses Dragonern unterhandelte. Aber es war unnöthig. Die Pause wurde durch den Hauptmann unterbrochen, der ziemlich höflich buon giorno sagte und mit seiner Truppe abmarschirte. Der Schritt von der Erhabenheit des Schreckens bis zu der Lächerlichkeit des Muthes war im Nu gemacht. Natürlich hatte kein Einziger Angst gehabt und Niemand hatte sie für Räuber genommen. Sie waren vermuthlich die Patrouille aus irgend einem benachbarten Dorf, denn jedes war verpflichtet seine Jugend zu bewaffnen und die umliegenden Wälder zu säubern. Man hatte jetzt doch Gelegenheit gehabt die Gefühle zu erproben, die sich geltend machten, wenn man unter Räuber mit wirklichen Feuerwaffen und fingirten grimmigen Blicken fiel.

Wenn dieser Punct unter den Erinnerungen einer denkwürdigen Periode eine hervorragende Stelle eingenommen hat, so geschah das, weil der Verfasser unparteiisch zu sprechen und nicht Mängel zu verhehlen wünscht. Daß die Regierung eine ungeheure Thatkraft entwickelte, um sie zu verwischen, und daß große Opfer gebracht wurden, muß Jedem erinnerlich sein, der an die Periode zurückdenkt. Das Kriegsrecht herrschte in den heimgesuchten Bezirken, die Hauptbanditen waren zum Tode verurtheilt, und der Spruch wurde nebst ihren Personalbeschreibungen überall bekannt gemacht, so daß man, wenn sie eingefangen wurden, nur ihre Per-

sonen zu identifiziren brauchte und dann sogleich zur Vollstreckung schreiten konnte. Dieß geschah häufig, und Preise, die auf ihre Köpfe gesetzt waren, trugen wesentlich zu ihrer Ueberlieferung an die Justiz bei, wenn sie aus ihren Verstecken herabkamen. Es wurde sogar der Vorschlag gemacht, die Einwohner solcher Bezirke, welche unheilbar schienen, zu entfernen. Denen die sich freiwillig stellten, wurde Straflosigkeit angeboten unter Bedingungen, die einiger Maßen an unsere Urlaubsscheine erinnerten, und man konnte in Rom oft Leute bezeichnen hören, die früher Banditen gewesen waren, jetzt aber ein friedliches und arbeitsames Leben führten. Allein der Entwurzelung dieses schrecklichen Systems des Räuberlebens stand offenbar ein moralisches Hinderniß im Wege. Es wird etwas Gewöhnliches in Familien und ganzen Gegenden, wo seine schauerlichen Grausamkeiten und Ruchlosigkeiten beinahe vergessen werden über den leichtfertigen und blendenden Wagnissen, den sichern und ungeheuern Gewinnen, und wo sogar der Umstand, daß man oft nur mit knapper Noth entkommt, großen Reiz hat. Hitziges Blut führt leicht zu Vergehungen gegen die Person, und ein einziges solches Verbrechen treibt den Urheber im Krieg gegen die Gesellschaft, die ihn mit Recht bestrafen möchte, Straflosigkeit zu suchen.

Seien wir indessen immer gerecht! Dieser große Fluch Italiens ist bei uns unmöglich: wir haben keine Apenninenketten, keine Felsenfesten, keine Gebirgswälder. Aber wahrlich auch hier sind in letzter Zeit genug der lichtscheuen und herzlosen Verbrechen ausgeführt worden, die bis zu Blutvergießen und gedankenloser Ruinirung von Tausenden geführt haben, Verbrechen, die auf Classen zurückgeführt wer-

den können und von socialen und localen Krankheiten herrühren, von welchen Italien frei ist.

Eine weitere Bemerkung. Binnen dieser wenigen Jahre ist ein ziemlich ähnliches System wie das bereits geschilderte wieder ins Leben getreten, aber mehr in den nördlichen Provinzen. Wiederum ist es die Frucht einer Störung der öffentlichen Ordnung, und zwar durch Revolution anstatt durch Krieg. Wiederum ist sein Sitz ein Gränzbezirk, da wo die Gränzlinie der Berge zwischen Toscana und den päbstlichen Staaten sich hinzieht. Und wieder wird diese Folge eines abnormen Zustandes dem normalen aufgebürdet; der gesetzliche Souverän wird verantwortlich gehalten für die Uebel, die aus der Rebellion gegen ihn entstehen, und diejenigen die schreiben um die Revolution aufzustacheln, gebrauchen als ein Argument zu Gunsten derselben die Nothwendigkeit einem Unheil zu steuern, welches durch die Revolution erzeugt worden ist.

Elftes Capitel.

Schluß der Regierung Pius VII.

Der verehrungswürdige Pabst war beinahe in die Jahre Petri gekommen, welche bis jetzt noch keiner von seinen Statthaltern erreicht hat; obschon in vielen Herzen der aufrichtige Wunsch lebt, daß der Zauber durch Pius VIII gebrochen sein möge. Vierundzwanzig Jahre sind auf solche Art als der Gränzpunct angewiesen, welchen Niemand zu überschreiten hoffen darf, und Pius VII war glücklich weit in seinem dreiundzwanzigsten vorgeschritten. Der sechste Juli war der vierzehnte Jahrestag seiner Verhaftung im Quirinalpalast durch General Radet. An diesem Tag im Jahr 1823 saß der betagte Pabst Abends gegen sechs Uhr an demselben Platze ganz allein; er erhob sich von seinem Stuhl, und indem er sich mit der einen Hand auf den vor demselben stehenden Schreibtisch lehnte, suchte er mit der andern ein Seil, das rund um sein Zimmer ging. Er fehlte es, glitt aus und fiel. Er rief um Hilfe; seine Diener stürzten herein und legten ihn auf sein Bett. Er klagte über heftigen Schmerz in der linken Seite, und sobald ihm chirurgischer Beistand verschafft wurde, zeigte es sich, daß das Schenkelbein gebrochen war — ganz derselbe Unfall, der vor so kurzer Zeit den greisen Radetzky betroffen hat.

Acht Tage wurde der Pabst in Unkenntniß seiner Lage erhalten. Als man sie ihm mittheilte, empfing er die Nachricht mit derselben Gemüthsruhe und Seelenstärke, die ihn in den Wechselfällen seines Lebens ausgezeichnet hatten. Er blieb sechs Wochen lang für ganz Rom Gegenstand liebe-

voller Besorgniß. Im Haushalt des Pabstes befand sich ein Mann, der mit unserem Collegium in inniger Verbindung stand und uns täglich jede Veränderung in seinen Umständen mittheilte. Während dieses Zustandes der Beängstigung wurde ganz Rom eines Morgens durch eine Kunde erschreckt, die so traurig war und in so natürlicher Verbindung mit dem erhabenen Patienten stand, daß man in alten Zeiten ein unheilvolles Vorzeichen darin erblickt haben würde, schrecklicher als blutschwitzende Bildsäulen auf dem Forum oder redende Opfer in den Tempeln. Es verlautete, daß die große St. Paulskirche jenseits der Mauern abgebrannt und bereits in einen rauchenden Schutthaufen verwandelt sei.

Es war nur allzu wahr, obschon die Möglichkeit unbegreiflich schien. Die Wände waren von massiven Ziegeln, das Pflaster ein Flickwerk von alten, mit Inschriften versehenen Marmorblöcken, die Pfeiler von unvergleichlichem phrygischem Marmor in dem mittleren Flügel und von geringerem in den Seitenflügeln, denn es war eine fünfflügelige Kirche. Es waren niemals Rauchfänge oder Feuer da, außer in den Hundstagen. Wie Achill haben diese alten Kirchen ihren einzigen verwundbaren Fleck, obschon sein Sitz der umgekehrte ist. Das offene Cederdach, das Jahrhunderte lang unter dürftiger Ziegelbedeckung einer brennenden Sonne ausgesetzt gewesen, ist ausgesotten, ausgedörrt wie Asche und bildet eine widerstandslose Beute für den zerstörungssüchtigen Muthwillen eines einzigen Funkens. Es war die gewöhnliche Geschichte; Bleidecker hatten an diesem Dach gearbeitet und auf einem der Balken eine Kohlenpfanne stehen gelassen. Es wurden übrigens alle möglichen Gerüchte in Umlauf gesetzt und fanden Glauben. Man erzählte sich

im Vertrauen, es sei das Werk von Mordbrennern, die den ruchlosen Plan gefaßt haben die heiligen Denkmäler zu zerstören.

Erst Nachmittags erlaubten die Hitze der Jahreszeit oder die Tagesgeschäfte der Bevölkerung weit über die Thore hinauszugehen, obschon die Nachricht bei Sonnenaufgang in jeden Winkel der Stadt gedrungen war. Die Scene war wirklich höchst betrübt. Die wackelnden äußeren Wände waren Alles was man sehen konnte, und selbst diese nur aus einer ehrerbietigen Entfernung, denn man konnte unmöglich wissen, wie lange sie noch stehen würden. Es wurde daher rings umher ein freier Raum gelassen, worin die eben so geschickte als unerschrockene Feuerbrigade — ein vortrefflich organisirtes Corps — Alles aufbot, damit die Flammen nicht von den rauchenden Schutthaufen ausbrechen sollten. Da war unter Andern der enthusiastische Advocat Fea, den der Schmerz beinahe wahnsinnig machte. Er war nicht blos ein Antiquar in Sculpturen und Inschriften, sondern auch in der Kirchengeschichte gründlich bewandert und liebte die Denkmäler derselben aufs Innigste. Die Paulskirche war eines der verehrungswürdigsten und kostbarsten unter ihnen. Gerade die Verlassenheit des gewaltigen Gebäudes, das in einsamer Größe an der Tiber stand, war eine Quelle seines Werthes. Während man diese Kirche in vollkommen gutem Zustand erhalten hatte, war wenig oder nichts geschehen, um sie zu modernisiren und ihre ursprünglichen Formen und Verzierungen zu verändern, nur daß man später über dem Seitenflügel einige moderne Capellen hinzugefügt hatte; sie stand nackt und beinahe roh da, jedoch frei von der plumpen und geschmacklosen Gipseinfassung der alten Basilika in einer modernen Berninschen Kirche, womit man

die Lateranskirche geschändet hatte, unter dem Vorwand sie zu stützen. Sie blieb ursprünglich, obschon kahl wie St. Apollinaris in classe zu Ravenna, was vorzugsweise die Stadt unverdorbener Basiliken ist. Keine Capellen, Altäre oder Mauermonumente milderten die Strenge ihrer Außenlinien; nur die Reihenfolge päbstlicher Portraits, die sich rund um die obere Linie der Wände zog, machte diese Härte einigermaßen gut. Aber die ununterbrochenen Säulenreihen auf jeder Seite entlang führten das Auge vorwärts zu dem großen Centralgegenstand, dem Altar und seinem Beichtstuhl, während die untergeordneten Reihen von Pfeilern, die hinter den Hauptsäulen standen, Tiefe und Schatten, Masse und Solidität gaben, um den edeln Zugang zu schützen, welchen entlang man sehen konnte. Fea schrie beständig wie verrückt: „Rettet den Triumphbogen!" Augenscheinlich machte er sich aus dem Uebrigen nicht mehr viel. Diesen Namen führt der große Bogen, der von zwei massiven Säulen getragen das Schiff schließt oder es vielmehr von dem Seitenflügel und dem Chor auf der andern Seite trennt. Ueber diesem Bogen erhebt sich eine Wand in Mosaik bekleidet, so glücklich wieder aufgefrischt und vollendet in der Theodosischen Periode. Der Triumphbogen von St. Paul ragte noch immer edel unter den Ruinen hervor und war beinahe unbeschädigt, wie auch das gothische Hostiengefäß oder der marmorne Thronhimmel über dem Altar. Gegenüber dem Bogen blieb das majestätische Bild unseres Herrn in Glorie, und ringsherum eine metrische Inschrift, worin die Kaiserin Galla Placidia erzählte, wie sie mit Hilfe des großen Pabstes Leo die Decorationen der von früheren Kaisern erbauten Kirche vollendet habe.

Dieses Mosaik war gewissermaßen das Document der

modernen Kirche, der Beweis für ihre Identität mit der kaiserlichen Basilika. Um sie just da zu erhalten, wo sie 1400 Jahre lang gestanden, mußte man beinahe die Wirkungen des Brandes vernichten; man mußte das neue Gebäude zu einer Fortsetzung des alten machen. Dieß wurde erwartet. Einer der ersten Schritte, die man that, war, daß man sorgfältig Alles was von dem alten Mosaik übrig geblieben, durch die geschickten Hände der Vaticansarbeiter in dieser ausgesuchten Kunst wegschaffte, und eines der letzten war, daß man es auf seinen Platz über dem wieder aufgebauten Bogen zurückschaffte.

Dagegen wurde dem kranken Pabst kein Wort von diesem furchtbaren Unglück gesagt. In St. Paul hatte er als stiller Mönch, mit Studien und Unterricht beschäftigt, gelebt, und er liebte den Platz mit der Stärke einer Jugendneigung. Es würde seinen körperlichen Leiden einen Seelenschmerz beigefügt haben, wenn er die gänzliche Vernichtung dieses ehrwürdigen Heiligthums hätte erfahren müssen, worin er durch Gebet die Segnungen des Himmels auf seine jugendliche Arbeit herabgezogen hatte.

In dieser glücklichen Unwissenheit schleppte sich der verehrte Patient hin. Das gebrochene Bein bei seinem Alter wieder einzurichten, das ging über die Macht der chirurgischen Kunst; seine Schwäche nahm zu und er schien langsam hinzusinken, als am 16. August stärkere Symptome, hauptsächlich Delirium, hinzukamen. Am folgenden Tag äußerte der Pabst seinen Wunsch das Abendmahl zu empfangen, und es wurde ihm vom Cardinal Bertazzoli gereicht. So mit dem Brod der Engel gestärkt sah er ruhig seinem Ende entgegen. Am 19. empfing er die letzte Oelung, und in alle Kirchen wurde Befehl geschickt in jeder Messe das

Gebet für den im Sterben begriffenen Pabst zu sprechen. Während es in ganz Rom gesprochen wurde, beschloß der verehrungswürdige Mann sein glorreiches Pontificat und entschlief im Herrn.

Die Vorsehung hatte ihm in den letzten Jahren seiner Regierung manchen beschwichtigenden und erfreulichen Ersatz geschenkt. Im Jahr 1819 kamen der Kaiser und die Kaiserin von Oestreich mit ihrer Tochter und einem zahlreichen glänzenden Gefolge nach Rom. Es war keine Incognitogeschichte: sie kamen in ihrem wirklichen kaiserlichen Character und wurden recht kaiserlich empfangen und bewirthet. Ohne den Pabst oder seinen Hof zu stören, wurde eine glänzende Reihe von Gemächern für die kaiserliche Gesellschaft im Quirinalpalast in Bereitschaft gesetzt und in einem Styl ausgestattet, welcher mit der Strenge päbstlicher Wohnungen stark contrastirte. Unter den Erinnerungen der Periode erheben sich klar und lebhaft die öffentlichen Feste, die diesen erlauchten Gästen zu Ehren gegeben wurden. Der König von Preußen besuchte Rom 1822 mehr wie ein Privatmann und verschaffte uns Gelegenheit den Nestor der Wissenschaft, Humboldt, zu sehen. Aber in Rom wurde man damals vertraut mit königlichen Gesichtszügen. Der König von Neapel besuchte es 1821. König Carl IV von Spanien und seine Gemahlin hatten Rom zu ihrem Aufenthalt gewählt; 1819 ging er nach Neapel, um seine Gesundheit wiederherzustellen, und dort starb er, während sie daheim blieb, ebenfalls erkrankte und starb. Keiner von beiden Theilen hat auf dieser Seite des Grabes von der Krankheit oder dem Tod des andern erfahren. Carl Emanuel IV von Savoyen hatte sich alt und blind gleichfalls nach Rom zurückgezogen. Ich kann mich wohl entsinnen, wie ich ihn am Christtag schwach

und von zwei Dienern gestützt vor dem Altar von Santa Maria Maggiore knien sah. Dieß war mein erstes Christfest in Rom: er starb im folgenden Jahr. Unsere eigene verbannte Königin suchte eine Zeit lang dort Zuflucht;[1] und es muß für den sanftherzigen, keinen Groll kennenden Pius ein Trost gewesen sein zu sehen, daß seine Hauptstadt der geächteten Familie des Kaisers, durch welchen er so viel gelitten hatte, Schutz verlieh. Man erlaubte diesen Leuten ihre Paläste, ihre Besitzungen, ihre Titel und ihre Stellung, nicht blos unbelästigt, sondern vollkommen anerkannt zu behalten. Und gewiß lebte Niemand von größerer Ehrfurcht umgeben oder wurde im Tod inniger betrauert als die Prinzessin Lätitia, des Kaisers geehrte Mutter. Es ist in Wahrheit ein edles Vorrecht von Rom das neutrale Gebiet zu sein, auf welchem die Vertreter rivalisirender und sogar feindlicher Königshäuser im Frieden und mit Würde zusammentreffen können; ein Platz wo Feindschaften und Beleidigungen in Vergessenheit begraben werden.

Ebenso kann Jemand, der in Rom wohnt, Hoffnung haben viele durch ihr Genie oder ihre Thätigkeit in allen Zweigen der Literatur, Wissenschaft und Kunst berühmte Männer zu sehen. Mehrere von ihnen sind bereits erwähnt worden, und wir könnten noch Andere nennen, die theils in Rom wohnten, theils nur durchkamen, um seine Schätze zu besuchen.

[1] Während ihres Aufenthaltes dahier wird ihr eine Aeußerung zugeschrieben, welche selbst denjenigen, die sie nicht für unehrerbietig halten, als würdelos erscheinen wird. Sie hörte hier, daß ihr Name aus den Gebeten der nationalen Liturgie gestrichen worden sei, und bemerkte darüber: „Sie haben lange für mich als Prinzessin von Wales gebetet, und es hat mir Nichts genützt; vielleicht daß es mir jetzt, da sie das Beten aufgegeben haben, besser gehen wird.“ Handschriftliches Tagebuch.

Aber weit über all diesen äußeren Herrlichkeiten, die einen Strahlenkranz um das hohe Alter und die letzten Regierungszeiten Pius VII goßen, stand die beharrliche, unveränderliche Liebe und Verehrung seiner Unterthanen. Kein Gemurre beleidigte sein Ohr unter den Segnungen, die ihm täglich gewünscht wurden, und die er Allen mit väterlicher Zärtlichkeit erwiederte. Man kann daran zweifeln, ob es in der Weltgeschichte ein Beispiel gibt, wo das Urtheil der Nachkommenschaft voraussichtlich weniger den Wahrspruch der Zeitgenossen umstoßen wird.

Zweiter Theil.

Leo XII.

Leo XII.

Erstes Capitel.

Seine Erwählung.

Die Zeit, die zwischen dem Schluß einer päbstlichen Regierung und dem Anfang einer andern liegt, ist eine Periode von einiger Aufregung und nothwendig von großer Bangigkeit. Ich erinnere mich, daß ich in Paris war, als Ludwig XVIII starb und Carl X ihm nachfolgte. Chateaubriand gab eine Flugschrift heraus unter dem Titel: „Le Roi est mort, vive le Roi!“ Bei Monarchien mit bestimmter Thronfolge findet keine Zwischenregierung Statt, und dieser Titel eines Buches besteht aus Worten, die irgend ein Marschall oder Herold am Schlusse des königlichen Leichenbegängnisses spricht, wenn er mit seinem Stab zuerst in das Gewölbe deutet und ihn dann in die Luft erhebt.

Aber in Wahlmonarchien und in der einzigen, die in Europa noch besteht, gibt es natürlich einen Zeitraum vorläufiger, vorhergesehener und vorausbestimmter Anordnungen. Es ist Zeit erforderlich, damit die Wähler sich aus entlegenen Provinzen oder auch fremden Ländern versammeln kön-

nen, und diese Zeit geht darüber hin, daß man dem verstorbenen Pabst den letzten Tribut der Verehrung und Liebe darbringt. Sein Leib wird einbalsamirt, in sein Meßgewand von der Bußfarbe gekleidet und in einer der Capellen von St. Peter auf ein Paradebett gelegt, so daß die Gläubigen ihn nicht blos sehen, sondern auch seine Füße küssen können. Diesen letzten Act der Verehrung erinnert sich der Verfasser wohl an der sterblichen Hülle des unsterblichen Pius vollbracht zu haben.

Diese Präliminarien nehmen drei Tage ein, während welcher sich wie durch Zauber oder aus den Grüften unten ein riesiger Catafalk erhebt, ein colossaler architectonischer Bau, der das Schiff dieser Kirche ausfüllt, mit Inschriften versehen und durch Bildhauerkunst verziert ist. Vor diesem ungeheuern Denkmal werden neun Tage hindurch die Leichengebräuche verrichtet, die mit einer Grabrede schließen. Der Leichnam des letzten Pabstes hat einen sich gleich bleibenden Ruheplatz in St. Peter. Dort kann der Reisende einen schlichten Sarcophag von marmorner Stuckarbeit über einer Thüre neben dem Chor, in welche einfach der Titel des letztverstorbenen Pabstes eingeschrieben ist, sehen, obschon er sie kaum bemerken wird. Beim Tod seines Nachfolgers wird er an der Spitze abgebrochen, der Sarg wird in die untere Kirche geschafft und der des neuen Aspiranten auf Ruhe an seine Stelle gebracht. Dieser Wechsel findet spät am Abend Statt und wird als geheim betrachtet. Ich kann mich nicht erinnern, ob ich ihn nebst meinen Schulgenossen bei dieser oder bei einer späteren Gelegenheit mitangesehen habe.

Am Nachmittag des letzten Tags der Novendiali, wie diese Zeit genannt wird, versammeln sich die Cardinäle in einer Kirche neben dem Quirinalpalast und gehen dann in

Procession, begleitet von ihren Conclavisti, einem Secretär, einem Caplan und einem oder zwei Dienern, nach dem großen Thor dieser königlichen Residenz, in welcher einer von ihnen als Herr und oberster Gebieter zurückbleiben wird. Natürlich ist der Hügel von Personen gekrönt, welche den für die Procession offen erhaltenen Eingang umstehen. Cardinäle, die noch nie oder seit vielen Jahren nicht mehr von ihnen gesehen worden, kommen an ihnen vorüber; begierige Augen erforschen und bemessen sie, und suchen aus willkürlichen Zeichen im Auge, in der Figur oder im Ausdruck Vermuthungen aufzustellen, wer demnächst der Souverän ihrer schönen Stadt und, was noch mehr ist, das Haupt der catholischen Kirche vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne sein werde. Sie treten Alle auf dem Fuße der Gleichheit über die Schwelle dieses Thores; sie theilen miteinander die höchste zeitliche und geistliche Herrschaft; in ihrer Brust ruht noch schweigend die Stimme, welche bald aus *einem* Mund über alle Welt erschallen wird, und der schlafende Keim jener Gewalt, die bald wieder in einem einzigen Manne concentrirt sein wird. Heute sind sie Alle gleich; morgen vielleicht wird Einer auf dem Throne sitzen, und alle Uebrigen werden seine Füße küssen; Einer wird Souverän sein, die Andern seine Unterthanen, Einer der Hirte und die Andern seine Heerde.

Dieß ist ein eigenthümlicher und höchst interessanter Augenblick, eine Scene, die sich nicht leicht vergessen läßt. Es gehen Männer von merkwürdigen Gestalten und königlichem Aussehen an uns vorüber. Da ist der große Staatsmann, von welchem wir gesprochen haben, etwas gebückt durch Kummer und Krankheit, aber noch immer seinen glänzenden Blick behaltend. Da ist der höfliche, aber uner-

schrockene Pacca; hoch und aufrecht, mit einer milden Miene, die ein gediegenes und von hohen Principien erfülltes Herz bedeckt; da ist der wahrhaft verehrungswürdige, fromme de Gregorio, vor kurzer Zeit Gefangener wegen seiner Treue, mit schneeweißem Haupt und weniger festem Tritt als sein Gefährte; Galeffi, weniger intellectuell in seinen Zügen, aber mit einer ruhigen heitern Miene, die ihn zum allgemeinen Liebling macht; Opizzoni, bereits und bis in die letzte Zeit Erzbischof von Bologna, der sich durch seine kühne Behauptung, daß die päbstliche Gewalt mehr Ansprüche auf seine Rathschläge habe als die kaiserliche, Einkerkerung zugezogen; geliebt und verehrt von seiner Heerde, bewundert in Rom, würdevoll und dabei freundlich von Aussehen. Da waren viele Andern, deren Namen nicht so tief in den Jahrbüchern der Zeit eingeschrieben geblieben sind oder nicht so fest im Gedächtniß der Ueberlebenden haften. Aber Einer war da, der ohne Zweifel hineinging wie er herauskam; ohne einen Anflug von Bangigkeit, als er das Thor auf beiden Seiten ins Auge faßte. Dieß war Odescalchi, noch jung, höchst edel von Rang und Herz, mit einer Miene, in welche Heiligkeit eingeschrieben war, und wahrscheinlich bereits auf seinen Rücktritt von Würde und Amt, auf die Vertauschung des Purpurgewandes gegen die schwarze Novizenkutte sinnend. Viele, welche Frömmigkeit jeder andern Befähigung vorzogen, blickten seine bescheidenen Züge vielleicht mit der Hoffnung an, daß sie bald unter der gewichtigen Tiara erglühen möchten. Aber Gott hat gesagt: „Siehe nicht an seine Gestalt, noch seine große Person. Denn es geht nicht wie ein Mensch siehet; denn der Mensch siehet was vor Augen ist, aber der Herr siehet das Herz an.“ [1]

[1] 1 Samuel, 16, 7.

Vielleicht beachtete nicht eine einzige der hier anwesenden Personen in dieser Procession einen hochgewachsenen, abgemagerten Mann, schwach in seinem Gang und blaß von Gesicht, wie wenn er kaum erst von einem Krankenbett sich erhoben hätte, um sich von da in das Todtenbett zu legen. Gleichwohl war es ein Mann, der nicht blos einen hohen Rang einnahm, sondern auch ein wichtiges Amt bekleidete, das ihn in thätige Berührung mit der Bevölkerung Roms brachte. Denn er war sein Cardinalvicar, der die Verrichtungen eines Ordinarius versah. Nichtsdestoweniger war er für die Meisten ein Fremder: ein erschöpfendes Uebel gab ihm nicht blos ein blutloses Gesicht, sondern fesselte ihn einen großen Theil des Jahres in sein Zimmer und sein Bett. Der Verfasser hatte ihn vorher nur ein einziges Mal an einem für ihn denkwürdigen Tag und Ort gesehen, am St. Stephansfest in der päbstlichen Capelle im Jahr 1819. So war Cardinal Hannibal della Genga, den eine höhere Erwählung als durch menschlichen Willen bestimmt hatte den päbstlichen Thron auszufüllen.

Seine frühere Geschichte kann kurz erzählt werden. Er war das sechste von zehn Kindern des Grafen Hilarius della Genga und der Maria Louise Periberti, und war auf dem Familiensitze der Genga am 20. August 1760 geboren. Er empfieng seine erste Erziehung in einer Schule zu Osimo, aus welcher er in ein anderes Institut in Rom, das für Angehörige der Provinz, deren Namen es trug, gegründet worden war, nämlich in das Collegio Piceno überging. Von da trat er, da er sich für den geistlichen Stand entschieden hatte, in die Accademia ecclesiastica, ein Institut, das bereits im dritten Capitel unseres ersten Buchs er=

wähnt worden ist. Der gefeierte Cardinal Gerdil ordinirte ihn am 4. Juni 1783 zum Priester.

Als Pabst Pius VI das Haus besuchte, fiel ihm seine Erscheinung, seine Art und Weise, sowie die Lebhaftigkeit des Geistes, die sich in seiner Unterhaltung kundthat, in die Augen, und er nahm ihn bald darauf in sein Haus. Im Jahr 1793 wurde er trotz seiner Jugend und seiner kräftigen Gegenvorstellungen vom Cardinal von York in der Cathedrale von Frascati als Erzbischof von Tyrus eingesegnet und als Nuntius nach Luzern gesandt, von wo aus er im folgenden Jahr dem berühmten Pacca in der wichtigeren Nuntiatur von Cöln nachfolgte.

Im Jahr 1805 wurde er Gegenstand eines schweren Streites zwischen dem heiligen Stuhl und Napoleon. Denn der Pabst ernannte ihn zum außerordentlichen Gesandten beim deutschen Bund, und der Kaiser wünschte, daß der Bischof von Orleans diesen Posten erhalten sollte. Der Erstere behielt Recht und befahl die Rückkehr des Monsignor della Genga nach Deutschland. Er residirte in München, wo er allgemeine Achtung genoß. 1808 war er in Paris in diplomatischen Angelegenheiten zu Gunsten seines Souveräns, und als er auf seiner Rückkehr nach Rom die Behandlung mitangesehen hatte, die er von seinen Feinden empfing, so zog er sich in die Abtei Monticelli zurück, die er in commendam hielt, und da widmete er sich, wie er dachte für Lebenszeit, dem Unterricht eines Chors von Kindern und der Pflege der Musik.

Bei der Restauration wurde er aus seiner Dunkelheit gezogen und nach Paris geschickt, um Ludwig XVIII das Beglückwünschungsschreiben des Pabstes zu überreichen. Dieser Umstand führte zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und

Cardinal Consalvi, die jedoch beiderseits auf eine edle Weise wieder gutgemacht wurden, als der Eine den Thron bestiegen hatte. Aber della Genga kehrte von seiner Höflichkeitssendung mit einer so erschütterten Gesundheit und so schlechtem Aussehen zurück, daß das Volk beinahe vor ihm floh und er abermals nach seiner Abtei zurückkehrte, wo er schon vorher sein Grab bereitet und es förmlich probirt hatte, indem er sich ausgestreckt in die enge Zelle desselben legte.

Inzwischen wurde er 1816 zum Purpur erhoben und zum Bischof von Sinigaglia ernannt. 1820 wurde er zum Vicar von Rom erwählt und versah die Pflichten seines Amtes mit exemplarischer Pünktlichkeit, mit Eifer und Klugheit, bis er diese höchste Stelle einnahm, deren Vertreter er gewesen war. [1]

Während wir auf solche Weise hastig und unvollkommen einen der vielen Männer geschildert haben, die beinahe unbeachtet am 2. September 1823 in der feierlichen Procession zum Conclave gingen, können wir uns denken, daß die Thüren unerbittlich hinter Denjenigen geschlossen worden waren, die dasselbe ausmachten. Das Conclave, das früher gewöhnlich im Vatican stattfand, wurde bei dieser wie auch bei spätern Gelegenheiten im Quirinalpalast gehalten. Dieses edle Gebäude, das eben sowohl unter dem Namen Monte Cavallo bekannt ist, besteht aus einem großen Viereck, um welches herum die päbstlichen Gemächer laufen. Von diesem aus erstreckt sich eine ganze Straßenlänge ein unermeßlicher Flügel, der in seinen zwei obern Stockwerken in eine große Anzahl kleiner, aber vollständiger Zimmer=

[1] Diese Details aus dem frühern Leben Leos XII sind der Geschichte des Pabstes Leo XII von Chevalier Artaud de Montor (2 Bände) entnommen.

reihen abgetheilt ist, die bleibend oder gelegentlich von Personen bewohnt werden, welche zum Hof gehören.

Während des Conclaves werden sie durch das Loos den Cardinälen angewiesen, von denen Jeder mit seiner Dienerschaft abgesondert für sich lebt. Seine Mahlzeit wird ihm täglich aus seinem eigenen Hause gebracht, sie wird untersucht und ihm zerschnitten vorgelegt von den wachsamen Hütern der Gitterthüren, durch welche allein Alles, selbst die Unterhaltung, in die Abgeschlossenheit dieses heiligen Aufenthaltes dringen kann. Am ersten Abend werden die Thüren auf einige Stunden offen gelassen, und der Adel, das diplomatische Corps wie überhaupt alle präsentirbaren Personen dürfen von Zelle zu Zelle gehen, um ihren Bewohnern ein kurzes Compliment zu machen, wobei sie vielleicht fünfzig Personen dieselben guten Wünsche vorsagen, von denen sie wissen, daß sie nur bei einer einzigen in Erfüllung gehen können. Nachher wird Alles geschlossen; ein Pförtchen wird zugänglich gelassen, damit ein Cardinal, der noch nicht angelangt ist, herein kommen kann, aber jede Oeffnung wird eifrigst bewacht von getreuen Pförtnern, Richtern und Prälaten von verschiedenen Tribunalen, die einander ablösen. Auch jeder Brief wird geöffnet und gelesen, so daß kein Verkehr mit der Außenwelt stattfinden kann. Selbst die Straße, auf welche der Flügel des Conclave hinaussieht, ist verrammelt und an jedem Ende von einem Piquet bewacht; da glücklicher Weise gegenüber keine Privatwohnungen stehen und alle Gebäude ihren Zugang vom Rücken haben, so wird dadurch keinerlei Störung veranlaßt.

Ueber die Dauer des Conclave ruht die administrative Gewalt in den Händen des Cardinal Kämmerers, der während dieser Zeit seine eigenen Münzen schlägt; ihm zur

Seite stehen drei Cardinäle, die Ordenshäupter genannt, weil sie die drei Orden im heiligen Collegium der Bischöfe, Priester und Diacone vertreten. Die Gesandten der Großmächte erhalten frische Beglaubigungsschreiben an das Conclave und erscheinen in Galla vor dem Gitterthor, um dieselben diesen Bevollmächtigten zu überreichen. Der Gesandte hält eine sorgfältig studirte Rede und empfängt von dem präsidirenden Cardinal eine wohl erwogene Antwort.

Drinnen und ungesehen von außen fervet opus mittlerweile. Daß menschliche Gefühle und sogar menschliche Leidenschaften in die bestbewachten Heiligthümer ihren Weg finden können, wissen wir Alle nur zu gut. Aber die Geschichte der Conclaven ist weit entfernt das Urtheil zu rechtfertigen, das viele befangene Autoren über sie gefällt haben. Allerdings werden zu jeder Zeit Meinungsverschiedenheiten über Gegenstände der kirchlichen und bürgerlichen Regierung stattfinden. In Bezug auf beide ist dieß einleuchtend genug. Denn bei der ersteren wird es Leute geben, welche gewissenhaft wünschen, daß Alles mit kräftiger Hand regiert und durch strenge Maßregeln verbessert werde, während Andere für einen sanfteren Druck und eine allmälige Reform eingenommen sind. Einige werden geneigt sein den Forderungen der weltlichen Gewalt mehr nachzugeben und dadurch heftigen Zusammenstößen vorzubeugen; Andere werden es für klüger halten jedem kleineren Uebergriff, der zu größeren Usurpationen führen kann, fest entgegenzutreten. Es kann auch geschehen, daß eine politisch kirchliche Ursache der Spaltung vorhanden ist. Die Einen mögen Oestreich für den treuesten Freund der Religion und besten Vertheidiger der Kirche halten, während Andere auf Frankreich schauen

in der Meinung, daß es ihm mit seiner Glaubenstreue am meisten Ernst sei.

Und freilich muß weiter noch bemerkt werden, daß die Erwählung sowohl einem Fürsten als einem Pabste gilt, und daß ernste Meinungsverschiedenheiten in Bezug auf die bürgerliche Politik, welche am sichersten zur Wohlfahrt der Unterthanen und selbst zum Frieden der Welt führe, obwalten können.

So können bei den drei großen Abtheilungen der päbstlichen Herrschaft, der reingeistlichen, der reinbürgerlichen und der vermischten, Männer von den aufrichtigsten Gesinnungen und Wünschen sehr verschiedene Ansichten hegen, und wenn ein Fürst ernannt werden soll, der seine eigenen Grundsätze durchführen muß, so ist es natürlich, daß jeder Wähler wünscht, dieselben möchten mit den seinigen im Einklang stehen. Aber auf gleiche Weise ist es den gewöhnlichen socialen Gesetzen gemäß, daß man trotz persönlicher Ideeneigenthümlichkeiten sich zu gewissen allgemeinen Grundsätzen vereinigt, und daß einige Individuen, die energischer oder feuriger sind als andere, die Vertreter und Leiter aller Derjenigen werden, die mit ihnen übereinstimmen, so daß man sie als Häupter und sogar als Stifter von Parteien gelten läßt.

Solche Meinungsverschiedenheiten werden nach heftigen Aufregungen und großen Veränderungen, so wie sie die Regierung von Pius ausgezeichnet hatten, schärfer hervortreten und unvermeidlicher angenommen werden. Kirche und Staat hatten nach einer solchen Verwüstung, welche die alten Marksteine gänzlich weggefegt hatte, beinahe vollständig reorganisirt werden müssen. Neue Königreiche hatten sich erhoben, welche die Umrisse der alten kirchlichen Jurisdiction buchstäblich verwischten, und sogar was vorher ein catholischer

Staat gewesen, war unter protestantische Herrschaft gekommen. Das Klosterleben und Klostereigenthum war in den meisten Ländern Europas vernichtet; das canonische Gesetz war abgeschafft, die Kirchengüter waren eingezogen worden; man hatte Civilgesetzbücher eingeführt, die mit der kirchlichen Jurisprudenz in Widerspruch standen; die bischöfliche Gewalt war aller Mittel zur Durchsetzung ihrer Decrete beraubt, kurz es war ein Zustand geschaffen worden, der gänzlich von Allem verschieden war, was die catholische Welt je zuvor gesehen hatte.

Viele noch lebende Personen erinnerten sich wohl der Epoche, die diesen Veränderungen vorangegangen war, und bildeten lebendige Verbindungsglieder mit Dem was der gesunde Zustand der Kirche gewesen war und mit Recht als solcher betrachtet wurde. Sie beklagten die Veränderung und glaubten, daß man dem wechsellustigen Geist der Zeiten zu viel eingeräumt habe. Dieß würde genügen, um eine ernste und vollkommen gewissenhafte Partei im höchsten und besten Sinn des Wortes zu schaffen. Andere könnten just ebenso gewissenhaft glauben, daß Klugheit und Menschenliebe jeden Theil der letzten Politik geleitet haben, und deßhalb wünschen, daß sie unter derselben Leitung fortgesetzt würde. Ohne Uebertreibung können wir zugeben, daß solche principielle Conflicte die Gemüther Vieler beherrscht haben, welche in das Conclave von 1823 traten; während Andere da waren, die keine entschiedenen Ansichten angenommen hatten, sondern einfach das größte allgemeine Gut im Auge hatten und ihr Endurtheil für die Periode vorbehielten, wo sie es mit officieller Geltung aussprechen mußten. Eine solche Lage der Dinge kann zur Folge haben, daß eine Pabstwahl wie ein Compromiß aussieht. Die extremen Ansichten von beiden Seiten

müssen gesänftigt werden: dieß wird die in der Mitte stehende Partei thun. Zwei Drittel der Stimmen sind zu einer giltigen Wahl erforderlich. Wenn dieses Verhältniß durch eine einzige Abtheilung geboten werden könnte, so würde sie aufhören eine Partei zu sein, und deßhalb wird da, wo verschiedene Meinungen die Versammlung spalten, eine gemäßigte Ansicht, in mehr oder weniger versöhnlicher Weise, nach einiger Zeit durchdringen, und die Wahl wird vermuthlich auf einen Mann fallen, der Niemandens Vertrauen verloren, aber keinen hervorragenden Theil an den Staatsgeschäften genommen hat.

Dieß war vielleicht bei der Erwählung Leos der Fall. Die Wahl des jetzt regierenden Pabstes ist ein Beispiel von Einmüthigkeit und Raschheit, das beinahe ohne seinesgleichen dasteht.

Es liegt nicht in der Absicht dieses Werkes die Art und Weise zu beschreiben, wie das Geschäft des Conclave betrieben wird. Es genüge, daß die Cardinäle zweimal täglich in der zum Palast gehörenden Capelle, eingeschlossen in dem abgesperrten Platz, zusammenkommen und daselbst auf Zettel, die so eingerichtet sind, daß der Name des Abstimmenden nicht gesehen werden kann, den Namen Desjenigen schreiben, dem sie ihre Stimme geben. Diese Papiere werden in ihrer Gegenwart geprüft, und wenn die Zahl der irgend einem gegebenen Stimmen nicht die Mehrheit ausmacht, so werden sie auf eine solche Art verbrannt, daß die im äußeren Quadrat versammelte Volksmenge den Rauch sehen kann, der durch eine Caminröhre hinaussteigt. An einem gewissen Tag wird, statt dieses gewöhnlichen Signals sich zu zerstreuen, das Getöne von Picken und Hämmern gehört, und man sieht eine kleine Oeffnung in der Mauer, welche zeit-

weilig das große Fenster über dem Thorweg des Palastes versperrt hat. Zuletzt haben die Maurer des Conclave eine grobe Thüre geöffnet, durch welche der erste Cardinal Diacon auf den Balcon hinaustritt und den Vielen oder Wenigen, die zufällig warten, verkündet, daß sie wieder einen Souverän und Pabst besitzen. Bei der Gelegenheit, von welcher wir erzählen, lautete die Ankündigung wie folgt:

„Ich verkündige Euch große Freude; wir haben zum Pabst den höchst ausgezeichneten Herrn Hannibal della Genga, Cardinal der heiligen römischen Kirche, Titularpriester von Sancta Maria jenseits der Tiber, welcher den Namen Leo XII angenommen hat.“ [1]

Die Nachricht flog wie ein electrischer Strahl durch die Stadt, beinahe eben so schnell als der Kanonendonner sie verkündete. Dieß geschah am 28. September nach einem kurzen Conclave von fünfundzwanzig Tagen.

Am 5. October fand die imposante Ceremonie der Krönung Leos Statt. Zum ersten Male wohnte ich dem päbstlichen Hochamt in St. Peter bei. Alles war neu: die Ceremonie, die Umstände, die Personen. Wie schon früher bemerkt worden, hatten körperliche Gebrechen Pius VII verhindert feierlich die Messe zu halten, so daß Viele von uns, die schon mehrere Jahre in Rom zugebracht, die großartigste der päbstlichen Verrichtungen noch nicht mit angesehen hatten.

[1] Obschon es eine wohlbekannte Thatsache ist, daß ein Pabst bei seinem Regierungsantritt einen neuen Namen annimmt, gebräuchlichermaßen einen solchen, der sich bereits im Catalog seiner Vorgänger vorfindet, so ist es nicht so allgemein bekannt, daß er bei Unterzeichnung der Originale von Bullen seinen ursprünglichen Taufnamen beibehält. So unterzeichnete sich Leo XII beständig mit Hannibal, und der gegenwärtige Pabst zeichnet auf den wichtigsten Urkunden Johannes. Die Form lautet: Placet Joannes.

Aber seltsam, obschon Einige aus unserer Gemeinschaft kurz zuvor die heiligen Weihen aus seinen Händen in seinem Privatbetzimmer empfangen hatten, so war doch für mich, der ich dieses Vorrecht noch nicht genossen, das Gesicht, von dem ich später so manchen gütigen Blick erhalten sollte, noch ganz neu. Und der eigenthümliche Augenblick, in welchem er klar wie ein altes Gemälde in mein Gedächtniß gezeichnet steht, war einer von denen, die nur einmal in jedem Pontificat erlebt werden können. Als die Procession langsam gegen den Hochaltar der Vaticanskirche vorschritt, hielt sie plötzlich inne, und ich befand mich nur wenige Fuß von dem Prunkstuhl, auf welchem der Pabst zum ersten Mal getragen wurde. Kein Hof konnte ein so großartiges und so überwältigendes Schauspiel darbieten. Gerade im Mittelpunct des erhabensten Gebäudes auf Erden stand ringsum ein Kreis von Offizieren, Edelleuten, Prinzen und Gesandten in ihren glänzendsten Costümen, und unter ihnen die höchsten Würdenträger der Religion auf Erden, Bischöfe und Patriarchen der westlichen und der östlichen Kirche, mit dem heiligen Collegium in seinen gestickten Gewanden, von Köpfen gekrönt, die ein Künstler mit der größten Freude studirt haben würde, und die jedem, der sie ansah, Ehrfurcht abnöthigten. Aber auf seinen Thron über ihnen stieg jetzt der Mann, welchen sie trotz seiner Thränen und Gegenvorstellungen auf denselben emporgehoben hatten. Wahrlich, wenn ein Leben strenger Disciplin, beständiger Leiden und langer Abgeschlossenheit nicht genügt hätte den Ehrgeiz in seiner Brust zu erlöschen, so war seine gegenwärtige Stellung natürlich berechnet ihn zu erwecken. Wenn je in seinem Leben ein Augenblick heftiger Versuchung zur Selbstzufriedenheit stattfinden konnte, so durfte dieß als der eine angesehen werden.

Und warum diese Pause in dem Triumphzug nach dem Altar über das Grab der Apostel hin und zu dem Thron jenseits desselben? Dieß geschieht, um das Aufsteigen jedes solchen Gefühles zu hemmen, wenn es sich einstellen sollte, und um gegen jede süße Verlockung der Menschennatur ein Gegengift zu sichern; damit man sich so dem Altar in Demuth nähere und damit der Thron in Sanftmuth bestiegen werde. Ein Geistlicher der päbstlichen Capelle hält gerade vor ihm eine Weberspule empor, auf welcher sich eine Handvoll Flachs befindet. Dieser wird angezündet: er flammt einen Augenblick auf, erstirbt sogleich, und seine dünne Asche fällt zu den Füßen des Pabstes, während der Caplan mit kühner vollklingender Stimme laut ruft: „Pater Sancte, sic transit gloria mundi.“ „Heiliger Vater, so vergeht die Herrlichkeit der Welt.“ Dreimal wird dieser eindrucksvolle Gebrauch während dieser Procession vollzogen, als sollte dadurch den irdischen Einflüssen einer dreifachen Krone entgegengewirkt werden.

Blaß und matt schien der Pabst sein Haupt nicht blos als Zeichen der Ergebung, sondern auch als Zeugniß für diese feierliche Erklärung zu neigen, wie ein Mann, der ihr bereits den Beweis der Erfahrung geben konnte. Sein Auge war sanft und zärtlich, obschon feucht und glühend von geistiger Aufregung. Er betrachtete diese flüchtige Flamme wie ein Symbol, das er tief fühlte, wie die Geschichte eines ganzen Pontificats — seines eigenen — die nicht lang zu lesen sein würde. Aber die ruhige Heiterkeit, womit er sie zu lesen schien, und die seinen Zügen aufgeprägte aufrichtige Annahme der Lection gestattete keine Vermuthung eines inneren Gefühls, wodurch die Warnung nöthig geworden

wäre. Sie schien im vollendetsten Einklang mit seinen innersten Gedanken zu stehen.

Zweites Capitel.

Character und Politik Leos XII.

Jahrelange Leiden in Folge einer schwächenden Krankheit hatten den Pabst schon in seinem vierundsechzigsten Jahr mancher Eigenschaft beraubt, die sein früheres Leben geschmückt hatte. Er sah schwach und müde aus; seine Züge, die niemals stark markirt gewesen, hatten eine blaßgelbe Färbung, obschon die Spuren des Alters nicht tief eingegraben waren. Sein Auge jedoch und seine Stimme leisteten Ersatz für Alles. Im ersteren lag eine Sanftheit und dennoch eine Eindringlichkeit, die alsbald Zuneigung gewann und Ehrfurcht erweckte; die Euch einlud vertraulich zu sprechen, die aber jeder Regung etwas Unbewachtes zu sagen Einhalt that. Und seine Stimme war höflich, sanft und gewinnend; er sprach ohne Aufregung, milde, bedachtsam und dennoch fließend. Man konnte ihn strenge Bemerkungen über etwas Unrechtes machen hören, aber niemals auf eine ungestümme Art oder in einem gereizten Tone.

Bei der Gelegenheit, auf welche am Schluß des letzten Capitels angespielt worden, schwebte dieser Blick, der mit mildem Ernst auf den rauchenden Flachs geheftet gewesen, über die Menge hin, als die Procession sich weiter bewegte; und ich möchte bezweifeln, ob ein einziges Auge, das ihm begegnete, seine Wimpern nicht in Verehrung senkte oder sich trübte vor dem glänzenderen Feuer, wovon es be-

strahlt wurde. Dieß war wenigstens der Eindruck, welchen wirkliche Erfahrung in diesem Augenblick eingab.

Aber neben diesen angenehmen Zügen war noch ein anderer vorhanden, der seiner erhabenen Stellung vortrefflich anstand. Dieß war eine eigenthümliche natürliche und einfache Würde und Grazie in seinen Bewegungen, besonders bei kirchlichen Verrichtungen. Da er von hohem Wuchse war, so gaben die weiten Falten und die sogar etwas schleppende Länge der päbstlichen Gewande seiner Gestalt Großartigkeit, obschon sein Kopf als klein betrachtet werden konnte; er stand hervorragend unter seiner Umgebung, und er bewegte sich mit Ungezwungenheit und dennoch mit Stattlichkeit von Platz zu Platz. Und dann glühte sein Gesicht von einem brünstigen Ausdruck tiefer Andacht, als ob sein ganzes Wesen in den feierlichen Ritus versunken wäre, womit er sich beschäftigte, und als ob er nichts Anderes sähe, hörte und fühlte.

Bei zwei Theilen der heiligen Verrichtung, auf die ich angespielt, entwickelten sich diese beide Gaben ganz besonders, die allerdings in Bezug auf Werth ungemein von einander abstehen, aber aufs vortrefflichste harmoniren, wenn sie verbunden sind. Der erste dieser Acte war die Beichte bei dieser seiner ersten päbstlichen Feier, welche für Viele die erste war, die sie überhaupt gesehen hatten. Es ist nicht leicht dieses rührende und mit heiliger Scheu erfüllende Ceremoniell Jemand zu beschreiben, der es nie mit eigenen Augen geschaut hat. Wer es einmal mit Aufmerksamkeit und Verstand gesehen, der bedarf keiner Beschreibung. Er kann es nie vergessen.

In St. Peter wie in allen andern alten Kirchen steht der Hochaltar in der Mitte, so daß er den Punct bildet, von

welchem Schiff, Chorgang und Kanzel ausstrahlen oder auslaufen. Ueberdieß hat der Altar seine Front gegen die Kanzel und seine Kehrseite gegen die Frontthüre der Kirche. Dem zufolge steht der Chor vor dem Altar, obschon er modernen Einrichtungen gemäß hinter denselben schauen würde. Der päbstliche Thron ist gegenüber dem Altar aufgeschlagen, d. h. er bildet den entferntesten Punct in der Hochaltarstätte oder im Chor. Er ist groß und hoch, und man steigt ihn auf verschiedenen Stufen hinan, auf denen das Gefolge des Pabstes in Gruppen steht oder sitzt. Auf beiden Seiten, weitentfernt, beinahe in der Breite des Schiffes stehen Bänke, auf welchen einerseits Cardinäle, Bischöfe und Priester, andererseits Diacone sitzen mit Bischöfen und Prälaten hinter sich; und dann zwischen ihnen und dem Altar stehen zwei Linien der glänzenden Nobelgarde, Spaliere gegen die Massen bildend, die in Bezug auf Classen und Abstammung eben so mannigfaltig sind, wie die Besucher zu Jerusalem in der ersten christlichen Pfingstzeit. Weiterhin erhebt sich dann wahrhaft groß der Altar, überragt von seinem prachtvollen Thronhimmel, der zu jeder andern Zeit das Auge aufwärts nach dem Innern von St. Peters unvergleichlicher Krone, nach dem Dom, der wie vom Himmel herab über seinem Grabe hängt, lenken würde. Aber jetzt nicht. In dem Augenblick, auf welchen wir anspielen, ist es der Altar, der alle Aufmerksamkeit festhält und concentrirt. Auf seiner höchsten Stufe, gegen das Volk gekehrt, hat just der Pabst gestanden, gestützt und umgeben von seinen Ministern, deren sich erweiternde Reihen bis auf die unterste Stufe hinabgestiegen sind, eine Pyramide von reichem und mannigfachem Material bildend, aber beweglich, lebendig und mit unstudirter Leichtigkeit agirend. Jetzt ist er in einem Augenblick ver-

lassen. Der Hohepriester hat sich mit all seinem Gefolge auf seinen Thron zurückgezogen, und der Altar steht in seiner edlen Einfachheit augenscheinlich verlassen von seinen würdevollen Dienern da. Und dennoch ist er fortwährend der Gegenstand aller Verehrung. Es gibt noch etwas Größeres als Alles was ihn so eben verlassen hat. Gegen das schauen Alle; gegen das verneigen sich Alle, oder knien sie und beten an. Auf ihm stehen ganz allein die geheiligten Elemente, auf der Patena und im Kelch. Der Pabst selbst ist Nichts in ihrer Gegenwart: da, in der Gegenwart seines Herrn und Schöpfers, ist er ein Mensch, Staub und Asche.

Der Cardinal Diacon tritt an die Front des Altars vor, nimmt die Patena hinweg, hebt sie in die Höhe und stellt sie auf einen kostbaren Schleier, welcher rund um den Nacken des knienden Subdiacons hängt, der sie zu dem Throne bringt. Dann erhebt er sich, indem er den mit Juwelen besetzten Kelch von Seite zu Seite dreht, und ihn in die Höhe haltend steigt er die Stufen des Altars hinab, und trägt ihn langsam und feierlich in dem Raum zwischen Altar und Thron hin. Man hört ein Gerassel von Schwertern, die auf den Boden gesenkt werden und deren Scheiden auf dem Marmorpflaster ertönen, wenn die Garden auf ein Knie fallen und die Massen sich niederbeugen in demüthiger Anbetung Dessen, von dem sie glauben, daß er vorübergehe.

Aber bei dieser ersten Feier und Krönung des neuen Pabstes war mit diesem Theil der Function ein Umstand verbunden, der ihr in den Augen Vieler ein besonderes Interesse verlieh. Der erste Cardinal Diacon, dem es von Rechtswegen zukam dem Pabst in seiner Function zu assistiren, war der Exminister Consalvi. Leute, die unfähig waren eine Characterstärke zu schätzen, die auf besseren als welt-

lichen Grundsätzen beruhte, beschäftigten sich lebhaft mit diesem eigenthümlichen Zusammentreffen. Es war zur Genüge bekannt, daß die beiden Männer in wichtigen Puncten nicht übereingestimmt hatten; man erzählte sich im Vertrauen, Consalvi habe die Wahl Leos bekämpft; man hatte gesagt, früher bei der Restauration in Frankreich habe der mächtige Minister scharfe Worte an den Prälaten della Genga gerichtet; und das Publicum oder die Welt, oder wie man es nennen mag, hielt es für eine ausgemachte Sache, daß in den Herzen Beider zornige und sogar grollende Leidenschaften toben müssen, und daß diese sogar in der Nähe des Altars, welcher die Schädelstätte der Versöhnung darstellte, sich nicht würden verbergen können. Der Eine, der nach der allgemeinen Annahme mit Füßen getreten worden, wurde auf den Triumphsitz getragen; der Mann, der ihn gedemüthigt hatte, schritt als sein Diacon, was Lorenz für Xystus war, neben ihm her; wahrlich eine Stellung, die menschliche Schwäche auf beiden Seiten in Versuchung führen konnte. Gewiß wäre es, wenn dieses Gefühl auf beiden Seiten obgewaltet hätte, ein Leichtes gewesen sich eine solche gegenseitige Qual zu ersparen.

So wie die Sache stand, erzählt uns der Biograph Leos, der sich in einer ganz andern Sphäre als ich, nämlich im diplomatischen Kreise bewegte, es seien scharfe beobachtende Augen auf den Pabst und seinen Diacon gerichtet gewesen, um auf ihren beiderseitigen Gesichtern irgend einen Anflug von Frohlockung oder Demüthigung zu entdecken; aber vergebens. Selbst wenn sie zu einer andern Zeit etwas Menschliches erlitten hätten, so fühlte jetzt Jeder sich im Dienste eines höheren Herrn verpflichtet und weihte ihm seine Seele in vollem Gehorsam. Ohne die mindeste Er-

innerung daran zu behalten, daß er bei der erhabenen Handlung dieses Moments einen Augenblick mit irgend solchen profanen Gedanken angesehen wurde, stellt das Gedächtniß treu das Gemälde desselben dar. Ruhig, würdevoll und andächtig, abgezogen von den Sorgen des öffentlichen Lebens, die Welt vergessend, worin er sich bewegt hatte, und ohne alles Bewußtsein der Tausende von Augen, die begierig um ihn her schauten, schritt der betagte Minister, jetzt der einfache Diacon, mit festem, nicht wankendem Tritt und graziöser Bewegung vor. Der Mann, welchen Könige und Kaiser mit Freundschaft beehrt hatten, welchen der hochmüthige und selbstsüchtige Georg von England so hoch achtete, daß er, mit Hintansetzung aller Bande des praemunire und der Strafgesetze so wie der schnöden Etiketten von dreihundert Jahren, mit eigener Hand an ihn geschrieben; der unbeirrt und bewundert unter den Höflingsschaaren einhergegangen, ist jetzt, da er die Macht und das höchste Amt verloren, in seiner Dalmatica am Altar eben so gut zu Haus und bewegt sich ohne alle Verlegenheit in seinem geistlichen Dienst, mit einer Miene und Haltung, die so gut für seinen Platz passen, als hätte er nie einen andern eingenommen. Mancher der gedacht hatte, Consalvis natürlicher Posten sei die Congreßhalle von Wien oder der Banketsaal von Carlton House, konnte in dieser Stunde sehen, daß die Hochaltarstätte von St. Peter eben so vollständig seine Heimath war. Sein Aussehen, seine Bewegungen, sein ganzes Benehmen an diesem Tag waren so wie seine Freunde es nur wünschen konnten, just so wie man es sich selbst am letzten Tag seines öffentlichen religiösen Auftretens wünschen möchte.

Aber der Pabst selbst muß, als er bei der Annäherung des Diacons erst sich erhob, dann niederkniete, dem schärf-

sten Auge Trotz geboten haben, das in dem seinigen einen Anflug von menschlichem Gefühl suchte. Eine tiefe Andacht, die Alles absorbirte, theilte seinen bleichen Zügen eine Gluth mit, und obschon seine Person von bürgerlichem Pomp und religiöser Pracht umgeben sein mochte, war es doch klar, daß sein Geist sich nur der einzig einen Gegenwart bewußt war und eben so allein stand, wie man von Moses sagen konnte, daß er auf dem Sinai mit nur Einem andern außer ihm gewesen sei. Aus der Hand seines demüthigen Dieners empfing er die Schale heiligster Liebe; ihre Wangen begegneten sich im Kuß des Friedens, auch der Diener trank, wie es bei der päbstlichen Messe vorgeschrieben ist, aus demselben Kelch wie der Herr. Wer kann glauben, daß sie in dieser Stunde nicht in der segensvollsten Eintracht miteinander gestanden haben?

Hierauf wurde der neue Pabst auf die loggia oder den Balcon über der Thüre von St. Peter getragen, und hier setzte ihm der Cardinal Dechant, der ehrwürdige Pacca, die dreifache Krone auf sein Haupt. Sodann stand er auf, um den unten versammelten Massen seinen ersten feierlichen Segen zu ertheilen. Als er sich von seinem Stuhl zu seiner vollen Höhe erhob, seine Augen aufschlug und seine Arme ausbreitete, hierauf seine Hände zusammenlegte, seine Rechte vorstreckte und segnete, da waren die Schönheit und der Adel jeder Bewegung und jedes Actes über alle Beschreibung erhaben. Ernst und vom Herzen kommend, väterlich und königlich zugleich erschien diese Handlung, die in der That weit mehr war; denn jeder anwesende Catholik, — und Andere waren nicht viele da — empfing sie als die erste, zu seinen Gunsten geschehene Ausübung der statthalterlichen Gewalt, die von Ihm stammte, dessen Hände allein

wesentlich „Segen und Herrlichkeit, Ehre und Macht" in sich fassen.

Die Versprechungen der neuen Regierung waren glänzend und frühlingsartig. Wenn der Pabst keinen Antheil an Staatsgeschäften genommen, wenn seine Gesundheitsumstände ihn Jahre lang sogar unsichtbar gemacht hatten, so entwickelte er jetzt eine Intelligenz und Thätigkeit, die seine Regierung zu einer sehr gefeierten zu machen gelobte. Aber kaum hatte er seine Amtsgeschäfte begonnen, als alle Leiden seiner erschütterten Constitution mit erneuerter Wuth auf ihn einstürmten und alle seine hoffnungsvollen Anfänge kurz abzuschneiden drohten. Früh im December war er so unwohl, daß er seine Audienzen suspendiren mußte; vor dem Ende des Monats wurde er als unheilbar betrachtet. Im Verlauf des Januars 1824 begann er wider alles Erwarten sich zu erholen. Am 26. dieses Monats finde ich folgenden Eintrag im Tagbuch, das vor mir liegt: „Ich hatte meine erste Audienz bei Leo XII. Er lag krank im Bett, war leichenblaß und weit magerer als im letzten Jahr; aber heiter und umgänglich . . . Ich sagte: ‚Ich bin ein Ausländer und auf die Aufforderung von Pius VII vor sechs Jahren hiehergekommen . . . Meine ersten Gönner, Pius VII, die Cardinäle Litta, de Pietro, Fontana und jetzt Consalvi sind todt. (Hier ließ der Pabst seinen Kopf hängen, schloß seine Augen und legte seufzend die Hand auf seine Brust.) Ich empfehle mich daher in den Schutz von Euer Heiligkeit und hoffe, Sie werden mir in dieser Entfernung von meinem Lande ein Vater sein.‘ „Er sagte er werde dieß thun" u. s. w., u. s. w.

Ganz Rom schrieb die unerwartete Genesung den Gebeten eines frommen Bischofs zu, der auf den Wunsch des

Pabstes von seinem entlegenen Siz in Macerata herbeschieden worden war. Dieß war Monsignor Strambi vom Orden der Passion. Er kam augenblicklich, sah den Pabst und versicherte ihn seiner Wiedergenesung, da er dem Himmel sein eigenes werthloses Leben gegen ein so kostbares dargeboten habe. Es schien in der That, als hätte er seine eigene Lebenskraft in den welken Körper des Pabstes übergegossen. Er selbst starb den folgenden Tag, am 31. December, und der Pabst erhob sich wie aus dem Grabe.

Als er wieder zu Kräften kam, entwickelten sich sein Character und seine Politik allmälig. Im ersteren that sich Einfachheit, in der letzteren ein eifriger Reformsinn kund. Um von der ersten Eigenschaft, wie sie in seinen persönlichen Gewohnheiten hervortrat, einige wenige Worte zu sprechen, wird sich eine bessere Gelegenheit finden. Aber sie zeigte sich auf andere Arten. Seine Regierung wird, selbst wenn man ihre kurze Dauer in Anschlag bringt, weniger ausgezeichnet erscheinen als die seiner Vorfahren oder Nachfolger, weil es an großen öffentlichen Arbeiten fehlte. Dieß hat man jedoch, wenigstens theilweise, der so eben erwähnten Eigenschaft in seinem Character zuzuschreiben.

Ein eigenthümlicher Zug in dem monumentalen Rom ist die Chronik, die es an sich selbst von seiner eigenen Geschichte trägt. Manchmal beliebt es dem Fremden zu lächeln oder, je nach seinem Temperament, zu murren über das was er als eine pompöse Inschrift auf einer lumpigen Arbeit betrachtet; eine Marmorplatte in einem gewichtigen Rahmen, um eine Stütze oder einen Strebepfeiler, der an ein altes Monument gestellt worden, zu verewigen. Und doch hat dieß seinen verschiedenen Nutzen. Es ist eine traditionelle Gewohnheit, die manche Vortheile bietet. Wie sollen wir die

Geschichte eines alten Gebäudes besser erforschen als durch Inschriften, die in oder neben seinen Ruinen gefunden worden sind und die Namen seiner Wiederhersteller oder Derjenigen, die eine Säulenhalle oder frische Decoration hinzugefügt, vor Vergeßlichkeit bewahren? Wie können wir seine Form und Architectonik so genau erforschen, wie aus einer Schaumünze, auf welcher es von dem Kaiser oder der Familie, die es erbaute, wiederherstellte oder verschönerte, dargestellt worden ist? Wie sollten wir hinwiederum die dunkle Geschichte mittelalterlicher Denkmäler, ihre Zerstörung durch Zeit oder Feuer ausmitteln, ohne die rohen Verse oder die wunderlichen Notiztäfelchen, die darauf hingeschrieben oder ihnen angehängt worden? Und in der That würden wir wenig von dem Leben in den Catacomben und der Geschichte derselben erfahren haben, wenn die ersten Christen weniger gesprächig in Marmor gewesen wären, und es verschmäht hätten die Namen der Todten und die Gefühle der Lebenden auf Gips oder Stein einzukrazen.

Es ist also Tradition in Rom Predigten auf Steine zu übertragen, und wie wir jetzt dankbar sind für die Jahrbücher, die uns auf solche Art aus alten Zeiten übermacht worden, wollen wir uns auf gleiche Weise freuen, daß neue Epochen für die entfernte Nachwelt ähnliche Vortheile vorbereitet haben. Auch der Styl solcher Inschriften folgt den Abwechslungen des Geschmacks eben so entschieden als die Denkmäler, auf welche sie eingegraben sind. Sie sind factisch selbst artistische Denkmäler. Ueberdieß erspart es dem Besucher einer großen Stadt viel Mühe, wenn er auf einmal auf der Front jedes hohen Gebäudes seinen Namen, sein Alter, seinen Erbauer und seine Bestimmung in stattlichen Anfangsbuchstaben eingeschrieben sieht. Er kann ein Hospi-

tal nicht mit einem Kriegsministerium, eine Börse nicht mit einem Gerichtshof verwechseln. Er erfährt, welchen Heiligen eine Kirche geweiht ist, und wenn sie einen geschichtlichen Namen hat, so behält er ihn sogleich.

Sollte London je wieder eine Ruine werden, so könnten einige Gipsstücke den ungefähren Platz einer Dissentercapelle, und ein wunderliches altes Täfelchen könnte bescheidene Armenhäuser anzeigen, die von einem ausgezeichneten Kaufmann gestiftet worden. Die bleibenden Inschriften würden die Trümmer von Ladenfronten und Facias sein, nebst etlichen Messingplatten, welche die Namen eines Zahnarztes oder Zeichnungslehrers verkündeten, oder was Lord Macaulays niedlicher Neuseeländer für einen Erlaubnißschein zu irgend welchen gemüthlichen Fantasiespielen mit Knittel oder Faust, Stock und Ring halten würde.

Aber ob der Brauch gut oder schlecht ist, Leo XII nahm ihn einmal nicht an. Es wurde allgemein zu verstehen gegeben, daß er nicht erlauben würde seinen Namen auf irgend eines seiner Werke zu setzen. Man sagte sogar, er habe bei der Besichtigung einer hydraulischen Maschinerie auf dem Dach von St. Peter, um Wasser dahin zu bringen, als der Cardinal Erzpriester der Kirche, Galeffi, ihm eine Inschrift zeigte des Inhalts, daß dieß unter seiner Regierung geschehen sei, die Wegschaffung derselben verlangt.

Einige große Werke wurden allerdings während seiner Regierung unternommen, aber nicht vollendet, so daß der Ruhm, welchen die Menschen gewöhnlich dem Erfolg zukommen lassen, mit andern Namen in Verbindung steht. Aber sollte man ihm das Verdienst absprechen sie begonnen zu haben? Und ohnehin enthält die Kühnheit, welche erforderlich ist, um Etwas in einem edeln Maßstab zu entwerfen

und zu beginnen, in sich selbst den Keim der unermüdlichen Geduld, deren es zur Vollendung bedarf, oder sie ist vielmehr dieser Keim. Eine dieser großartigen Unternehmungen war die Wiederaufbauung der großen Ostianischen Kirche, die in den letzten Tagen seines Vorgängers vom Feuer verzehrt worden. Es zeigte sich bald, daß nicht ein einziger Theil des Gebäudes sicher war, daß man nicht einmal ein Mauerbruchstück stehen lassen durfte. Viele waren dafür, man solle blos den Altar in der Mitte und das Grab mit einer Kirche von mäßiger Größe überdecken, das große Schiff aber ein Palmyra in der Wüste sein lassen. Aber der heilige Vater hatte eine großsinnigere Anschauung. Trotz eines erschöpften Schatzes und schlechter Zeiten beschloß er das Werk der Wiederaufbauung nach dem ursprünglichen Maßstab des gewaltigen Hauses zu beginnen, das in goldener Mosaik den Namen seines heiligen Schutzpatrons, Leos des Großen, trug. Er appellirte wirklich an die Mildthätigkeit der Gläubigen in der ganzen Welt, und seinem Aufruf wurde großherzig entsprochen. Aber die auf solche Art gesammelten Summen genügten kaum für vorläufige Ausgaben. [1] Diejenigen die sich wie ich selbst an das endlose Stützen aller Theile der vom Feuer verzehrten Mauern erinnern und an das prächtige Gerüste, das vermöge seiner Stärke eine Armee getragen und vermöge seiner Bequemlichkeit und Sicherheit des Zugangs kein Kind in Gefahr gebracht haben würde, können sich denken, welche Schätze man verbrauchte, bevor ein Stein auf den Boden gelegt wurde. Aber mittlerweile brachten Brechstangen und Minen ungeheure Massen aus alpinischen Steinbrüchen, die Granitblöcke, welche die monolithnen Schäfte der Riesensäulen für das Schiff und die Chorgänge in allen

[1] 1,600,000 Franken.

vier Reihen bilden sollten, nebst den zwei noch colossaleren, die der Kaiser von Oestreich schenkte, um den Triumphbogen zu schützen, welcher zur Hochaltarstätte führt. Jeder hatte, nachdem er am Berg zugehauen worden, in die See hinabgeführt, auf ein Schiff von specieller Bauart geladen, um Sicilien herum in die Tiber gebracht und in der Front der Kirche gelandet werden müssen. Aber was die Subscriptionen trotz dem besten Willen nicht erreichten, das hat die Freigebigkeit späterer Päbste in reichlichem Maaße ergänzt. Das Werk ist jetzt ganz oder wenigstens beinahe vollendet, und die angestellten Sammlungen bilden nur einen sehr untergeordneten Punct im Budget der Ausführung.

Ein anderes großes und nützliches Werk, das erst unter der Regierung seines zweiten Nachfolgers zur vollständigen Ausführung gelangte, war die Hemmung der Verwüstungen, welche der Anio bei Tivoli angerichtet hatte. Dieser schöne Fluß, welchen jeder Reisende mit Begierde besucht, um ihn, nicht in seinem ruhigen Lauf, sondern in den zahlreichen Wasserfällen, worin er gebrochen herniederrauscht, zu bewundern, pflegte seine Berühmtheit auf Kosten der Annehmlichkeit und Wohlfahrt der Stadt zu erringen, durch welche er rauschte. Der praeceps Anio vergaß oft seine Gebührlichkeit und weigerte sich zu thun was der Themse befohlen wurde, sich immer zwischen seinen Ufern zu halten. Da er jählings nach dem Ort zustürzte, wo der Reisende ihn erwartete, nämlich der Sibyllenhöhle, wo er schäumte und mit betäubendem Gebrause sich selbst quälte, schwoll er manchmal an und durchbrach seine Schranken, die am Ufer stehenden Häuser sammt Straße, Mauer und Brücke wegfegend und sie nicht blos hinabschleudernd, sondern auch in einen ungeheuern Abgrund tragend, wo er sich selbst unter

dem Boden begrub. Mittlerweile erhob sich über dem tiefen kalten Thal, in welches Ihr hinabtauchet, um diese Mysterien von Anios Urne zu sehen, hoch auf einem Piedestal von scharf gehauenen Felsen und auf einem Thron von sammtnem Grün sitzend, wie eine in den tiefblauen Himmel hineingeworfene Zinne der graziöse Sibyllentempel, dieses herrliche Beispiel von Kunst, welche die Natur in vollkommener Harmonie von Schönheiten krönt. Einer der verrätherischen Ausbrüche des classischen Stromes kam im November 1826 vor. Er war zerstörender als gewöhnlich, und die Verwüstungen, die er anrichtete, der Schaden, welchen er den Umwohnern brachte, waren außerhalb des Bereichs localer Hilfsmittel. Der Pabst gab augenblicklich Befehle zu kräftiger Ausbesserung, und zwar in einem Maßstab, der Sicherheit gegen künftige Wiederholung der Calamität darbieten würde. Ein großer Theil wurde ausgeführt, und im October des folgenden Jahres ging der Pabst seinem Gebrauche gemäß, ohne es vorher wissen zu lassen, hin, um den Fortschritt seiner Arbeiten zu beaugenscheinigen. Man kann sich wohl denken, welchen Jubel dieser unerwartete Besuch bei den Bewohnern jener armen, aber industriösen und hübschen Stadt hervorrufen mußte. Das Volk schaarte sich um ihn und begleitete ihn in die Cathedrale, wo er nach der üblichen Segensertheilung die Geistlichkeit und das Volk des Platzes in seiner Sacristei empfing.

Später wurde es nöthig gefunden eine kühnere und wirksamere Maßregel zu ergreifen, nämlich einen doppelten hohen Tunnel durch den harten Travertinfels zu hauen und den Hauptstrom abzuleiten, bevor er die Stadt erreicht. Diese cunicoli, wie sie genannt werden, bilden eines der großartigsten Werke, die unter der Regierung Gregors XVI

geschaffen wurden. Sie sind des kaiserlichen Roms würdig, kühn, hoch, luftig und vollkommen vollendet. Statt die Naturschönheiten von Tivoli zu verringern, haben sie es mit einem weitern Wasserfall von großer Höhe bereichert, denn sie ergießen ihren Strom in einer einzigen Fläche in das jenseitige Thal, und wenn die Zeit seine Ufer mit Gebüschen und seine Steine mit Moos bekleidet haben wird, so wird es nicht leicht sein in dem Werke die Hand des Menschen zu erkennen, wofern nicht eine passende und wohl angebrachte Handschrift seinen Urheber anzeigt. Eine der jährlichen Medaillen, die unter Gregors Regierung geschlagen wurden, erwähnt es nicht blos, sondern stellt es sogar dar.

Hier sind Beispiele von wichtigen Unternehmungen, auf welche der Name Leos hätte eingeschrieben werden können, wenn er es gewünscht hätte. Er blieb auch darin hinter seinen Vorgängern nicht zurück, daß er dem gewöhnlichen und characteristischen Fortschritt in Allem was die Kunst betrifft die gebührende Aufmerksamkeit schenkte. Die Bibliothek, das Museum, Ausgrabungen, öffentliche Denkmäler wurden eben so beharrlich vermehrt und weitergeführt wie zu irgend einer andern Zeit. Seine Regierung war somit keineswegs eine stagnirende, wenn man auch vergebens nach Erinnerungen an ihre Werke suchen mag. An Beweisen wird es uns im Verlauf unserer Darstellung nicht fehlen.

Drittes Capitel.

Fortsetzung.

Die Politik des Pabstes beurkundete einen thätigen Reformsinn. Dieser durchdrang alle Theile seiner Regierung, von der allgemeinen Verwaltung an bis zu geringen Details. Er stellte die Staatsfinanzen unter eine strenge Verwaltung und brachte sie in einen solchen Zustand, daß er in Bälde eine bedeutende Steuererleichterung eintreten lassen konnte. Unmittelbar nach seiner Krönung schaffte er mehrere Auflagen ab; im März 1824 und Januar 1825 wurden noch weitere Herabsetzungen in Steuern vorgenommen, die ungleich auf besondern Classen lasteten. Wenn ich mich recht erinnere, betrafen einige dieser Abschaffungen die Privateinkünfte des Pabstes bedeutend. Was die Herabsetzungen noch auffallender machte, war, daß man sie Angesichts bedeutender Ausgaben vornahm, die aus Veranlassung des Jubelfestes in unmittelbarer Aussicht standen. Aber diese störten das Gleichgewicht des financiellen Sistems so wenig, daß der Pabst sich vielmehr am Schlusse desselben, d. h. am 1. Januar 1826 in den Stand gesetzt sah die Eigenthumssteuer in seinen Staaten um fünfundzwanzig Procent herabzusetzen.

Da dieß die schwerste und hauptsächlichste aller Steuern war, welche das Land und seine Bewohner drückten, so lag in dieser Maßregel die Beseitigung einer allgemeinen Last und eine Erleichterung für alle Arten von Industrie und Capital.

Es wurde allgemein angenommen, daß der Pabst eine andere höchst wohlthätige Maßregel im Schild führe, und daß er vermöge der strengen Sparsamkeit, deren Seele sein

Schatzmeister Cristaldi war, beinahe die ganze zur Ausführung erforderliche Summe auf die Seite gelegt habe. Dieß war die Wiedererwerbung der großartigen Ländereien in den päbstlichen Staaten, welche der Wiener Congreß unter Vorbehalt des Rückkaufs der Familie Beauharnais zugewiesen hatte. Sämmtliches Land, das religiösen Körperschaften gehört hatte, mit Einschluß vieler großen und edlen Klöster in verschiedenen fruchtbaren Provinzen des Nordens, war dem Prinzen Eugen als eine Dotation gegeben worden, die auf seine Familie übergehen sollte. Die Unannehmlichkeiten und Nachtheile, die aus dieser höchst willkürlichen Anordnung erwuchsen, waren zahlreich und augenscheinlich. Nicht blos wurde ein gigantisches Sistem des Absenteismus für immer im Herzen des Landes eingeführt und ein sehr bedeutendes Einkommen, das man auf andere Weise aus dem Platz erzielen konnte, außer Lands gelassen, sondern es wurde auch ein ungebührlicher Einfluß auf eine sehr empfängliche Bevölkerung geschaffen, da die Verwalter des Eigenthums weitgehende Patronatsrechte besaßen. In jeder größeren Stadt enthielt irgend ein geräumiges Gebäude die Bureaux des appannaggio, wie es genannt wurde, mit einem Stab von Steuereinziehern, Schreibern, Aufsehern und höhern Beamten, und beinahe in jedem Dorf befand sich ein Zweig von diesem kleinen Kaiserreich, um die Güter und auch die kleineren Meiereien früherer Klostergesellschaften zu verwalten. Ueberdieß waren viele der Beamten Ausländer, deren Religion in entschiedener Antipathie gegen die der Eingeborenen stand, und deren Moral die Bevölkerung weder erbaute noch besser machte.

Einen solchen unnatürlichen und abnormen Zustand loszuwerden konnte allen Parteien nur wünschenswerth erscheinen.

Für die päbstliche Regierung und für die Einwohner dieser Provinzen war er ein beständiger Dorn im Auge, ein Pfahl im Fleisch. Eine ungeheure Masse von Eigenthum, das nur im Ganzen veräußert werden durfte und mit den Besitzungen der Einwohner vermischt war, hemmte den freien Lauf der Güterspeculation durch Austausch oder Kauf, und hielt die Concurrenz überwältigender Hilfsmittel aufrecht, die nichts weniger als gut zur Cultur und Verwaltung angewandt wurden. Für den Inhaber des Gutes mußte seine Besitzart sehr unbefriedigend sein. So fern von seinem Wohnsitz und seinen andern Ländereien abgelegen, mußte es einer lästigen und verwickelten Verwaltung überlassen werden, die über ein großes Gebiet zerstreut war und ohne Zweifel einen bedeutenden Theil des Nutzens verschlang.

Es lag also in den Interessen der finanziellen Oeconomie Leos diesen werthvollen Theil seiner Besitzungen von dem Fremdling zurückzukaufen. Hätte seine Regierung einige Jahre länger gewährt, so würde es ihm wahrscheinlich gelungen sein; allein sein Nachfolger hatte den Thron zu kurze Zeit inne, um viel zu Stande bringen zu können, und die Revolution, die gerade im Augenblick von Gregors Thronbesteigung ausbrach, verschlang bald den ganzen Vorrath der Schatzkammer und zerrüttete die Finanzen des Landes auf viele Jahre.

Gleichwohl wurde er in einer spätern Periode (1845) in den Stand gesetzt dieß Werk auszuführen. Unter päbstlicher Genehmigung bildete sich in Rom eine Gesellschaft, bei welcher der höchste Adel sich betheiligte und die Leitung übernahm, um die ganze Apanage zurückzukaufen. Bald waren genügende Mittel aufgebracht; die festgesetzte Summe wurde bezahlt; das Land wurde von der fremden Macht ge-

säubert, und die Güter ließen sich an benachbarte oder andere Eigenthümer zu billigen Preisen verkaufen. Eine allmälige Liquidation für das Land und die darauf stehenden Actien wurde gestattet, und auf diese Art haben viele Familien ihre früheren Besitzungen ansehnlich vergrößert.

Neben dieser materiellen Verbesserung des finanziellen Zustandes seiner Staaten lenkte der Pabst seine Aufmerksamkeit auf viele andere Puncte der Regierung. Bald nach seiner Thronbesteigung ließ er eine neue Gesetzsammlung bekannt machen. Dieß geschah durch das Motu proprio vom 5. October 1824, dem ersten Jahrestag seiner Krönung. Das Werk führt den Titel Reformatio Tribunalium und beginnt mit der Erzählung, daß Pius VII im Jahr 1816 eine aus geschickten Advocaten bestehende Commission, um das Proceßverfahren zu reformiren, ernannt, und daß er bei seiner eigenen Thronbesteigung eine gründliche Revision ihrer Arbeiten angeordnet habe. Nachdem man sich große Mühe gegeben, um das Werk zu verbessern und zu vollenden, war es einer Versammlung von Cardinälen vorgelegt und von denselben gutgeheißen worden. Aber der Pabst fügt hinzu, daß er ganz besonders die Herabsetzung der Advocatengebühren und Proceßkosten gewünscht habe, und daß er bereit sei aus den Staatsmitteln jedes Opfer zu bringen, das nöthig erscheine, um seinen Unterthanen wohlfeile Justiz zu verschaffen.

Das Erziehungswesen in seinen höchsten Zweigen war ein weiterer Gegenstand seiner Sorgsamkeit. Die päbstlichen Staaten enthielten mehrere Universitäten nebst andern Erziehungsplätzen, welche die Natur solcher Institute theilten und die Vorrechte derselben besaßen. Durch die am 28. August 1824 erlassene Bulle Quod Divina Sapientia reorga-

nisirte Leo das ganze Universitätssystem. Die Universitäten von Rom und Bologna bildeten die erste Classe. Ferrara, Perugia, Camerino, Macerata und Fermo hatten Universitäten von geringerem Rang. Die von der ersten Classe hatten je achtunddreißig, die von der zweiten siebzehn Lehrstühle.

Wir wollen Rom als Beispiel für die erste Classe aufstellen. Die Universität daselbst bestand aus einer theologischen, einer medicinischen, einer juridischen und einer philosophischen Facultät oder aus den betreffenden Collegien, wie sie in Italien genannt werden, wozu noch eine andere Facultät unter dem Titel die philologische gefügt wurde. Alle wurden vollständig neu hergerichtet. Das philosophische Collegium begriff nicht blos alle Zweige der Mathematik, sondern auch Genie — und Ingenieurwesen in sich. Ein junger Mann konnte sich zum Examen melden und Grade in dieser Facultät erlangen. Und so konnten in der philologischen Abtheilung Grade in allen Sprachen genommen werden, wofür Lehrstühle da vorhanden sind, d. h. in der griechischen, hebräischen, syro-chaldäischen und arabischen. Die Mitglieder der Facultäten waren nicht blos Universitätsprofessoren, sondern ausgezeichnete Männer in den Fächern, welche sie in andern Institutionen der Stadt oder auch im Privatleben vertraten.

Eine besondere Congregation wurde für die oberste Beaufsichtigung in den päbstlichen Staaten unter dem Titel Studiencongregation geschaffen. Ihre Aufgabe ist Aenderungen, die von den verschiedenen Facultäten gewünscht werden, gutzuheißen, zu verbessern oder zu verwerfen, die vacanten Lehrstühle zu besetzen und über die Disciplin, die

Moral und die Grundsätze aller Universitäten und anderer Schulen zu wachen.

Gewiß ist, daß diese kräftige Organisation dem Studium einen neuen Impuls gab. Aus allen Theilen Italiens und von andern Ländern strömten Schüler herbei, die sich nicht damit begnügten die jährlichen Preise zu erlangen, sondern auf Erreichung von Graden hin studirten, die nicht blos für sehr ehrenvoll galten, sondern auch eine werthvolle Berechtigung zur Erlangung von Lehrstühlen oder andern Beförderungen bildeten. Unter seinen früheren Zuhörern im Verlauf von zwei Jahren kann der Verfasser jetzt einen Patriarchen von Jerusalem, einen Bischof, einen Generalvicar auf einem ausgezeichneten Sitz, vier Universitätsprofessoren und wenigstens einen Professor an einer großen öffentlichen Anstalt aufführen. Mit diesen ist er seitdem wieder zusammengekommen oder hat von ihnen gehört. Von Andern zweifelt er bei ihrer ausgezeichneten Befähigung durchaus nicht, daß sie gleichfalls zu hohen Stellungen gelangt sind.

Aber eine wichtigere Verbesserung wurde durch diese Einrichtung herbeigeführt. Mit Ausnahme einiger wenigen theologischen Professuren, die seit langer Zeit im Besitz von Mönchsorden gewesen, wurden alle Lehrstühle der öffentlichen Bewerbung eröffnet. [1] Wenn eine Stelle durch Tod oder Veraltung erledigt wurde, so mußte davon öffentliche Anzeige gemacht und ein Tag für das schriftliche Examen solcher Bewerber festgesetzt werden, die genügende Leumundszeugnisse eingeschickt hatten. Der einzige Grund für eine Ausnahme und Bevorzugung war, wenn ein Bewerber über den betref-

[1] Professores in posterum deligantur per concursum. Tit. V No. 53.

fenden Lehrgegenstand ein solches Buch veröffentlicht hatte, das einer Examensarbeit gleichgeachtet werden konnte und die Befähigung des Verfassers zu der gewünschten Professur darthat.[1] Ueberdieß machte der Pabst die Besoldung dieser Stellen zu besseren Gegenständen des Ehrgeizes, indem er sie bedeutend erhöhte. Er war in der That höchst edelmüthig in Anschaffung von Mitteln für die höhere Erziehung seiner Unterthanen, der Laien sowohl als der Geistlichen. Während er der Gesellschaft Jesu die Schulen des großen römischen Collegiums zurückgab, das seit Clemens XIV in den Händen der Weltgeistlichkeit gewesen, stiftete und begabte er, unter der Oberaufsicht der Letzteren Classen im alten deutschen Collegium, wo die Erziehung beinahe mit ihren ersten Anfangsgründen beginnt und den höchsten Punct geistlicher Gelehrsamkeit erreicht.

Es wird nicht unintereſſant sein hinzuzufügen, daß Leo XII die Werke Galileis und Anderer von ähnlichem Character aus dem Index streichen ließ in der Ausgabe, die während seiner Regierung veröffentlicht wurde.

Da von kirchlichen Angelegenheiten die Rede ist, so würde es eine Ungerechtigkeit gegen diesen Pabst sein, wenn man nicht auch anderer Verbesserungen gedächte, die sein reformatorischer Geist ausgeführt hat. Er machte eine neue Eintheilung der Pfarreien von Rom. Dort wie anderswo bestanden große Ungleichheiten in der Arbeit und in der Belohnung der Pfarrer. Die reicheren Viertel der Stadt waren natürlich im Vergleich einträglicher als diejenigen wo das Elend herrschte, und doch waren in den letzteren die Ansprachen an Mildthätigkeit am dringendsten. Leo machte eine neue Eintheilung der Kirchspiele; von einundsiebzig vor-

[1] Tit. V. No. 70.

handenen Pfarrkirchen hob er siebenunddreißig, die zum Theil sehr klein oder zu nahe bei einander waren, auf und behielt nur vierunddreißig bei. Zu diesen fügte er noch neun, so daß die Gesammtzahl dreiunddvierzig betrug.[1] Ueberdieß machte er ihre Einkünfte gleich, so daß, wo das Einkommen des Pfarrers nicht eine bestimmte zu einem anständigen Leben als nothwendig erachtete Summe erreichte, aus andern von der Regierung garantirten Mitteln der erforderliche Zuschuß geleistet wurde. Jedermann mußte diese gerechte Reform gutheißen. Aber es ist nicht mehr als billig hinzuzufügen, daß auf diese Art Nichts erreicht wurde, was an Reichthum gränzte. Geistliche Wohlhabenheit ist in Rom unbekannt, und das Einkommen eines römischen Pfarrers würde als ein armseliger Gehalt für einen Londoner Geistlichen erscheinen.

Als diese neue Eintheilung vor sich ging, war eine Anecdote zu Rom im Umlauf. Der Pabst beabsichtigte in seinen Plänen die Chiesa nuova zu einer Pfarrkirche zu machen. Sie gehört den Vätern des Oratoriums und war, wie alle Welt jetzt weiß, von St. Philipp Neri gestiftet worden. Man sagte, der Superior des Hauses habe ein autographisches Memorial des Heiligen an den Pabst seiner Zeit, die Bitte enthaltend, daß seine Kirche nie eine Pfarrkirche werden möge, genommen und dem heiligen Vater gezeigt. Und darunter stand das Versprechen des Pabstes, ebenfalls von seiner eigenen Hand, daß dieß nie geschehen solle. Dieser Pabst war St. Pius V. Leo verbeugte sich vor solchen Autoritäten, sagte, er könne nicht gegen zwei Heilige kämpfen, und änderte seine Pläne.

Eine andere kirchliche Veränderung, die er einführte,

[1] Bulle Super Universum, 1 Nov. 1824.

betraf die religiösen Körperschaften. Außer den größeren Häusern verschiedener Orden waren mehrere kleine Filialgemeinden da, die auszusterben schienen, und in denen es schwer war die vollständige mönchische Observanz aufrecht zu erhalten. Er traf Maßregeln diese allmälig aufzuheben, indem er den gegenwärtigen Mitgliedern erlaubte in ähnliche oder verwandte Institute zu treten, widrigenfalls ihre Gemeinschaft dadurch aufgelöst werden sollte, daß sie keine Novizen mehr annehmen dürften. Eine solche Maßregel hatte natürlich ihre Tadler; aber sie wurde gewiß in der aufrichtigsten Absicht unternommen- die religiöse Observanz aufs Stärkste einzuschärfen.

Es dürfte viele Leser nur wenig interessiren den vollen Umfang der Reformen zu erfahren, welche dieser Pabst im Auge hatte. Aber selbst Diejenigen die Gleichgültigkeit gegen Alles heucheln was Rom und seine souveränen Bischöfe betrifft, werden sich nicht gegen Beweise auflehnen, welche darthun, daß Einer von ihnen den aufrichtigen und energischen Wunsch hegte Mißbräuche, selbst in scheinbar unbedeutenden Dingen, abzuschaffen.

Einige dieser Reformen wurden allerdings von keiner Popularitätssucht eingegeben. Sie waren entschieden unpopulär sowohl bei Ausländern als bei Eingebornen.

Er hob zum Beispiel für immer eine der eigenthümlichsten und schönsten Scenen auf, die mit den Verrichtungen der Charwoche in Verbindung stehen. Am Abend des Gründonnerstags und des Charfreitags pflegte die St. Peterskirche durch ein wundervolles Lichtkreuz, das man vom Dom herabhängen ließ, illuminirt zu werden. Dieses künstliche Meteor warf einen Strahlenglanz auf den Altar, wo alle andern Lichter ausgelöscht wurden, und sogar um das Grab

der Apostel, wo am einen Abend gewisse Gebräuche vollzogen werden; es beleuchtete glänzend den Balcon unter der Kuppel, von welchem herab ehrwürdige Reliquien gezeigt werden; es sandte eine Lichtfluth über jeden offenen Raum hin, übergoß jeden hervorragenden Punct, jede Ecke mit Strahlenschein und ließ jenseits scharf abgeschnittene Schatten zurück. Es war ein solcher Effect von chiaro-oscuro — das glänzendste chiaro und das dichteste oscuro — daß jeder Künstler seine Augenwaide daran hatte. Kurz es war unendlich schön; es zog Menschenmassen herbei, welche blos kamen, um die großartigen Effecte zu sehen. Während Pilger aus dem Süden dicht gedrängt in der Mitte der Kirche knieten, spazierten Reisende aus dem Norden in dem wundervollen Licht, seine unvergleichlichen Effecte studirend, in die dunkeln Winkel hineinsehend, dann hineintretend, dann sich darin versenkend, um wieder in einen Sonnenschein hervorzutreten, der durch keine Dämmerung vermittelt war. Und während sie alles das thaten, plauderten und lachten sie, bildeten schwatzhafte Gruppen, schlenderten endlich müssig weiter und behandelten alles das, was so feierlich angelegt war, ganz leichthin. Man mußte sich betrüben und ärgern, wenn man eine solche Aufführung sah, ja man mußte sich schämen über dieses grobe Benehmen, wenn gut gekleidete Leute nicht im Stande waren auf die heiligen Gefühle Anderer so viel Rücksicht zu nehmen, daß sie sich im großen St. Petersdom eben so aufführten wie in der alten St. Paulskirche.

Zum Unglück für künftige Geschlechter wurde es für unmöglich gehalten dieser Unordnung auf eine andere Art zu steuern, als daß man ihre Ursache beseitigte. Das illuminirte Kreuz, das aus stark polirten und mit Lampen besetzten Kupferplatten gemacht war, verschwand im Anfang

von Leos Regierung auf seine Befehle, und man hat es seitdem mit einer einzigen Ausnahme, als die republicanischen Führer ein profanes Schauspiel damit aufführten, ruhig in den Plunderkammern des Vaticans liegen gelassen.

In den zwei päbstlichen Capellen waren seit langer Zeit erhöhte Sitze eingeführt worden, zur besondern Bequemlichkeit für fremde Damen, welche von da aus den am Altar verrichteten Ceremonien folgen konnten. Das auf solche Art verliehene Vorrecht war schmählich mißbraucht worden. Man erlaubte sich an der heiligen Stätte nicht blos ein leichtsinniges und unehrerbietiges Benehmen, man begnügte sich nicht zu kichern und laut zu schwatzen, sondern man aß und trank sogar da. Vorstellungen waren vergeblich gewesen, ebenso andere Vorsichtsmaßregeln mit Einlaßkarten und Beaufsichtigung. Eines schönen Tages fanden die Ladies, als sie ankamen, die erhöhte Plattform nicht mehr; die Sitze waren niedrig auf dem Boden, ausreichend für Diejenigen welche kamen um zu beten und am Gottesdienst Theil zu nehmen, ganz nutzlos für Diejenigen die blos in halsstarriger Unwissenheit herumschauen oder ihren verkehrt boshaften Spott treiben wollten.

Diese Rücksicht auf das schönste Gotteshaus dehnte der Pabst auf alle anderen Kirchen aus. In jeder hatte er einen Schweizer aufgestellt, um Ordnung zu halten, künstlerische oder neugierige Spaziergänge zu ungeeigneten Zeiten zu verhindern und zur Bestrafung jedes ungebührlichen Benehmens mitzuwirken. Bescheidene Kleidung wurde ebenfalls eingeschärft und in der Kirche zur Pflicht gemacht.

Dieß waren keine populären Maßregeln; und sie machten den Pabst Leo XII nicht zum Liebling der Reisenden, die ein Recht in Anspruch nahmen ganz beliebig mit Dingen

zu schalten und zu walten, die ihnen nicht gehörten. Aber noch weit über die Aufhebung einer allgemein populären Einrichtung wie das Lichtkreuz war, ging eine andere Maßregel, die unter dem Volk großen Zorn erregte. Obgleich die Italiener im Vergleich mit andern Nationen nicht als unmäßig betrachtet werden können, und ihre gewöhnlichen leichten Weine nicht so schnell zu Kopfe steigen wie schwerere Getränke, so sind sie doch große Freunde der osteria und bettola, wo sie stundenlang sitzen und schlürfen, gerade weil ihr Getränke so nüchtern läßt. Hier wird die Zeit vergeudet und eine schlechte Unterhaltung geführt; hier werden dumme Erörterungen erhoben, die lärmende Zänkereien herbeiführen, deren Mißton grimmige Leidenschaften und zuweilen tödtlichen Haß entzündet. Gelegentlich folgt sogar noch Schlimmeres: von der Zunge, die scharf ist wie ein Schwert, fliegt die innere Wuth zu dem noch schärferen Stahl, der in der Weste oder in den Beinkleidern lauert, und der von einer Todeswunde durchbohrte Körper, der auf der Schwelle des Wirthshauses liegt, beweist die tödtliche Leidenschaftlichkeit, wozu ein Streit beim Weinglas führen kann.

Um diesem Unfug zu steuern und die socialen und häuslichen Uebel zu curiren, zu welchen das Wirthshaus, was man auch darin verkaufen mag, immer führt, kam der Pabst auf den Plan diese Häuser auf das zu beschränken, was ihr Name im buchstäblicheren Sinn des Wortes bedeutet. In der osteria durfte noch Wein verkauft werden, aber es war verboten ihn dort zu trinken. Unmittelbar innerhalb der Thüre war eine vergitterte Abtheilung, durch welche Wein herausgereicht und Geld empfangen werden konnte, aber es war keine Gelegenheit zum Sitzen da und nur wenig Raum zum Stehen. Man hoffte, dieß würde die Leute

veranlassen ihre Erfrischungen daheim zu nehmen und mit ihren Familien zu theilen, während Trinkgelagen so wie den Anreizungen zu langer Fortsetzung derselben und zu vielen bösen Händeln ein Ende gemacht würde. Diese Maßregel warf einen Theil der Menge zum Hause hinaus, statt daß sie drinnen Schutz fand, und verursachte, daß man sich um die Kneipenthüre herum versammelte; aber eine schwüle Sonne oder ein scharfer Regenschauer oder eine kalte Winternacht zerstreute die Leute schnell, und es stand zu hoffen, daß die Zeit bald den ersten Unmuth beschwichtigen würde, der sich Luft schaffte. Gleichwohl war nichts unpopulärer als diese Maßregel, die Einführung der cancelletti, wie man sie nannte, und die Gitterchen wurden daher unmittelbar nach dem Tode des Pabstes wieder abgeschafft.

Diese Beispiele werden darthun, wie wenig er sich bei Erfüllung seiner Pflicht um den lieblichen Wind der Volksgunst bekümmerte. Einige andere Bestimmungen seines Testaments werden zeigen, wie sehr diese Strenge, wodurch er die Laster der Armen zu heilen oder ihnen zu steuern hoffte, mit Güte und Mildherzigkeit gepaart war. Bald nach seiner Thronbesteigung hatte er eines Abends seine Audienzen vollendet, als er einen seiner Hausprälaten, der außerhalb des Palastes wohnte und jetzt Cardinal ist, fragte, ob sein Wagen unten stehe. Auf seine bejahende Antwort sagte der Pabst, er wolle darin ausfahren, warf einen Mantel um, ging eine geheime Treppe hinab und fuhr nebst seinem edlen Begleiter nach der Taubstummenschule, wo eine Prüfung gehalten werden sollte. Ein solches Ereigniß war noch nie erhört worden, und wir können uns denken, mit welcher Wonne und Dankbarkeit Schüler und Lehrer diese höchst unerwartete Ueberraschung aufnahmen. Er wohnte den

Prüfungen bei und theilte dann mit seinen eigenen Händen die Preise aus, die er mitgebracht hatte.

Dieses erste Beispiel wurde oft wiederholt, aber es wurde noch weiter geführt, sogar bis zu den untersten Schichten des Elends. Er besuchte die Gefängnisse, nicht blos um große Verbesserungen anzusehen, die er darin einführte, sondern auch um mit ihren unglücklichen Bewohnern zu sprechen und ihre Leiden zu erleichtern. So erschien er plötzlich im Schuldgefängniß auf dem Capitol, fragte persönlich über Fälle schweren Ungemachs und entließ mehrere Gefangene, deren Schulden er auf sich nahm. Auch die Spitäler wurden unerwartet besucht und ihre Bewohner getröstet durch die freundliche Gegenwart und beschwichtigende Worte ihres heiligen Pabstes.

Um jedoch für die gerechte und wirksame Verwaltung mildthätiger Stiftungen zu sorgen, von denen viele für werthlose Gegenstände verschwendet oder in den kleinen Sümmchen besonderer Verwaltungen verschleudert wurden, ernannte er eine Commission von hohen Geistlichen und unbescholtenen Laien, um sämmtliche Almosenfonds von Rom zu consolidiren und für ihre billige Vertheilung Sorge zu tragen. Dieses edle Institut, das unter dem Namen Congregazione dei Sussidj bekannt ist, wurde durch ein Decret vom 17. Februar 1826 organisirt. Diesem Decret war eine schöne Unterweisung für pfarrgemeindliche Commissionen beigefügt, die unter diesem Ausschuß standen und an deren Spitze sich ein Herr und eine Dame aus dem Kirchspiel befanden. Man kann sich nichts Herzlicheres oder Liebevolleres gegen die Armen denken als diese wahrhaft bischöfliche und väterliche Anweisnng.

Eine Gemeinde von Franciscanerinnen, die durch ihre

strenge Observanz ausnehmend erbaulich wirkten, wohnte erbärmlich in einer steilen schmalen Straße hinter dem Quirinal und war nicht im Stand ihren Ordenspflichten genau nachzukommen, weil sie auswärts keine Kirche hatte. Die Geistlichen des englischen und schottischen Collegiums sorgten oft für ihre geistlichen Bedürfnisse, und es ist das Vorrecht des Verfassers gewesen dieß zu thun. Eines Tages während der größten Sommerhitze, als Jedermann mit Einschluß der Nonnen die kurze Ruhe der Tageszeit genoß, erdröhnte auf einmal das holperige Pflaster des Gäßchens unter dem ungewöhnlichen Getöse und Gerassel von Pferdehufen und Wagenrädern. Ein ungeduldiges Geklingel benachrichtigte die Gesellschaft, die nicht auf die Straße sehen konnte, daß all dieser Lärm ihr gelte. „Was gibts? wer wünscht Etwas zu dieser Stunde?" fragte die aufgeschreckte Schließerin. „Der heilige Vater ist gekommen, um Euch zu besuchen," war die Antwort. Ohne Zweifel waidete sich der Pabst im Stillen an dem Schrecken und zugleich der Freude, der Verwunderung und Bestürzung der armen Schwestern über diesen höchst unerwarteten Beweis von väterlicher Sorgfalt. Er untersuchte das Haus selbst und sah, daß es seinen Zwecken nicht entsprach; nachdem er dann vertraulich und gütig mit ihnen gesprochen, fuhr er wieder fort und ließ sie sehr getröstet zurück.

Ein vortreffliches und geräumiges Kloster in der Nähe des schönen Brunnens, der den Reisenden unter dem Namen Tartarughe, das heißt Schildkröten, wohl bekannt ist, war damals unbewohnt. Es hatte alle Erfordernisse für eine abgeschlossene Gesellschaft und stand mit einer eleganten Kirche in Verbindung, die dem heiligen Ambrosius geweiht war, und von der man vermuthet, daß sie auf derselben

Stelle stehe, wo er gewohnt hatte. Dieses Kloster hatte Leo vollkommen wiederherstellen und in Ordnung bringen lassen. Als nun Alles vorbereitet und der Tag zur Besitzergreifung festgesetzt war, wurden die braven Nonnen von einer Anzahl Damen des römischen Adels, die sich stets zu solchen guten Handlungen bereit finden lassen, besucht und in ihren Carrossen nach dem Vatican gebracht, wo ihnen ein nach ihren Begriffen äußerst prächtiges Mahl vorgesetzt wurde, worauf sie den Segen des Pabstes empfingen und sich ziemlich lang an seiner liebenswürdigen Unterhaltung erfreuen durften. Dann wurden sie in ihre neue Wohnung geführt, wohin man ihre Möbel geschafft hatte. Es war interessant die Nonnen zu hören, wenn sie diesen Tag beschrieben: ihre Verwunderung, als sie nach jahrelanger Abgeschlossenheit durch die Straßen gingen; ihre Blendung und heilige Scheu im Vatican und in seiner Kirche, welche sie besuchten; ihre Wonne, als sie sich in einem so geräumigen und passenden Hause fanden; ihre Freude, als nach einem für sie beschwerlichen und mühsamen Tage ihre freundlichen Gäste alle Abschied genommen hatten, und sie ihre Thüren auf immer für die äußere Welt verschlossen; und dann zuletzt ihren Jammer, als sie sich ohne alle Nahrung fanden, krank und schwach wie sie waren, zumal da ihnen Verwirrung und Ehrfurcht nicht gestattet hatten sich an den päbstlichen Erfrischungen recht zu erlaben. Dieß allein war übersehen worden, und nur eine einzige Nonne, die wahrlich einen Platz unter den fünf klugen Jungfrauen der Parabel verdiente, hatte ein Körbchen mit einfachen Lebensmitteln gebracht, die sie indeß bereitwillig mit ihren hungrigen Genossinnen theilte.

So liebte Pabst Leo Gutes zu thun. Es machte ihm

Freude die Leute zu überraschen und mit eigenen Augen zu sehen; manchmal freilich, wie oft erzählt wurde, mit einem ganz andern Resultat als in dem so eben angeführten Falle.[1]

Ehe wir dieses Capitel schließen, dürfte es gerathen sein noch einige weitere Handlungen zusammenzuwerfen, die mit seinem Gegenstand wenigstens entfernt in Verbindung stehen und anderswo vielleicht nicht so gut eingeschaltet werden könnten.

Da seiner Aufmerksamkeit für die Fortschritte der Kunst, worin er mit all seinen großen Vorfahren gleichen Schritt hielt, bereits gedacht worden ist, so dürfte es nicht unpassend sein einige Beispiele zu specificiren. Die Vaticansbibliothek verdankt ihm sehr werthvolle Bereicherungen. Die wichtigste vielleicht ist die Cicognarasche Sammlung von Werken, die sich auf die Kunst beziehen. Der Edelmann, dessen Eigenthum sie war, ist wohl bekannt durch eine prächtige Geschichte der Sculptur, ein Werk, wodurch er sich eine Stelle neben Winkelmann und Agincourt erworben hat. Um dieses Buch zusammenzuschreiben, hatte er natürlich höchst werthvolle und kostbare Werke über jedes Gebiet der Kunst gesammelt. Bei seinem Tode wurde diese Sammlung feilgeboten. Der Pabst kaufte sie und schenkte sie der Vaticansbibliothek. Ueberdieß ver-

[1] Man erzählte häufig eine Geschichte, deren Wahrheit hier nicht verbürgt werden kann, wie er zu derselben ungebührlichen Stunde in die Kirche eines Mönchsklosters gefahren sei, von welchem man vermuthete, daß es nicht gut gehalten werde. Er war darin, ehe die Mitglieder des Hauses geweckt wurden, und kniete auf der einfachen Bank oder dem Genuflessorio vor dem Altar nieder. Dann ging er in das Haus und unterhielt sich mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit. Beim Abschied wagte man eine zarte Bitte um irgend ein Erinnerungszeichen an seinen Besuch. Er antwortete, er habe an der Stelle, wo er gekniet, eines zurückgelassen. Als sie hinkamen, fanden sie Leo XII in den Staub eingeschrieben, der das Betpult bedeckte.

mehrte er ihre reichen Schätze mit vielen Tausenden von Bänden, so daß man ihren ungeheuren Räumen noch neue Zimmer einverleiben mußte. Die classische Abtheilung wurde ganz besonders vermehrt.

Während dieser Regierung geschah es auch, daß der Keim zum neuen prächtigen etruscischen Museum gelegt wurde. Denn die Ausgrabungen und Studien in den Gräberstätten, die sich noch auf den Gränzen Toscanas befinden und zu den alten etruscischen Städten gehören, wurden unter diesem Pabst mit besonderem Eifer betrieben.

Er zeigte sich in der That als Beschützer der Kunst vollkommen eben so groß wie irgend ein anderer seiner Vorgänger, aber er ließ es sich sehr angelegen sein, daß die Moralität dadurch keinen Schaden leiden solle. Eine von seinem Vorgänger in der neuen Gallerie aufgestellte Gruppe von Statuen verschwand nach seinem ersten Besuch, und eben so allmälig andere antike Sculpturwerke, woran christliche Sittsamkeit sich stoßen konnte. Als eine prächtige Sammlung von Kupferstichen, Canovas Werke darstellend, veranstaltet worden war, kaufte er die Platten mit ungeheuren Kosten, ich glaube in Florenz, damit er solche, die sich mit einer zarten Moral nicht vertrugen, beseitigen und zerstören konnte.

Unter seinen Werken darf eines nicht vergessen werden, das auf einer seiner jährlichen Medaillen erwähnt ist, die schöne Taufcapelle, welche er der Kirche von Santa Maria Maggiore beifügte, und die mit dem kostbarsten Marmor geschmückt und mit ausgesuchtem Geschmack gebaut ist.

Aber zum Schluß will ich als Beispiel für seine gutherzige Natur und seine Freundlichkeit einen eigenthümlichen Besuch erwähnen, den er eines Tags unerwartet erhielt. Bekanntlich werden Damen in dem vom Pabste bewohnten

Theil des Palastes nicht zugelassen. Er verläßt seine Gemächer und geht in das Museum oder die Bibliothek, wenn er sie empfängt. Während der Stunden allgemeiner Audienz bilden die Vorzimmer einen höchst prunkvollen Anblick dar. In jedem von ihnen befindet sich eine Abtheilung Wache, mehr des anständigen Aussehens wegen, als um irgend wirkliche Dienste zu leisten, und Kammerherrn, Geistliche wie Laien, warten in den innern Zimmern, wie andere Classen von Beamten in den äußeren sind. Aber bald nach zwölf verschwindet dieser ganze förmliche Hof; Stille und Einsamkeit herrschen in den päbstlichen Gemächern. Noch immer ist die Person des Souveräns nicht ganz so schlecht oder so schwach bewacht wie Isboseth, Sauls Sohn, dessen einzige Thürschließerin über der Mulde Korn, das sie putzte, einzunicken pflegte. Unten befindet sich allerdings ein schweizerischer Wachposten, der Jedem erlauben kann weiter zu gehen, aber am Fuß der Treppe des Palastes steht eine Schildwache, und in der großen königlichen Halle wartet eine kleine Wachmannschaft. Hier wäre der Durchgang schwierig; denn das nächste Zimmer ist auf einmal das erste der päbstlichen Gemächer, wo sich einige Diener aufhalten, die in den warmen Stunden des Tages leicht schlummern könnten.

Dem allem sei wie ihm wolle, gewiß ist, daß eines Nachmittags dem Pabst gemeldet wurde, eine Dame sei durch die Wachen hindurchgegangen und weit bis in die Penetralia des Palastes gekommen, bevor sie entdeckt worden. Man hatte sie natürlich aufgehalten, sonst hätte sie auf einmal im Audienzzimmer oder vielmehr in der Studirstube, wo sich der Pabst gewöhnlich um diese Stunde aufhielt, stehen können. Was soll man mit ihr anfangen? fragte man zaghaft. Eine solche Anmaßung war noch nie erhört worden; ihr

Hereinkommen war in eine gewisse Heimlichkeit gehüllt: und die Lösung war um so schwieriger, weil die Eindringlingin nicht italienisch sprechen und man von ihr blos herausbringen konnte, daß sie den Pabst zu sehen wünsche. Man bedenke dabei, daß geheime Gesellschaften damals auf eine beunruhigende Weise überhand nahmen, und daß schon verschiedene zum Theil gelungene Mordversuche auf hochgestellte Personen in ihren eigenen Häusern gemacht worden waren. Der Pabst fürchtete keine solche Gefahr und ließ die abenteuerliche Dame sogleich vor sich führen. Er gab ihr eine lange Audienz und behandelte sie mit seiner gewöhnlichen Güte. Sie war eine Amerikanerin, die von einem starken menschenfreundlichen Wunsch ergriffen worden war den Pabst von seinen Irrthümern, wie sie meinte, zu bekehren, und daher auf diese kühne und erfolgreiche Art eine Besprechung mit ihm zu erlangen versucht hatte. Daß sie den Pabst nicht änderte, ist gewiß, aber daß ihre Meinung von ihm eine andere wurde, kann keinem Zweifel unterliegen, denn sie muß von der Milde und Freundlichkeit sowie von dem Adel und der Würde seiner Miene und seiner Sprache entzückt gewesen sein. [1]

---

[1] Diese Anecdote haben wir vom Cardinal Pacca in der Villa Clementina gehört, und er erwähnte dabei, der Pabst habe die Dame gefragt, ob sie nicht geglaubt, daß er einen gespaltenen Fuß oder Ochsenfuß habe; sie aber habe schwankend zwischen Höflichkeit und Aufrichtigkeit Nichts zu antworten gewußt, besonders nachdem sie flüchtige Blicke auf den Saum des päbstlichen Leibrockes geworfen. Hierauf bewies ihr der Pabst gutmüthig, daß er ganz offenbar nach menschlichen und christlichen Grundsätzen beschuht war. Der Cardinal fügte hinzu, auf seinen Reisen habe einmal ein Protestant gegen ihn ausgesprochen, daß er seinen Glauben an diese fromme und orthodoxe Ueberlieferung nicht leugnen könne, worauf Pacca witzig bemerkte: „Wenn Sie glauben, daß der Pabst einen Ziegenfuß habe, so müssen Sie natürlich erwarten, daß wir Cardinäle mit Bocksfüßen versehen seien. Dieß ist, wie Sie sehen, nicht mein Fall."

Viertes Capitel.

Das Jubeljahr.

Das große Ereigniß dieser Regierung war unstreitig das Jubeljahr 1825. Die erste geschichtliche Feier dieses Festes fand im Jahr 1300 Statt, obschon man damals sagte, daß eine vage Ueberlieferung von einer ähnlichen Feier des ersten Jahres im vergangenen Jahrhundert spreche. Es scheint, daß im Anfang von 1300 ein gewaltiger Zustrom von Pilgern nach Rom statthatte, denn die Bulle, welche die Sache regulirte, wurde erst am 21. Februar erlassen. Bonifaz VIII beschloß, dieß solle ein hundertjähriges Fest werden; Clemens VI verminderte im Jahr 1342 die Zwischenzeit auf fünfzig Jahre; dann wurde sie noch weiter bis auf fünfundzwanzig herabgesetzt. Nach diesem Plan wurde es regelmäßig drei Jahrhunderte lang fortgeführt bis zum Jahr 1775, wo Pius VI das Jubeljahr feierte, das sein Vorfahrer das Jahr zuvor proclamirt hatte.

Die Regelmäßigkeit der Periode erzeugte natürlich eine systematische Verfahrungsweise und regelmäßige Voranstalten für die gute Ordnung. Dem gemäß wurde es Praxis, daß der Pabst am Himmelfahrtstag des vorhergehenden Jahres das heilige Jahr oder das Jubeljahr verkündete. Am Weihnachtsabend begibt er sich in Galla zu der großen Säulenhalle der Vaticanskirche, deren Vorhof nothwendig von großem Umfang sein muß, um für ein solches Ceremoniell und die Tausende, die dazu herbeiströmen, Platz zu bieten.

Leo hatte in seinen Gemächern einen treuen Gefährten in Gestalt eines sehr verständigen Hündchens. Nach seinem Tod erhielt es Lady Shrewsbury, und gewiß werden sich noch Viele erinnern es bei ihr gesehen zu haben.

Der Besucher Roms kann leicht bemerkt haben, daß von den fünf großen Thüren, die aus der Säulenhalle in die Kirche führen, die dem Palast zunächst stehende zugemauert ist und ein vergoldetes metallenes Kreuz hat, das durch Pilgerlippen sehr gebleicht worden. Wenn er fragt, wird man ihm sagen, daß dieß die Porta santa oder das heilige Thor ist, das wie das Königsthor in Jerusalem nur bei einer ganz besondern Gelegenheit geöffnet werden darf. Nur während des Jubeljahrs ist dieses Thor erschlossen, und um es zu öffnen, was symbolisch den Anfang des Jubeljahrs bedeutet, ist der Pabst in den Vorhof hinabgegangen. Die unermeßliche Kirche steht leer, denn die Thüren sind den ganzen Tag verschlossen geblieben; eine zahllose Menschenmenge, die mit königlichen Prinzen beginnt und mit blutarmen Pilgern aus Süditalien aufhört, wartet begierig in der Säulenhalle und auf den Stufen außen. Nachdem besonders passende Gebete aus der Schrift gesprochen worden, steigt der Pabst von seinem Thron herab und schlägt mit einem silbernen Hammer auf die Thürmauer, die, da sie schon vorher aus ihren Pfosten und ihrem Sturz herausgehauen ist, sogleich einwärts fällt und im Nu von den thätigen Sanpietrini weggeschafft wird. [1]

Der Pabst tritt dann barhäuptig und mit einer Fackel in der Hand zuerst in die Thüre; die Cardinäle und seine übrigen Begleiter folgen ihm bis an den Hochaltar, und hier wird wie gewöhnlich die erste Weihnachtsvesper gesungen. Die andern Thüren der Kirche werden aufgeworfen,

[1] Diese sind ein Corps Arbeiter von allen Waffen, die in regelmäßigem Sold von St. Peter stehen und eine eigenthümliche Kleidung tragen. Sie erhalten beinahe ohne alle äußere Hilfe die Kirche in ihrem vollkommen baulichen Zustand und in ihrer Schönheit. Ihre Thätigkeit und Intelligenz sind wirklich bemerkenswerth.

und die große Königin der Kirchen füllt sich an. Das Ceremoniell dieses Tages bleibt meinem Gedächtniß wohl eingeprägt, und mit ihm steht ein kleinerer Zwischenfall in Verbindung. Unter den frühesten, die mit allen Zeichen der Verehrung und Andacht durch das heilige Thor gingen, erinnere ich mich mit Rührung den ersten Geistlichen gesehen zu haben, der in unsern Zeiten als Preis seiner Bekehrung Würde und behagliches Leben aufgegeben hatte. Um ihn her und hinter ihm kam auf diesem Pilgergang seine Familie, wie sie ihm auf seiner „Pilgerfahrt der Gnade" nachgefolgt war. Eine solche Person war in jenen Tagen selten und in der That merkwürdig: wir ahnten nicht, wie sehr unsere Augen sich eines Tags an den Anblick Vieler, die ihr gleichen, gewöhnen würden.

Vielleicht fragt der eine oder andere Leser, in was das Jubeljahr im Ganzen bestehe, was seine Pflichten und seine Beschäftigungen seien. Ein Catholik versteht es leicht. Es ist ein Jahr, in welchem der heilige Stuhl alles Mögliche thut, um Rom geistig anziehend und geistig einzig zu machen. Die Theater sind geschlossen, die öffentlichen Vergnügungen eingestellt, selbst die Privaterheiterungen sind in die Schranken der Fastenbestimmungen eingezwängt. Aber Alles was dem Sünder zur Besserung helfen oder dem Frommen förderlich sein kann, um seinen Glauben zu pflegen und seine Gottseligkeit zu nähren, wird mit vollen Händen und verschwenderisch gereicht. Die Kanzel ist mit den beredtesten Predigern besetzt, die das Gewissen erwecken oder die Unwissenheit belehren; die Beichtstühle befinden sich im beständigen Besitz von Priestern, die alle Sprachen reden; fromme Vereine oder Brüderschaften empfangen, bewirthen und begleiten die einander ablösenden Züge der Pilger von Heilig-

thum zu Heiligthum; die Altäre sind vollgedrängt von brünstigen Communicanten, während vor allen Dingen die geistliche Erlassung zeitlicher Strafe für Sünden, den Catholiken unter dem Namen Ablaß wohl vertraut, reichlicher gewährt wird; jedoch unter Bedingungen, die keineswegs allzu leicht sind. Rom wird während dieses Jahres der anziehende Mittelpunct catholischer Andacht, der Magnet, welcher sie von allen Seiten her anlockt. Aber es erschöpft oder absorbirt sie nicht; denn die Menschenhaufen entfernen sich voll von Dankbarkeit gegen den Himmel und den heiligen Stuhl für die Segnungen, welche sie empfangen zu haben fühlen, und für die erbaulichen Scenen, an denen sie Theil nehmen gedurft.

Ehe wir indeß einige davon ins Gedächtniß zurückzurufen uns bemühen, dürfte es passend sein etliche der Vorbereitungen zu ihnen zu beschreiben. Das Jubeljahr von 1825 verdankte man vielleicht einzig und allein dem entschlossenen und vorhersehenden Geiste des Pabstes. Natürlich hätte im ersten Jahr des Jahrhunderts eines gefeiert werden müssen. Aber das Unglück der Zeiten und der Tod von Pius VI hatten seine Abhaltung verhindert. Leo gab seine Absicht kund es für das Jahr, worein es nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge gefallen wäre, zu verkünden, stieß aber von allen Seiten nur auf Widerstand.

Daheim fürchtete sein Staatssecretär, politische Verschwörer und Mitglieder geheimer Gesellschaften, die unter der ausgeschweiften Kaputze der Pilgerkutte ganz sicher zusammentreffen könnten, um auf Zerstörung zu sinnen, möchten in den Provinzen und in Rom eindringen. Der Schatzmeister erschrack über die Verheerungen, welche durch Extraausgaben in seinem Budget angerichtet würden, und prote-

stirte gegen finanzielle Verlegenheiten, deren Eintreten er vorhersah. Ja, Leser! wundere dich nicht; du, den man möglicher Weise belehrt hat, daß ein Jubeljahr eine der glücklichsten Erfindungen römischer Schlauheit sei, um eine erschöpfte Schatzkammer wieder zu füllen, eine Art von Großverkauf geistlicher Waaren, die von den Weltlichen sonst gewöhnlich nur im Detail angekauft werden! Wenn dieß die Lehre ist, die man dir beigebracht, wenn du sie geglaubt hast und nichts Anderes dich enttäuschen wird, so mögest du bis zum nächsten Jubeljahr leben und das Herz haben es zu besuchen, um dich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob Rom der gebende oder der empfangende Theil ist, und ob die Wagschale der Rechnung sich auf die Seite seiner verschwenderischen Mildthätigkeit oder auf die Seite seiner Clienten neigt. Aber wir werden sehen.

Von außen wurden zahllose Schwierigkeiten erhoben. Neapel war natürlich diejenige Macht, die bei dem kommenden Fest am meisten interessirt war, theils wegen der nahen Nachbarschaft, theils in Folge traditioneller Gefühle, theils weil seine Bevölkerung so leicht geneigt ist die Heimath zu verlassen, sei es nun um Arbeit zu suchen oder in Pilgerzwecken. Sein Minister erhielt Befehl alle möglichen Schwierigkeiten zu machen und sogar die Vertreter der fremden Mächte zu thätiger Opposition zu veranlassen. Oestreich, das sich noch immer unter dem Einfluß Josephinischer Ideen befand, war im besten Fall kalt, und die protestantischen deutschen Mächte erklärten offene Feindschaft. Gleichwohl blieb Angesichts all dieser Hindernisse Leos einzige Antwort: „Dennoch soll das Jubeljahr stattfinden." Und so geschah es auch.

Am Himmelfahrtstage erließ er die Vorbereitungsbulle,

klar, kühn und aufheiternd wie der Klang einer silbernen Zinke. Selten ist ein edleres und großartigeres, zärtlicheres und väterlicheres Document vom heiligen Stuhl ausgegangen. Seine Sprache, die rein, elegant und schön gerundet ist, fließt mit aller Größe römischer Beredtsamkeit; aber im Ton, in der Erläuterung und im Pathos ist sie durch und durch christlich und hervorragend kirchlich. Sie spricht wie nur ein Pabst sprechen konnte, mit dem Bewußtsein einer Macht, die ihren Zweck nicht verfehlen, und einer Autorität, die nicht irre gehen kann. Ihre Belehrung ist die eines Herrn, ihre Unterweisung die eines Weisen, ihre Frömmigkeit die eines Heiligen. Der Pabst wendet sich zuerst an alle Classen von Menschen, die seine geistliche Oberhoheit anerkennen: er ersucht die Könige, sie möchten gläubigen Pilgern kein Hinderniß in den Weg legen, sondern sie beschützen und begünstigen; er ersucht die Völker seine väterliche Einladung bereitwillig anzunehmen und schaarenweise zu dem Gnadenmahl herbeizueilen, das für sie bereitet werde. Wenn er sich nach einer warmen Ermahnung an diejenigen, die noch überdieß seine weltliche Herrschaft anerkennen, zu denen wendet, die nicht zu seiner Heerde gehören, zu denen sogar, die den heiligen Stuhl verfolgt und beleidigt haben, und wenn er sie in Ausdrücken glühender Menschenliebe und liebevoller Verzeihung einlädt sich ihm zu nahen und ihn auch als ihren Vater anzunehmen, da erinnern seine Worte an die edle Geberde, womit er seine Arme geöffnet, als er seinen ersten öffentlichen Segen ertheilte, und für die ganze Menschheit einen Weg zu seiner Brust zu bahnen, Alle in zärtlicher Umarmung an sein Herz zu drücken schien.

Vom Augenblick an wo dieses entscheidende Document

erschienen war, wurden einige Vorbereitungen begonnen und andere mit größerer Thätigkeit fortgesetzt.

Die erste Classe dieser Präliminarien trug einen religiösen Character. Missionen oder Reihefolgen von aufregenden Predigten, welche die Sünder aufriefen von ihren bösen Wegen abzugehen, wurden nicht blos in Kirchen, sondern auch auf öffentlichen Plätzen — denn die Kirchen genügten nicht — gehalten, um die Stadt von der Sünde zu reinigen und sie zu einem heiligen Ort zu machen für diejenigen, die kommen würden um darin Erbauung zu suchen. Auf dem großen schönen Platze, der jedem Reisenden als Piazza Navona bekannt ist, soll eine Masse von fünfzehntausend Personen versammelt gewesen sein, als der Pabst am 15. August diese Gottesdienste mit seinem Segen beschloß. Es waren Stentorslungen nöthig, um einen solchen Menschenhaufen anzureden und sich vernehmbar zu machen; glücklicher Weise fanden sich diese in Verbindung mit einem Herzen voll Güte und Frömmigkeit in der Brust des Canonicus Muccioli. Als dieser eifrige Mann wenige Jahre später noch jung starb, da folgten Hunderte von jungen Leuten aus den mittleren Classen, in anständiger Trauerkleidung, in Reih und Glied ihrem Freund an sein Grab. Derselbe Tribut von Volksliebe wurde noch später, im Jahr 1851, dem liebenswürdigen Professor Graziosi gespendet, der eine höchst erbauliche Wirksamkeit entwickelt hatte.

Aber um den Faden wieder aufzunehmen, der Pabst überraschte Viele, als sie sahen, daß er auf der andern Seite von den Gemächern der russischen Gesandtschaft aus im Palast Pamfili die Schlußpredigt des Canonicus anhörte. Dann kam er, begleitet von seinem heterodoxen Gast und

Bewunderer, dem Cavaliere Italinski, ins Freie hinab, wo ein Thron für ihn aufgeschlagen war.

Ueber dieser geistigen Vorbereitung wurden materielle Verbesserungen nicht vergessen. Ein Besuch der Kirchen, Capellen und aller religiöser Anstalten war begonnen worden, und in Folge desselben wurden alle Regelwidrigkeiten in ihren Einrichtungen zurechtgesetzt, Verschleuderungen wieder gut gemacht, Ornamente wiederhergestellt, und alte oder verfallene Gegenstände erneuert. Einige der größeren und älteren Basiliken hatten dadurch bedeutende Kosten zu leiden.

Aber noch wichtiger waren die nöthigen Vorbereitungen, um die Pilgermassen, die erwartet wurden, einzuquartieren und zu ernähren. Der Pabst, der in dieser Beziehung jede Besorgniß von Seiten fremder Fürsten abschneiden wollte, ließ den Gesandtschaften sagen, er wünsche nicht, daß sie Anschaffungen für ihre armen Landsleute machen, da er diese Pflicht der Gastfreundschaft auf sich nehme. Er bemerkte dabei, daß er lieber alle Kirchengeräthschaften in Rom verpfänden, als in Erfüllung derselben Etwas fehlen lassen würde.

In Rom ist ein großes Haus, das zur Dreieinigkeitskirche gehört, ausdrücklich für die menschenfreundliche Bewirthung von Pilgern bestimmt. Es heißt deßhalb La Trinità dei pellegrini. Es ist in zwei Seiten abgetheilt, eine für die Männer und die andere für die Weiber. Der untere Stock besteht aus unermeßlichen Speisesälen, über denen sich gleich große Schlafsäle befinden. Während der heiligen Woche herrscht eine gewisse Thätigkeit in dem Hause; da eine bedeutende Anzahl von Pilgern kommt, so kann vielleicht ein halber Speisesaal und ein halber Schlafsaal ausgefüllt

werden. Das übrige Jahr hindurch schickt die Anstalt einen ungeheuern, jetzt etwas modernisirten, Wagen nach den Spitälern, um alle entlassene Patienten wegzubringen, denen sie unter dem Titel Reconvalescenten dreitägige Gastfreundschaft gewährt und häufig Muße verschafft, um sich nach einer Beschäftigung umzuschauen.

Die Einkünfte des Hauses, eine Frucht milder Gaben, erfreuen sich eines ziemlichen Ueberflusses, so daß man zu sagen pflegte, zwischen zwei Jubeljahren werden sie in der ersten Hälfte der Zeit zur Abbezahlung eingegangener Verbindlichkeiten und in der zweiten zur Ansammlung für die künftige Feier verwendet. Aber außer den Bequemlichkeiten, die bleibend im Hause gesichert waren, sorgte die Mildthätigkeit für großartige Quartiere in den weiten und luftigen Klostergängen entlang. Im Monat November beherbergte und verköstigte unsere Brüderschaft zur heiligen Dreieinigkeit, wozu viele Engländer gehören, drei Tage lang 23,090 Männer und 15,754 Weiber, im Ganzen 38,844 Personen, und überdieß 350 Mitglieder von Filialbrüderschaften. Hieraus kann man sich einen Begriff von dem Maßstab machen, in welchem die Gastfreundschaft das ganze Jahr hindurch ausgeübt wurde.

Die eingehaltene Ordnung war folgende. Der Pilger mußte, wenn er ins Haus kam, seine Pilgerschaftspapiere zur Prüfung vorlegen und erhielt dann sein Gastbillet. Abends wurden die neuen Ankömmlinge in eine Halle gebracht, wo ringsum hohe Sitze aufgeschlagen und reichliche Vorräthe von warmem und kaltem Wasser angeschafft waren. Dann nach einem kurzen Gebet wuschen die Ordensbrüder, oder in ihrem Theil des Hauses die Schwestern, ihnen ihre von tage- oder wochen-langer Reise müden und wunden

Füße, und Salben aus der Apotheke oder wundärztliche Geschicklichkeit waren zur Hand, um Wunden einzurichten und Verbände anzulegen. Dieß war keine blose Ceremonie, kein symbolischer Gebrauch, sondern man sah und fühlte, wie in alten Zeiten die Fußwaschungen bei den Heiligen, wenn sie über Nacht um eine Herberge baten, ein wirklicher und der christlichen Wittwe würdiger Act von Menschenliebe waren. Es war augenscheinlich eine ausgesuchte Erleichterung für den abgematteten Wanderer.

So erfrischt begaben sich die Pilger in langer Procession zum Abendessen. Eine Bank an der Wand entlang und ein Tisch davor, durch ein Gitter abgesperrt, um den Andrang neugieriger Menschenhaufen zu verhüten, waren ganz einfache Anordnungen, aber die endlose Länge dieser Bänke und Tische, wo Menschen von allen Farben und vielen Sprachen saßen, bildete einen ergreifenden Anblick. Vor jedem Gast stand sein Teller nebst Messer, Gabel und Löffel, Brod, Wein und Dessert. Eine Thüre in jedem Speisesaal führte nach einer geräumigen Halle, wo ungeheure Kessel von schmackhafter Suppe dampften, deren Vorrath für eine Armee ausgereicht hätte. Dieß war der Ehrenposten; ein Cardinal oder Edelmann in dem rothen groben Gewand und mit dem Ordenszeichen der Brüderschaft, so wie mit einer weißen Schürze um den Leib, stand mit einem Schöpflöffel in der Hand da und vertheilte die brodelnde Flüssigkeit auf bereit gehaltene Teller, und eine Reihe von Brüdern im ganzen Speisesaal umher, eine Armslänge von einander entfernt stehend, beförderte die Teller mit der Flinkigkeit von Maurersgesellen, welche Ziegel bieten, so daß bald jeder hungrige Aspirant mit seinem rauchenden Antheil versehen war. Zwei weitere Rationen wurden auf dieselbe Art vertheilt. Die

Gäste griffen mit herzlichem Appetit zu und erwiesen sich in der Regel als recht gute Esser. Vor jedem stand ein dienstbarer Geist, der ihm seinen Wein einschenkte, sein Brod schnitt, seine Portionen wechselte und freundlich mit ihm plauderte. Jetzt waren diese Diener keine Miethlinge, sondern sämmtlich Ordensbrüder, zuweilen ein königlicher Prinz, meistens einige Cardinäle, immer Bischöfe, Prälaten, Edelleute, Priester, vornehme Leute und Handwerker. Dann konnte gelegentlich eine plötzliche Erschütterung, eine wogende Bewegung durch die Menge von der äußern Thüre her den Gang des Waschungssaales entlang kommen, just wenn die Gebete begannen. Alle verstanden was gemeint war. Der heilige Vater kam, ohne zuvor Nachricht zu geben. Es war auch wirklich keine nöthig; er kam einfach, um das zu thun was jeder Andere zu thun im Begriff stand, nur hatte er den ersten Platz. Er kniete vor dem ersten in der Reihe der Pilger nieder und überließ es dem Zufall, wer es sein mochte. Wenn ein Priester sich unter der Zahl befand, so wurde er gewöhnlich an den ersten Platz gestellt, und er hatte wahrscheinlich ein feineres Gefühl als ein plumper ungebildeter Bauer für die nicht ohne Demüthigung ablaufende Ehre, daß ein so niedriger Dienst vom höchsten aller Menschen auf Erden an seiner Person verrichtet wurde. Und dann konnte es kommen, daß er bei Tisch von diesem Herrn bedient wurde, der, wenn er plötzlich in der Nacht über seine Diener kommt und sie wachend findet, weiß wie er sich zu umgürten hat, und ihnen Dienste leistet.

Man sagte, daß unter den armen Pilgern verkleidete Leute von hohem Rang kamen, die, nachdem sie ihr Triduum von Menschenliebe unter den Aermsten zugebracht, gleich ihnen gegessen, getrunken und die Wasserschale als Schüler

im Namen Christi empfangen, ihren Platz in der Gesellschaft wieder eingenommen haben und als Gäste in Rom geblieben seien, ohne daß man sie auf eine undelicate Art erkannt habe. Man flüsterte, ein Deutscher und seine Frau seien von noch höherem Blute gewesen. Ich erinnere mich in der That eines Mannes, der oft bemerkte, daß die elegante Sprache, die polirten Manieren und die halb ungezwungene halb verlegene Miene einiger Pilger eine Menschenclasse verrathen haben, die von der gewöhnlichen weit abgestanden. Aber Eine Sache fällt bei solchen Gelegenheiten stark ins Auge, die Natürlichkeit und Ungezwungenheit (der Italiener hat dafür das schöne Wort disinvoltura), womit diese armen Leute die Aufmerksamkeiten von Personen empfingen, von denen sie wußten, daß sie in bürgerlicher oder kirchlicher Stellung so unendlich hoch über ihnen standen. Während sie ohne linkische Verschämtheit oder irgend einen Versuch es zu verhindern gestatteten, daß diese alle gemeine Dienste an ihnen verrichteten, nahmen sie dieselben mit demüthiger Dankbarkeit und einer natürlichen Grazie an, welche bewiesen, wie klar sie das Motiv beurtheilten, das diese Dienstleistungen an ihnen hervorrief. Sie verstanden offenbar, daß diese Dienste nicht blos ihnen, sondern auch Ihm, welchen die Armen vertreten, dargebracht wurden.

Das Mahl ging zu Ende, und nachdem man Körbe-voll von Ueberbleibseln zum morgenden Frühstück auf die Seite gestellt, zog die lange Reihe die Treppe hinauf in den Schlafsaal, eine jener kurzen religiösen Weisen singend, in welche alle Italiener einstimmen können, eine Art von gleichzeitigem, jedoch successivem Chor, der sich betäubend für Eure Ohren an dem Platz, wo Ihr zufällig stehet, dahinwindet, bald schwellend, bald hinschwindend, je nachdem

er von der einen oder andern Seite der Treppen kommt, sodann in den tiefen Winkeln des Schlafzimmers oben verschwindend, während er jedoch beim Beginn des Zuges, der noch immer nicht von der Speisehalle emporgetaucht ist, wiedergeboren zu werden und anzuwachsen scheint.

Den Tag über wurden die Pilger abtheilungsweise von Heiligthum zu Heiligthum geführt; sie wurden zu bestimmten Zeiten unterrichtet und zur Vollziehung ihrer höheren religiösen Pflichten durch Begehung der Sacramente hingeleitet; nach Verfluß der drei Tage aber wurden sie in Frieden entlassen und kehrten nach Haus zurück oder blieben auf ihre eigene Kosten in der Stadt.

Der heilige Vater war die Seele dieses ganzen Werkes. Ihn zu sehen und seinen Segen mit nach Hause zu bringen, gehörte natürlich zu den sehnlichst gewünschten Vorrechten einer Pilgerfahrt nach Rom. Deßhalb mußte er sich zu wiederholten Malen der Menge zeigen und sie segnen. Man unterwies sie Dasjenige in die Höhe zu halten, was sie gesegnet zu sehen wünschte, und gewiß hat Rom kaum jemals buntere Menschenhaufen in allen Abarten von Costümen, von dem nüchternen und beinahe clericalen Aufzug deutscher Bauern an bis auf die Regenbogenfarben der Abruzzen oder Campaniens, dargeboten. Aber der Pabst beurkundete seine herzliche Theilnahme an seinem Jubeljahr durch einen noch denkwürdigeren Beweis. Er bediente täglich in seinem eigenen Palast zwölf Pilger bei Tische, und sein Biograph erzählt uns, daß er diesen Gebrauch während seiner ganzen Regierung fortgesetzt habe. [1] Daß er sie begleitete, erinnere ich mich selbst mitangesehen zu haben. Für einen Mann von so zarter Gesundheit und schwächlicher Constitution war

[1] Chevalier Artaud, Band 2, Seite 48.

es kein geringes Unternehmen vom Vatican bis zur Chiesa Nuova zu gehen; aber daß er diese Pilgerfahrt barfuß, blos mit Sandalen an seinen Füßen machte, darauf konnte Niemand gefaßt sein. Die Armen zogen vor ihm, um ihn und hinter ihm her. Thränen floßen auf allen Seiten, und Segenswünsche wurden innig und warm ausgesprochen. Seine Miene war ruhig und fromm, entrückt über Alles was ihn umgab. Sie erinnerte nothwendig an den heiligen Carl in Mailand, der sich durch einen ähnlichen Act öffentlicher Andacht demüthigte, um den göttlichen Zorn zu beschwichtigen, welcher sich in der Pest kundthat.

Man darf nicht glauben, daß die Feier des Jubeljahrs die Aufmerksamkeit des Pabstes vollständig erschöpft habe. Kein Jahr seiner Regierung wurde von wichtigeren Geschäften, besonders in Bezug auf das Ausland, in Anspruch genommen. Aber eine große und wohlthätige Verbesserung im Innern kann auf dieses heilige Jahr zurückgeführt werden. Der Pabst war entschlossen die Straßen für seine armen Pilger sicher zu machen, und ergriff im Verein mit Nachbarstaaten so kräftige Maßregeln, daß das systematische Räuberwesen gänzlich vertilgt wurde. Der letzte Act seiner Zerstörung verdient jedoch erwähnt zu werden. Ein guter alter Priester, der Abbate Pellegrini, Erzpriester von Sezze, wagte sich allein, ohne eine Ermächtigung oder Einladung erhalten zu haben, in die Gebirge, welche das Hauptquartier und den festen Platz der Banditen bildeten. Ohne einen Passierschein außer dem Ausdruck seiner Menschenliebe; ohne ein Pfand dafür geben zu können, daß man seine Versicherungen bestätigen werde; ohne in seiner Stellung irgend einen Anspruch auf die Erfüllung seiner Versprechungen zu besitzen, trat er kühn mitten unter die Bande und predigte

Buße und Umkehr. Die Räuber horchten: vielleicht wußten sie, daß man mit kräftigen Maßregeln zu ihrer Vernichtung umging; wahrscheinlich aber rührte die große Einfachheit und die Kühnheit des schwachen unbewaffneten Friedensstifters ihre rohe Naturen, und sie schwankten. Aber sie gehörten unter die gefürchtetsten ihres Schlags, ja sie hatten unverzeihliche Verbrechen begangen, denn einige von ihnen waren die Mörder der Studenten von Terracina gewesen. Einer darunter war ihr Hauptmann Gasbarone, welcher der Commission viele Mordthaten eingestand. Wie konnten sie auf Verzeihung hoffen? Der alte Mann nahm es auf sich sein priesterliches Wort zu geben, daß man ihr Leben schonen werde; sie glaubten an dieses Wort und ergaben sich ihm auf Gnade und Ungnade. Die Stadt Sezze war hoch erstaunt, als sie diese Wolfsherde von einem Lamm hereinführen sah. Alle bewunderten die heroische That, die aufopfernde Menschenliebe dieses würdigen Geistlichen, der keine Belohnung suchte und von diesen verzweifelten Gesellen leicht eine Kugel oder einen Dolchstoß zum ersten Willkomm hätte erhalten können, aber in wenigen Stunden gethan hatte, was Truppen und Staatsmänner mit vereinigter Kraft in Jahren nicht hatten ausführen können. Sein Wort wurde heilig gehalten, sein Versprechen erfüllt, und diese brutalen Menschen beschlossen ihr Leben der Buße in der Festung von Civitavecchia.

Bevor ich dieses Capitel schließe, dürfte es am Platz sein einige wenige Worte über einen Gegenstand beizufügen, der mit dem Jubeljahr in Verbindung steht. Das Collegium, so lange Zeit die Heimath des Verfassers, wo er die in diesem Band zusammengefaßten Erinnerungen sammelte, verdankte sein Dasein dieser religiösen Einrichtung. Es ist

wahr, daß der Sachsenkönig Ina für seine Landsleute, welche die Reliquien der Apostel besuchten, ein Haus geöffnet hatte, und dieß wurde in spätern Zeitaltern so fortgehalten. Gleichwohl war Nichts vorhanden was einem Hospiz für englische Pilger glich, bis zum ersten großen Jubeljahr, wo Johann der Schäfer und seine Gemahlin Alice, als sie dieses Bedürfniß sahen, sich in Rom niederließen und ihre ganze Habe für Unterstützung armer Wallfahrer aus ihrem eigenen Lande bestimmten.[1] Dieser kleine Anfang wurde bald wichtig genug, um eine königliche Wohlthätigkeitsanstalt zu werden; der König von England wurde ihr Patron und ernannte ihren Rector, der oft ein Mann von hohem Ansehen war. Unter den Bruchstücken alter Denkmäler, welche durch die Revolution im Hause herum zerstreut worden waren, jetzt aber gesammelt und geordnet in einem Gange des Collegiums liegen, befindet sich ein von einer Krone überragter Schild, in welchen die alten Wappen Englands, alte oder junge Löwen und Lilien im Gevierte eingegraben sind. Er hing früher gewöhnlich außen vor dem Hause, und darunter befand sich folgende zierliche Inschrift, deren Original verloren gegangen ist. Eine Copie davon hat man jedoch aus alten Abschriften erhalten, und sie steht in den ursprünglichen Lettern unter dem Wappen —

„**Haec conjuncta duo,**
Successus debita legi,
Anglia dant, regi,
Francia signa, suo.“

[1] In diesem Jubeljahr sind, wie man vermuthet, mehrere englische Pilger durch einen Unfall auf der Brücke der Engelsburg ums Leben gekommen. Ein Maulthier, das unter der Menschenmenge ausschlug, veranlaßte einen Druck gegen die hölzernen Brustlehnen; sie gaben nach, und eine Menge Personen stürzten in den Fluß und ertranken.

„Laurentius Chance me fecit
m. cccc. xij.

Zu deutsch:

„Beides ist hier vereint: Nachfolge gewährt dem Gesetze
England: doch Wappen verleiht Frankreich dem König
und Herrn."

„Lorenz Chance hat mich gemacht
1412."

In den Archiven des Collegiums werden die Verzeichnisse der Pilger aufbewahrt, die von Jahr zu Jahr Rom besuchten, und da das Land oder die Diöcese, woher sie kamen, aufgeführt ist, so ist dieß eine werthvolle Urkunde, die man oft für Local- oder Familiengeschichte zu Rathe zieht. Viele der Pilger waren Jünglinge aus guten Häusern, Studenten von Bologna, die in ihren Ferien oder am Schluß ihres Cursus eine Freude daran fanden Rom als Pilger in forma pauperum zu besuchen, und sodann im englischen St. Thomasspital Gastfreundschaft empfingen. Diese wurde auf eine längere Periode ausgedehnt, als sie italienischen Pilgern bewilligt wird. Viele andere Nationen hatten ebenfalls ihre Gasthöfe, um ihre Angehörigen zu empfangen, besonders in den periodischen Jahrszeiten, wo die Wallfahrer schaarenweise herbeiströmen. Heinrichs VIII Bruch mit dem heiligen Stuhl machte dem Andrang englischer Pilger nach Rom ein Ende, und unter Elisabeth hörten die Besuche aus England beinahe ganz auf. Mittlerweile hatten sich drei verschiedene englische Schulen, die Dreieinigkeits-, die St. Thomas- und die St. Eduardsschule auf dem Platze vereinigt, wo das gegenwärtige Collegium steht, und eine Kirche war erbaut worden, deren großes, noch jetzt aufbewahrtes Altarstück die Bildung dieser Coalition verewigt. Ein Bi-

schof und mehrere andere Flüchtlinge um des Glaubens willen lebten hier, bis Gregor XIII im Jahr 1579 das Hospital in ein Collegium, was damals nöthiger war, verwandelte, mit der Bedingung, daß, wenn die religiöse Stellung Englands sich je verändere, das Institut seinem ursprünglichen Zweck zurückgegeben werden solle. Möge das glückliche Omen in Erfüllung gehen, aber ohne eine Nothwendigkeit für die vorgeschlagene Consequenz!

Die Erwähnung dieses Platzes erweckt natürlich Erinnerungen, worin er mit dem Hauptgegenstand dieses Werkes in Verbindung gebracht ist. Das englische Collegium und Leo XII vermischen sich in lieblicher Harmonie unter den Erinnerungen, auf welche der Verfasser mit dem dankbarsten Herzen zurückschauen kann.

Fünftes Capitel.

Der Pabst und das englische Collegium.

Die Erinnerungen dieses Buches begannen im Jahr 1818. Das große Ereigniß des Jubeljahres bringt uns bis ins Jahr 1825. Dieß ist ein langer Zwischenraum in der Jugendzeit. Seine glanz- und geräuschlosen Pflichten müssen während seiner Dauer eine Veränderung im Gemüth, im Gefühl, in den Gewohnheiten, vielleicht im ganzen Zustand hervorrufen. So war es hier. Das Ziel von Jahren, der Zweck langer Vorbereitungen, die ersehnte Krone stets gleichgebliebener Wünsche, der einzige Preis, der des Strebens würdig erachtet wurde, er war erreicht in dem glänzenden

Jubeljahrsfrühling für Rom. Es bezeichnet eine gesegnete Epoche in meinem Leben, die Gnade des Priesterthums neben den überfließenden Segnungen dieses Jahres empfangen zu haben. Und es geschah nicht im gewöhnlichen Verlauf, es kam vom Zögern und Nachzügeln hinter den Andern her. Alle Schüler waren fortgegangen, sie beschäftigten sich emsig mit ihrer edlen Arbeit zu Hause, sie gewannen eine Krone im Himmel, wohin schon mancher vorangegangen, und der Faullenzer durfte sich der Fülle dieser geistigen und intellectuellen Ueppigkeit erfreuen, an welcher er und sie in so weiter Ferne blos genippt hatten.

Das Leben des Studenten in Rom sollte ein Leben von ungemischter Freude sein. Wenn er seine Arbeit liebt oder, was dasselbe ist, wenn er sich gewissenhaft hineinwirft, so wird es ihm auf eine Weise erheitert, wie Dieß nirgends sonst der Fall sein kann. Selbst seine Erholungen helfen wesentlich zur Erreichung des Hauptzweckes und bieten die wonnevollste Erquickung. Seine täglichen Spaziergänge kann er durch das Gebiet der Kunst machen; sein Ruheplatz ist irgend ein Musensitz; seine Wanderungen den Strom der Zeit entlang führen an kostbaren Monumenten vorüber. Er kann nie allein sein: tausend Erinnerungen, tausend Gedanken begleiten ihn, erheben sich bei jedem Schritt und tragen ihn entlang. Es gibt keine wirkliche Einsamkeit in Rom, jetzt so wenig als in den alten Zeiten, wo ein denkender Mann sagen konnte, er sei nie weniger allein als wenn er allein sei. Wo könnte Jemand Einsamkeit natürlicher finden, als in dem wahren Friedhof eines Friedhofs, da wo die Gräber selbst begraben, wo die Grabsteine selbst zerfallen sind und dahinmodern? Heutzutage existiren in Rom solche Plätze und sind gleichwohl so bevölkert und vollgedrängt wie

anderswo die Straßen. Dieser Haufen Erde enthält noch jetzt eine ganze Familie, manche Generationen derselben, die Nasone zum Beispiel, zu welchen Ovid gehörte, oder einen ganzen Stamm wie die Freigelassenen, die Liberti Augusts, Sclaven, die man von allen Himmelsstrichen her zusammengetrieben und in einen Haushalt geworfen, nicht blos im Leben mit Kost und Wohnung, sondern auch nach dem Tod mit einer Beisteuer von Asche versehen, mit einer Amphora in der einen und einer Urne in der andern Hand, oder auch, könnte man sagen, mit einer olla in beiden. Dort nun in diesem unterirdischen Labyrinth liegt noch immer in einem kleinen Raum die große Gesellschaft der edlen Scipione, der Stifter von Roms überseeischer Herrschaft und der Vorbereiter seiner höheren Civilisation, die es für einen Ruhm hielten die Grabinschriften, welche die höchsten Titel auswärtiger Eroberung enthielten, durch die Büste eines Ennius, des sanften Vaters der heimischen Poesie, zu krönen. Wie Cicero eingeladen wurde sie das Weiseste von heidnischer Moralität sprechen zu hören, das freundlichste Geflüster hoffnungsloser Tröstung von ihnen zu vernehmen, so werden sie uns nicht erlauben allein zu sein; ein höheres Gesetz lehrt uns sie zu bemitleiden, aber man soll nicht verschmähen von ihnen zu lernen. Wie leicht erhebt sich in der That der Geist hier zu einem höheren Gedanken! Wenn diese Denkmäler zeigen, daß die größten Männer es für den größten Ruhm hielten auf ihre Grabsteine nicht den Namen ihres eigenen Landes, der sie auszeichnen sollte, sondern Titel von entlegenen Gebieten, welche sie erobert hatten, eingeschrieben zu wissen, wenn Scipio sich weit lieber den Spanier oder den Africaner nennen hörte als den Römer, und wenn nach ihm Generale und Kaiser um die Zunamen Parthicus, Ger=

manicus oder Britannicus buhlten, wie weit höher muß nicht der Ruhm Desjenigen sein, der nicht blos all diese Titel in sich vereinigt, sondern sie alle mit dem Titel des Reiches selbst gekrönt hat, das er unterwarf, obschon diese Eroberer es für unüberwindlich hielten? Ein solcher war der galiläische Fischer, der sich den Titel „Römer," wahrer „Pontifex maximus" erworben und ihn seinen Nachfolgern so übermacht hat, daß römischer Bischof und Nachfolger Petri synonym geworden sind.

Aber kehren wir zur Sache zurück. Der Student in Rom bevölkert seine Gedanken dermaßen mit Personen, füllt sein Gedächtniß so sehr mit gesehenen und gehörten Dingen an, daß seine Studien von Keimen des Lebens, die wie der Baum im Frühling reich sind an Verheißungen künftiger Blüthe und Frucht, wirklich strotzen, oder wenigstens strotzen sollten. Auf die dunkelste Seite abstruser Theologie wird hier ein glänzender Strahl von einem vielleicht just entdeckten Gegenstand leuchten; aber auf den helleren Blättern der Geschichte und der practischen Doctrin funkeln wirklich Strahlen von allen Farben, gleich Blumen, die sich in einem laufenden Strom abspiegeln, von jedem Monument und jedem Denkzeichen der hier gegenwärtigen Vergangenheit, so daß es wahrhaft illuminirte Blätter sind. Selbst das Porträt jedes heidnischen und jedes christlichen Kaisers tritt aus zahlreichen Bildern hervor klar vor den Geist; das Rom seiner Zeit wird in Ruinen, zuweilen in noch stehenden Gebäuden, nachgewiesen, seine Handlungen sind oft auf einen Bogen oder Pfeiler geschrieben, und viele Orte sind als die ehemaligen Schauplätze besonderer Ereignisse bezeichnet, die mit seinem Leben in Verbindung standen. Das Ganze des christlichen Lebens und der noch lesbaren Geschichte bis zu

den traditionellen Bildnissen von Aposteln, Märtyrern und ihrem Oberhaupt, nachgewiesen von der Catacombe bis zur Basilica und dem Kloster, macht dann die Geschichte der Kirche, ihre Dogmen, Gebräuche und wechselvollen Schicksale für das Auge so lebendig, wie nur irgend ein modernes illustrirtes Buch eine Darstellnng der Vergangenheit machen kann. In der That ist die monumentale Kirchengeschichte von dem gelehrten Bianchini in Tafeln von jeder einzelnen Regierung oder jedem einzelnen Zeitalter, wie sie auf einander folgten, ein Buch, von dem die Gelehrten wohl wissen, daß es nach diesem Princip zusammengeschrieben ist.

Wenn der Student, der von Kunst- und andern Genüssen ausgeschlossen und in der That auf die Sphäre seiner eigenen Bestrebungen beschränkt ist, solchen Genuß von Rom hat, wie muß es nicht um die goldenen Gelegenheiten eines Andern stehen, der, vom Joche erdrückender Disciplin befreit, ungestört seinen eigenen Neigungen folgen und sich in die Tiefen, deren Oberfläche er blos streifen durfte, wirklich versenken, in langen tiefen Zügen aus den Quellen trinken kann, von denen er blos flüchtig hatte kosten dürfen? Die Erinnerung an sie wird nach vielen Jahren zurückkehren in Bildern von langen wonnigen Spaziergängen, die er in sinnender Einsamkeit durch die verödeten Straßen der alten Stadt gemacht hat; von mannigfachem Herumklettern unter seinen Hügeln über die Ruinen hin, um irgend einen vortheilhaften Punct zur Aufnahme des unten liegenden Gebietes zu erreichen, und über die herrlichen Ketten größerer und kleinerer Berge hinzuschauen, die in ihren kaiserlichen Farben von Gold und Purpur prangten; und dann vielleicht von feierlichem Eintritt in die kühle Einsamkeit einer offenen Basilica, wo Euer Gedanke jetzt ausruht, wie damals

Euer Körper nach dem stillen Abendgebet, und aus vielen wohl im Gedächtniß gebliebenen Winkeln jede locale Inschrift, jedes liebliche Denkmal der Kunst, den characteristischen Zug von jedem oder die großen Namen, mit denen es in Verbindung steht, vor die Augen zaubert. Der Liberianer spricht zu Euch von Bethlehem und seinen Schätzen von Mysterien; der Sessorianer von der Schädelstätte und ihren rührenden Reliquien. Baronius gibt Euch seine Einschärfungen über christliche Architectur, die er als ein Vermächtniß in seinem Titel Fasciola eingeschrieben hat; St. Dominicus lebt in den frischen Gemälden eines treuen Schülers [1] auf den Wänden der entgegengesetzten St. Xystuskirche; da steht die Kanzel und dort hängt der Hut des heiligen Carl, wie wenn er so eben seine eigene Kirche verlassen hätte, von welcher er sich in seinen Briefunterschriften Cardinal von St. Praxedes nennt; daneben in einer Schwesterkirche ist frisch die Erinnerung an St. Justinus Martyr, der seine Apologien des Christenthums an den heidnischen Kaiser und Senat richtet, ebenso die Erinnerung an Pudens und seine britische Gemahlin; und weit über den Stadtthoren sieht man den heitern Philipp in St. Sebastian knien, wartend bis die Thüre zur Platonia vor ihm geöffnet wird, damit er die Nacht hindurch im Schlafzimmer des Märtyrers wachen kann.

So sinkt Rom tiefer und immer tiefer in die Seele, wie der Thau, von welchem jeder besondere Tropfen weich und gewichtlos ist, der aber immer seinen Weg bis zur Wurzel von Allem was unter dem Boden ist findet und daselbst jeder zukünftigen Pflanze seine eigene warme Tinte, seinen eigenen balsamischen Wohlgeruch und seine eigene stets sich verjün-

[1] Pater Besson.

gende Kraft mittheilt. Aber dieß gilt blos von seinem äußeren Leben. Es wäre schwer zu beschreiben, was ein Mann lernen kann, der sein inneres Wesen, seine massenhaften Kunstniederlagen, seine zahllosen Wohlthätigkeitsanstalten, seine privaten sowohl als öffentlichen Quellen für geistige Cultur in Bibliotheken, Museen, Academien, Vereinen für jeden Gegenstand, von der vierzehntägigen Erörterung theologischer Themata an bis zu der wöchentlichen Zergliederung einer Zeile von Dante, studiren will.[1] Wer hat zu seiner intellectuellen Bildung in Rom gelebt und erinnert sich nicht stiller Stunden in einer der großen öffentlichen Bibliotheken, wo geräuschlose Mönche ihm die Foliobände, die er verlangte, brachten und um ihn anhäuften, und wo er mitten unter hundert Lesern so still saß, als wäre er ganz allein gewesen?

Aber es gibt eine innere Wohnung in diesem großen Hause, und wer in diese, das eigentliche Penetrale, hineingedrungen ist, der wird mit freundlicher Wehmuth auf die Zeit zurückblicken. Denkt ihn Euch allein in der zweiten Halle der Vaticansbibliothek sitzend, um welche herum jetzt leere Pulte stehen, denn es ist Vacanzzeit, während oben eine Reihe von Bildern ausgezeichneter Bibliothekare hängt, die großen Theils mehr durch ihre Gelehrsamkeit als durch den Purpur geglänzt hatten. Eine entgegengesetzte Thüre gestattet einen Blick in die große Doppelhalle, die durch Pfeiler abgetheilt ist. Die Ständer rings umher und an den Wänden entlang sind wahre Schatzkästchen von Gelehrsamkeit und enthalten blos Edelsteine von handschriftlichem Wissen. Dar-

[1] Es gab und gibt vielleicht noch jetzt eine auserwählte literarische Gesellschaft, die wöchentlich zusammenkam, um ausschließlich Documente über Dante zu lesen.

über glüht Alles von Gold und Ultramarin, so luftig und glänzend, wie nur Zuccari es einrichten konnte. Die halbgeschlossenen Läden und zugezogenen Vorhänge theilen der köstlichen Kühle, welche keinen Begriff von der bratenden Sonne gibt, die auf das Quadrat von außen brennt, eine schläfrige Atmosphäre mit. Denkt Euch indeß keinen Müssiggänger — denn ein solcher konnte zu dieser Jahreszeit keinen Zutritt erhalten — sondern einen emsig sich anstrengenden, vielleicht grämlich aussehenden, abgemagerten Studenten, in dessen Hand das Pergament irgend eines alten schmutzigen Bandes knarrt, an welchen unter den vielen um ihn her die Reihe des Verglichenwerdens jetzt gekommen ist. Vielleicht daß im Augenblick einer köstlichen Entdeckung, der zu Folge das düstere pergamentene Document an einer gewissen Stelle, in einer Präposition oder auch nur in einem Buchstaben von drei andern abweicht, leise ein Mann von mittlerem Alter hereintritt, mit hohen Brauen und tief liegenden Augen, glücklich in dem weiten sommerlichen Hausrock — denn er lebt unter Büchern — und sich neben dem einsamen Studirenden niedersetzt. Freundliche und aufmunternde Worte, nützliche practische Belehrung, vielleicht eine Erörterung über irgend einen interessanten Punct machen der Hitze und Last des Tages eine viertelstündige Diversion, aber vom Entdecker eines Cicero und Fronto, eines Isocrates und Dionysius ausgehend, können sie der Anfang zu einer langen theuren und hochgeschätzten Freundschaft werden. Stunden wie diese verschwinden, wenn sie sich oft wiederholen, nicht leicht aus dem Gedächtniß. Unter dem eigentlichen Schatten des großen Domes verbracht, machen sie Rom theuer durch die Erinnerung an soliden Nutzen, den man auf solche Art erworben und für die schlimmen Tage

geschäftigeren Lebens aufgespeichert hat. Wahrhaftig Jeder, an dessen Studienjahre solche Erinnerungen sich knüpfen, muß in Geist und Herz einen glücklichen und dankbaren Eindruck bewahren.

Bis hieher ist das Capitel von Einem zum Andern herumgestreift, und möglicher Weise wird es so ziemlich bei diesem Character verharren. In der That wächst die Schwierigkeit gegenwärtiger Aufgabe auf höchst fühlbare Weise bei diesem Punct. Es handelt sich jetzt um persönliche Berührung und vertraulichere Innigkeit mit den Personen, die aufgeführt werden. Die Bekanntschaft mit Eigenschaften, die bis jetzt nur aus einer gewissen Ferne und mit ehrerbietiger Scheu betrachtet worden, reift jetzt zu genauer Beobachtung, wirklicher Erfahrung und freudigem Genuß. Die Umstände, von denen diese Erfahrung und Gefühle begleitet waren, treten dem Erzähler so lebhaft vor die Augen, daß er zu seinem Schrecken sich selbst auf ungebührliche Art in den Vordergrund drängen müßte, um ihnen Wirklichkeit zu geben, und da gibt es keine andere Wahl als die Uebergehung dessen, was am lebendigsten wäre, weil es am confidentiellsten ist. Um dieß zu erklären, mag beiläufig bemerkt werden, daß dieses kurze Pontificat die entscheidende Aera im Leben des Verfassers bildete, den Angelpunct, um welchen seine Zukunft, ob sie nun lang oder kurz war, sich drehen sollte. Jedermann hat auf ein solches Datum zurückzublicken; es ist daher nichts Merkwürdiges an diesem. Es war ein Zufall, daß der Verfasser, nachdem er seine Studien frühzeitig beendigt hatte, 1826, als man Jemand für die Stelle eines Vicerectors brauchte, bei der Hand war und daher dazu ernannt wurde. Und im Jahr 1828, als der höchst verdienstvolle Rector Dr. Gradwell

einen Bischofssitz erhielt, da war es beinahe eine natürliche Folge, daß der Verfasser sein Nachfolger wurde.

Diese officiellen Stellungen führten nothwendig häufigere Veranlassungen, ja sogar eine gelegentliche Verpflichtung herbei der Person des Souveräns nahe zu kommen. Denn in Rom ist ein solcher Zutritt leicht und beinahe unumgänglich für Personen, die eine mit Verantwortlichkeit verbundene geistliche Stelle bekleiden. Und in dem erwähnten Fall ist mit der Vorsteherschaft des Collegiums eine Vermittlung der geistlichen Angelegenheiten Englands verknüpft, die, obschon sie hauptsächlich durch ministerielle Canäle geleitet wird, doch von Zeit zu Zeit einen guten Grund an die Hand gibt sich persönlich an den Pabst zu wenden. Als eine allgemeine Erinnerung an diese häufigen Audienzen mag einfach erwähnt werden, daß ihr Character einmal wie das andere ein herablassend väterlicher, in Blick und Ton höchst liebenswürdiger war. Es war eine gewisse Selbstbeherrschung nöthig, um nicht zu vertraulich zu werden. So unbedeutend die Veranlassung oder die Person sein mochte, so wurde doch immer dieselbe gütige Theilnahme an den Tag gelegt, wie wenn Beide mit einem weit höheren Character bekleidet gewesen wären.

Nehmen wir ein triviales Beispiel, auf welches schon in unserm zweiten Capitel angespielt ist. Ein Student hat das Ende seiner Studien erreicht und wird von seinen Obern, denn es kann niemals Sache persönlicher Wahl sein, für fähig gehalten seine Ansprüche auf seinen Grad durch eine öffentliche Herausforderung gegen Jedermänniglich, wer sich erdreisten sollte einen seiner Sätze zu bekämpfen, geltend zu machen. Zur Ehre des englischen Collegiums sei es gesagt, daß von Zeit zu Zeit der eine oder andere seiner Söhne

seinen Schild aufgehängt und seinen Gegnern wacker Stand gehalten hat. Nehmen wir einen von ihnen als Beispiel, und wahrscheinlich wird für viele Leser dieser skizzenhaften Erzählung eine Beschreibung des Verfahrens etwas Neues sein. Der auserwählte Jüngling wird das gewöhnliche Talent und Gedächtniß haben, nicht zu verschämt oder schüchtern sein, muß eine schöne Dosis Tact und eine Fertigkeit, wo möglich Geläufigkeit im Gebrauch der lateinischen Sprache besitzen, nicht blos in ihrer classischen Construction, sondern auch in ihrer scholastischen und mehr barbarischen Technologie. Er läßt seine Thesis, die nicht weniger als hundert Puncte enthalten muß, aber von seinen Professoren wahrscheinlich ums Vierfache vergrößert wird, so daß sie das ganze Gebiet der catholischen Theologie umfaßt, in einem hübschen Quartband drucken. Dieser kleine Band wird unter Freunden in Umlauf gesetzt, jedem geistlichen Institute in Rom geht eine Einladung zu, Tag, Stunde und Platz werden bezeichnet nebst den üblichen Bestimmungen, daß am Morgen „datur omnibus", Alle angreifen können, während am Nachmittag diese Freiheit erst gestattet wird, nachdem drei wohl ausgewählte Kämpen ihre Lanzen gebrochen haben.

Wenn die Zeit kommt, findet sich der Respondent, er weiß kaum wie, hinter einem Tisch am Ende einer gewaltigen Halle sitzend, zu deren Ausfüllung eine kräftige Stimme nöthig ist, unterstützt von seinen Professoren, die ihm für den möglichen Fall von Verlegenheiten ein Wort ins Ohr flüstern können. Eine große ovale Kette von Stühlen erstreckt sich den Saal entlang auf beiden Seiten und beginnt sich bald mit Professoren, Doctoren und Gelehrten zu füllen, von denen er vielleicht nur mit ehrerbietiger Scheu gehört

hat: Jeder von ihnen empfängt ein Exemplar der Thesis und durchblättert es, wie wenn er zwischen den Maschen des Panzers den schwachen Punct finden wollte, in welchen er später seinen Speer zu stoßen gedenkt. Ich erinnere mich in dem besondern Fall, den ich vor Augen habe, sehr wohl, daß ein weiß gekleideter Mönch hereinglitt und sich im innern Cirkel setzte, aber obschon die Professoren ihm einen besondern Boten zuschickten, schüttelte er seinen Kopf und lehnte es ab ein Angreifer zu werden. Er war geschickt worden, um zu hören und zu berichten. Es war F. Cappellari, der in weniger als sechs Jahren Pabst Gregor XVI werden sollte. Nicht weit von ihm saß der Abbé Lamennais, dessen Werke er mit so viel Recht und auf so zermalmende Art verdammte. Wahrscheinlich war es das einzige Mal, daß sie je beisammen saßen, einem jungen Engländer zuhörend, der den Glauben vertheidigte, für welchen der Eine das Orakel, der Andere ein bitterer Feind werden sollte.

Gut, jetzt erhebt sich Einer, und in gemessener Sprache richtet er beredt einige aufmunternde Sprüche an seinen jungen Mitbewerber, dessen Herz hoch schlägt in ängstlicher Ungewißheit, von welcher Seite er wohl angegriffen werde; bis eine Periode abgerundet wird mit der Erklärung über die Anzahl seiner Propositionen, die bekämpft werden sollen. Ein knatterndes Getöne von steifem Papier, das gleichzeitig in allen Händen umgeschlagen wird in der ganzen mit Studenten, Mönchen und andern Zuhörern, Laien und Geistlichen, angefüllten Halle, verkündet die allgemeine Begierde das ausgewählte Thema zu sehen und erleichtert die Spannung des am Pranger stehenden jungen Mannes, der sich zum ersten Mal in seinem Leben auf eine peinliche Art in den Vordergrund gestellt sieht und das Gewicht vergangener

Arbeit und künftiger Verantwortlichkeit, die beide auf sein Haupt drücken, schwer empfindet.

Natürlich hat er sich aufs Gründlichste vorbereitet, und sein Elend muß doppelt sein, wenn er einen verwundbaren Fleck in seiner Rüstung gelassen hat oder wenn sie nicht ganz stichhaltig ist. Natürlich weiß er, daß kein Angreifer über den eigentlichen Gegenstand hinausgehen oder solche Fragen an ihn stellen darf, wie Sir T. Morus an den Disputanten in omni scibili et de quolibet ente, der ihm irgendwo in der Fremde in den Wurf kam, und den er durch eine äußerst klare Frage des englischen Rechtes, nämlich Ultrum averia carucæ in vetito namio capta sint irreplegiabila,[1] gänzlich in die Enge trieb. Immerhin gibt es Gegenstände, in welchen man besser zu Hause ist als in andern, und es gibt solche, die interessanter, voller von Details und für eine lebhafte Darstellung geeigneter sind. Inzwischen ist hier nicht zu helfen; ob man ihm trocken oder salbungsvoll, logisch oder mit bloßen Phrasen zu Leibe rückt, er darf Nichts unbeachtet lassen; er kann etwas Neues, wenn es unerwartet vor ihn tritt, umgehen; aber im Ganzen muß er zeigen, daß er keinen Punct übersehen hat, der einer Antwort würdig ist. Die Angreifer sind scharfe routinirte Gladiatoren, die, wenn sie sich von der Tapferkeit des Vertheidigers überzeugt haben, ihm schöne Gelegenheit geben werden sie zu entwickeln. In dieser Beziehung muß der Verfasser sich schuldig bekennen; er hat sein Bestes gethan, um das Metall solcher jungen Kämpfer, die ihre Sporen zu erringen strebten, zu erproben. Aber wenn er solche Männer wie den

[1] Zu deutsch: ob Pflugthiere, die kraft des Rechtes der Wiedernahme in Besitz genommen worden, wieder ausgelöst werden können. Blackstone III. 9.

Erzbischof von Dublin oder von Thyana [1] oder die Bischöfe von Pittsburg oder Clifton anzugreifen hatte, so brauchte er es nie zu bereuen, daß er seine Waffen wohl gestählt und seinen Streichen allen möglichen Nachdruck gegeben.

Nachdem man sich einige Stunden so herumgestritten, kommt eine Pause der Erholung und Ruhe für Jeden, nur nicht für den Kämpfer des Tags; denn dieser ist wahrscheinlich von einem bleiernen Kopfweh niedergedrückt, worin er seine bisherige Leistung als einen elend mißlungenen Versuch erblickt, und die bevorstehende ihm als eine düstere trübselige Ungewißheit entgegentritt. Inzwischen kommt ihre Zeit, und dießmal sitzt er an einem hohen Pult, seine Professoren tief unter ihm, so daß alle Hoffnung auf Entsatz und Unterstützung verloren ist. Er ist in der Mitte der einen Seite des Schiffes einer hohen Kirche, die seiner Stellung nicht blos Feierlichkeit und sogar religiöse Ehrwürdigkeit verleiht, sondern auch nothwendig macht, daß seine Stimme klar, in beinahe declamatorischem Ton erschalle, um die entgegengesetzte Seite zu erreichen, wo unter einem Thronhimmel in einem Prunkstuhl der Cardinal sitzt, welcher die Widmung der Disputation angenommen hat. Im vorliegenden Fall hatte man die Absicht gehabt den Pabst selbst um die Ehre seines Patronats anzugehen, aber im letzten Augenblick war diese Idee aufgegeben worden. Gleichwohl war der innere Kreis furchtbar genug: ein Patriarch, vier Erzbischöfe, wenigstens ein halb Dutzend Bischöfe, ungefähr zwanzig Prälaten, die seither großentheils zu den höchsten Ehren der Kirche gelangt sind, beinahe eben so viele Professoren, Aebte und Rectoren, und eine zahllose Zuhörerschaft

[1] Mgr. Barrili, der neuerdings consecrirt und zum Nuntius in Madrid ernannt worden ist.

von gleichem Rang und in voller Galla, die im innern Kreise erforderlich ist und die ihm beinahe das Ansehen einer Synode verleiht.

Nun wenn Dieß vorüber ist, was ist dann der große Lohn, der dem jungen Athleten winkt, außer dem theologischen Doctorstitel, den er erhält, aber in Rom nicht tragen darf? Es ist die Ehre am folgenden Tag mit einem angemessen gebundenen Exemplar seiner „Thesis“ vor den Pabst treten und es ihm zu Füßen legen zu dürfen. Er empfängt nicht blos einen liebevoll väterlichen Segen; sondern seine Wangen glühen und sein Herz schlägt hoch, wenn er sich beugt unter den Ausdrücken der gütigsten Aufmunterung und sogar unter Worten des Lobes. Er wird den gemeinschaftlichen Vater der Kleinen sowohl als der Großen bereits von sämmtlichen Vorgängen des gestrigen Tags unterrichtet finden, von jedem besondern Zwischenfall, jedem geistreichen Einfall, jeder höflichen Zurückweisung eines zutäppischen Gegners, kurz von Allem was in Manier oder Methode characteristisch war. Und dann wird er ermahnt im Studium zu verharren und die Gaben, welche Gott ihm verliehen, zu Seinem Preis auszubilden. Vielleicht wird sogar mehr gesagt, eine besondere Richtung wird bezeichnet, die aus dem Erfolg der überstandenen Probe hervorgeht, fleißig die heilige Schrift oder die Väter oder die Tagesfragen zu studiren. Alles dieß pflegte Leo mit einer Milde und kühnmachenden Grazie zu thun, welche dem jungen Mann tausendfachen Ersatz für alle Arbeit leistete, die er überstanden hatte, um sich in der geistlichen und theologischen Armee eines solchen Fürsten einreihen zu lassen. Es erhob ihn über sich selbst und seine eigenen kleinmüthigen Gedanken; es gab ihm zum ersten Mal die Hoffnung, daß er möglicher Weise etwas Gutes

werde leisten können, und es öffnete seine Augen für die glänzendere und heiterere Seite seines bedeutungslosen Daseins. Solche Blicke, solche Worte, eine solche Scene lassen sich nicht leicht vergessen; und wer weiß, wie vielen gediegenen Werth und wie manches Werk der Ausdauer die Kirche einem einzigen Viertelstündchen zu verdanken haben mag, das auf solche Art dem zarten, warmen und eindrucksfähigen Gemüth eines Jünglings geschenkt wurde, begleitet von einem huldreichen Segen aus dem Munde des Fürsten, den er als Gottes wahren Stellvertreter auf Erden im tiefsten Herzen verehrt? Das Siegel wird angesetzt und tief auf das Wachs gedrückt, just in dem Augenblick, wo dieses am wärmsten und weichsten ist; es wäre ein Wunder, wenn der Eindruck nicht scharf und dauernd wäre. Bei der Härtung des Stahles gehen, sagt man, nach manchen Manipulationen die feinsten Klingen alle durch die Hände eines hervorragenden Arbeiters, der ihnen vermöge geheimer Geschicklichkeit und ausgezeichneten Tactes mit wenigen Schlägen eine Vollendung und Zartheit mittheilt, wodurch sie zur schärfsten Schneide vorbereitet werden. Und so kann nach jahrelangem Studium und geheimem Abmühen ein geduldiger Student in wenigen Augenblicken das, was Milton die Probe himmlischer Härtung nennt, aus der Meisterhand in der kirchlichen Waffenschmiede empfangen.

Da ich mehr denn einmal solchen Scenen angewohnt habe, so ist mir dieser starke Eindruck geblieben, und ich habe Alles bestätigt gefunden, was in diesem Buch bereits von der besondern Güte gesagt worden ist, womit Leo XII stets die Schüler unseres Collegiums behandelte, die sich ihm besonders in Studienangelegenheiten näherten. Es wird sich

eine weitere Gelegenheit finden diese Versicherung mit Beispielen zu belegen.

Aber Ein Beweis seiner Theilnahme für dieses Institut ist nur wenig bekannt. Er hatte einen ähnlichen Plan entworfen, wie der gegenwärtige großherzige und freigebige Pabst neuerdings ausgeführt hat, das englische Collegium zu erweitern und es zu einem Platz verlängerter Erziehung für Studenten zu erheben, welche die höhern Curse der Universität durchzumachen wünschen möchten. Dem Haus ist ein großer Palazzo angebaut, der in verschiedene Wohnungen abgetheilt und hauptsächlich von Cardinal Howard aufgeführt worden ist. Der Pabst beauftragte Mgr. Nicolai, welcher der gelehrten Welt durch einen prachtvollen Folioband über die Paulskirche und ein sehr tüchtiges practisches Werk über die Austrocknung der pontinischen Sümpfe, worüber er die Aufsicht führte, wohl bekannt ist, diese Gebäude stille in Augenschein zu nehmen, zu ermitteln, welchen Zins sie eintrugen, und welche Auslagen für die Ausführung des vorgeschlagenen Planes nothwendig wären, ebenso auch welche weitere Capitalien man brauchen würde, um sie für immer auszustatten. Denn er wünschte, daß kein Verlust auf das Collegium fallen, sondern daß dieses vielmehr nur den vollständigen Vortheil erndten solle. Inzwischen verhinderte ein frühzeitiger Tod die Ausführung dieser großherzigen Absichten, die man später von Nicolai selbst erfuhr.

Sechstes Capitel.

Fortsetzung.

Das Beispiel von großer Theilnahme und Güte, auf welches gegen den Schluß des letzten Capitels angespielt worden ist, war eines, das dem Verfasser viele Gelegenheiten verschaffte die unbeirrte Herzensgüte zu bemerken, die diesen Pabst characterisirte. So geschah es, daß ein Mann, der mit dem englischen Collegium in Verbindung stand, einen Lehrstuhl an der römischen Universität wünschte. Er war von seinen Professoren ermuthigt worden sich bei der bevorstehenden Erledigung um denselben zu bewerben. Da er keinerlei Ansprüche durch Interesse oder Verbindungen besaß, so stand er einfach unter der Bestimmung der päbstlichen Bulle, welche alle Professuren der freien Bewerbung unterstellte. Es war im besten Fall blos eine untergeordnete und glanzlose Professur, der zu Liebe, wie man glaubte, nur Wenige sich Mühe geben und als Candidaten auftreten würden. Deßhalb hieß es, man werde von der Regel absehen, und ein in jeder Beziehung geeigneter Mann von bedeutendem Ruf werde ernannt werden. Der jüngere Aspirant erbat sich unbedenklich eine Audienz, der ich anwohnte. Er sprach gegen den Pabst offen seine Absicht aus und äußerte seinen sehnlichen Wunsch, daß man zu seinen Gunsten die neuerdings erlassenen Verfügungen Seiner Heiligkeit genau durchführen möchte. Nichts konnte leutseliger und ermuthigender sein als Leos Antwort. Er sagte, er sei hoch erfreut zu sehen, daß seine Anordnung kein todter Buchstabe sei, und daß sie seinen Bittsteller zu Anstrengungen ermuntert habe.

Er versicherte ihn, er könne guten Muths sein, er werde auf dem Wege des Rechtes und ohne Begünstigung zum Ziele kommen, er solle die Sache nur in seinen Händen lassen.

Die Zeit verging, und da die einzige in der Bulle angegebene Alternative darin bestand, daß man durch Veröffentlichung eines Werkes genugsame Stärke in der Kunst oder Wissenschaft bewies, für welche der Lehrstuhl bestimmt war, so ließ er in aller Stille ein Werk drucken, das wahrscheinlich sehr schwerfällig ausfiel; aber Lebhaftigkeit und Schimmer gehörten nicht zu den Bedingungen der Bulle. Als eine Erledigung eintrat, so wurde sie zugleich mit der Nachricht, daß die Stelle besetzt sei, bekannt gemacht. Alles schien verloren, ausgenommen die Ehre des Pabstes, an welche allein eine Berufung möglich war. Eine zweite Audienz wurde begehrt und augenblicklich bewilligt, nachdem man natürlich den Grund angegeben hatte. Ich war wieder zugegen und werde die Sache nicht leicht vergessen. Es war nicht nöthig den Fall von neuem vorzutragen. „Ich erinnere mich an Alles," sagte der Pabst sehr freundlich. „Ich bin überrascht worden. Ich habe C., durch welchen die ganze Sache gegangen ist, kommen lassen und ihm befohlen die Anstellung zu widerrufen; zugleich habe ich ihm einen so scharfen Verweis ertheilt, daß ich glaube, dieß ist der Grund, warum er heute Fieber hat und im Bett liegt. Sie haben ehrlich und kühn gehandelt, und Sie sollen die Früchte Ihres Fleißes nicht verlieren. Ich werde mein Wort gegen Sie lösen und die Bestimmungen meiner Verfassung aufrecht halten." Mit der größten Huld nahm er den Band entgegen, der jetzt von seinem Verfasser, in dessen Hände das Exemplar zurückgekommen ist, als ein Schatz angesehen wird, erkannte das dadurch festgestellte Recht auf Bevorzugung

an und versicherte den Autor, daß er gewonnenes Spiel habe.

Der Pabst hatte wirklich die Sache seines jugendlichen Bittstellers ernstlich in die Hand genommen; statt sich belästigt zu fühlen, bewies er ihm Eifer und Güte: und Diejenigen die mit Verachtung über seine Ansprüche weggegangen waren, sahen sich genöthigt mit ihm zu unterhandeln und einen Vergleich einzugehen, der alle seine Wünsche befriedigte. Eine weitere Audienz, um seinen Dank abzustatten, wurde gütig bewilligt, und ich war abermals Zeuge von derselben väterlich sanften und ruhig heitern Stimmung, so wie von derselben ernstlichen Sympathie mit den Gefühlen des jungen Mannes, dessen Sache so huldvoll durchgeführt worden war. Wenn dieser junge Client nicht aus solchen wiederholten Beweisen von Theilnahme und Herablassung neue Kräfte schöpfte und verdoppelte Stärke gewann, wenn sie nicht die Segel seines Schiffleins füllten und durch manches trübe Wasser hindurch kräftig steuerten, ja wenn sie nicht seinem ganzen geistigen Leben Farbe und Duft gaben, so müssen wir diesen Mann als seelenlos und jeder edlen Regung unfähig erklären.

Inzwischen beschränkte sich die Güte Leos XII gegen unser nationales Institut nicht auf freundliche Acte gegen Einzelne, sondern er gab uns Allen einen unerwarteten Beweis seiner ausgezeichneten Herablassung. Ich habe bereits die Villa des Collegiums beschrieben, wo die Zeit der Weinlese zugebracht wird, halb städtisch halb ländlich, anspruchslos in ihrer Erscheinung und Einrichtung, doch noch mehr in ihrer Architectur, denn sie ist weiter Nichts als ein Conglomerat von kleinen Häusern. Inzwischen machen hauptsächlich die Aussicht und die Lage nebst den angenehmen

Dingen, die man da treibt, diese Villa zur wahren Herzenslust und zum Mittelpunct der Neigungen jedes römischen Studenten. Freilich sind auch, wenn Jemand, der freie Wahl hätte, den Tag in dieser Nachbarschaft zuzubringen wünschte, ringsherum stattliche Landhäuser und prächtige Klöster da, die ihn verlocken könnten.

Leo, der fortwährend an vielen Gebrechen litt, kam niemals weit in das Land hinaus. Er hatte sich drei oder vier Meilen von Rom eine kleine unscheinbare Villa hergerichtet, wohin er sich mit seinem Gefolge zurückzuziehen pflegte, um einige Stunden in dem Weingarten zuzubringen, der sie umgibt. Er hatte als junger Mann unschuldige Belustigungen im Freien geliebt, und man pflegte zu sagen, daß der ruhige Genuß seiner alten Erholung ihm zuweilen angenehm sei. Wie dem auch sein mag, kein Pabst in der neueren Zeit ist so vollständig zu Hause geblieben wie er, und die päbstliche Villa in Castel Gandolfo wurde, glaube ich, niemals von ihm bewohnt. Es konnte also nicht die blose Lust zu einem Ausflug oder einer Ortsveränderung sein, was ihn zu den tusculanischen Hügeln hinzog.

In der Herbstvacanz 1827 machten gewisse Vorbereitungen von ominöser Bedeutung die Aufmerksamkeit der Studenten rege: ganze Ladungen von Schulapparaten, Möbeln und Tapeten kamen geheimnißvoll an und wurden bei Seite gestellt; man begann in einer höchst ungebräuchlichen Periode mit dem größten Eifer zu putzen und zu weißen, und dann kam eine augenscheinlich überflüssige Menge von gackerndem und kollerndem Geflügel, Niemand wußte woher, nebst einem Mastkalb aus dem großen Borghesischen Gut in Pantano, das, wie man sich zuflüsterte, vor einiger Zeit von einem Beamten der königlichen Speisekammer bestellt wor-

den war. Gerüchte begannen in Umlauf zu kommen; aber Niemand wagte eine so unerwartete Ehre zu erwarten, wie sie dem kleinen Dorfe weissagten. Nur zwei Personen waren ins Geheimniß eingeweiht, der Rector und sein Vicerector, sowie natürlich diejenigen die mit den Vorbereitungen beschäftigt waren. Aber es wurde streng und treu eingehalten, bis es nothwendig war Befehle zur Herrichtung der Wege, zur Säuberung der Straßen, zur Errichtung von Triumphbögen und zur Aushängung von Teppichen zu geben, Verzierungskünste, worin die italienischen Dörfer besonders erfahren sind. In der That wurden Illuminationen, Feuerwerke und ein Luftballon schnell zu unsern Vorbereitungen hinzugefügt.

Das Küchendepartement wurde von den einfacheren Anordnungen des Schulkochs den wissenschaftlichen Operationen eines hofmäßigen Künstlers übertragen, und man begann ein Mahl vorzubereiten, dessen Besorger nicht länger verborgen bleiben konnte. So streng waren jedoch die Vorsichtsmaßregeln, um das Geheimniß zu bewahren und jedem Zusammenlauf des Volks vorzubeugen, daß die höchsten Beamten des Haushalts in gänzlicher Unwissenheit über die Absichten des Pabstes gehalten wurden. Denn am Morgen des 29. Octobers kamen der Maggiordomo und der Maestro di Camera (die nachmaligen Cardinäle Marazzani und Barberini) und fragten, warum sie hiehergeschickt worden seien. Man hatte ihnen blos gesagt, sie sollen am Morgen an das lateranische Thor fahren, und dort erhielten sie den schriftlichen Befehl sich nach der englischen Villa in Monte Porzio zu begeben. Groß war ihr Erstaunen, als sie erfuhren, daß Seine Heiligkeit in wenigen Stunden erwartet wurde. Und auf gleiche Weise hatte man uns streng aufgegeben Niemand

in das Haus zu lassen und keinen Gast einzuladen, da der Besuch lediglich dem Collegium galt. In der That erklärte der Pabst dieß zu wiederholten Malen, wenn Deputationen sich ihm zu nähern wünschten.

Der Morgen war regnerisch und verursachte uns viel Kummer, bis gegen zehn Uhr die Sonne glänzend hervorbrach, die Wolken hinwegrollten und jedes Auge auf der Straße von Frascati haftete, auf der man von Rom aus kommen mußte. Ueber die Gartenmauer hingelehnt sah keiner in das tiefe Thal hinab, durch welches sie sich hinzog, bald in langen schmalen Alleen, bald in enge Thälchen untergetaucht und sich darin windend, beinahe erstickt in den Weingärten, bis der Olivengarten des stattlichen, aber verödeten Palastes Mandragone die Aussicht auf Erde und Himmel kurz abschnitt. Plötzlich erklärte Jemand, der auf dem entferntesten Posten stand, er habe zwischen den Ulmen hindurch einen Schimmer von einem Helm oder Schwert gesehen, allein man wollte ihm nicht glauben, bis ein anderer und wieder ein anderer Schein den vielen sich anstrengenden Augen entgegenfunkelte. Dann hörte man das Getrappel vieler in voller Eile herankommender Pferde, und zuletzt wurde auf einem der ebenen Puncte der Straße das ganze Cortège sichtbar, Nobelgarden und Dragoner, die in starkem Galopp einhersprengten, um mit dem päbstlichen Wagen und seinen sechs dampfenden Rappen gleichen Schritt zu halten. Bald war Alles für Auge und Ohr verloren, als die Cavalcade umbog und den steilen Hügel herankam, auf welchem wir uns befanden; sodann bewegte sie sich einen Augenblick durch den Thorweg des Dorfes, und endlich, nachdem sie durch seine schmalen Straßen gerasselt, hielt sie vor dem Hause an. Der Pabst stieg aus, ertheilte allen Anwesenden

seinen Segen, ging dann in die öffentliche Kirche und verrichtete sein Gebet. Hierauf begab er sich zu Fuß nach einem hübschen Haus in dem kleinen Quadrat, von dessen Balcon aus er die versammelten Einwohner segnete, und wo er die angesehensten Leute vom Dorf höchst leutselig empfing.

Von nun an hatten wir ihn ganz allein; denn die Essenszeit kam bald. In Folge strengster Etikette hat der Pabst in seinem Palast nie Jemand bei Tafel. Selbst einem Souverän wird niemals Gastfreundschaft da gestattet. Während des heitern Octobermonats tritt in so fern ein Abweichen von dieser Regel ein, daß außerhalb der päbstlichen Gemächer zuweilen in einem eleganten Pavillon im Vaticansgarten Mahlzeiten gegeben werden. Und während dieser Jahrszeit besucht der Pabst Klöster oder andere Institute außerhalb Roms, wo aus Rücksicht auf die Entfernung ein Mahl für ihn bereitet wird, an welchem die Hausbewohner Theil nehmen. Aber auch da wird die Regel, daß er allein speist, eingehalten. Ein kleiner Tisch wird oben an die Gasttafel gesetzt, just merkbar mittelst eines niedrigen Auftrittes erhöht, und da sitzt er allein, obschon kaum entfernt von der übrigen Gesellschaft. [1]

[1] Vor kurzer Zeit verließ, als der Pabst in Florenz war, der englische Minister diese Stadt und kehrte plötzlich nach Hause zurück. Er hatte einen vollkommen plausibeln Grund in der ernstlichen Krankheit eines Bruders, an dessen Sterbebett er beschieden wurde. Damit gab sich jedoch ein Zeitungscorrespondent nicht zufrieden, sondern führte als wahren Grund an, unser Gesandter sei dadurch beleidigt worden, daß man ihn nicht an denselben Tisch wie den Pabst gesetzt habe. Vielleicht wird der im Text erwähnte Gebrauch das Factum erklären, an welchem der Correspondent festhielt, und das er zu einem jener Geschichtchen verarbeitete, die solche Leute lieben, um auf die glorreiche Reise des Pabstes durch Italien einen Schatten zu werfen. Sowohl er als der Großherzog von Toscana sind eben so unfähig einen fremden Gesandten ohne Grund

So saß Leo XII an dem denkwürdigen Tag seines Besuches in Monte Porzio. Die Tafel vor ihm war mit Eleganz und Einfachheit gedeckt; da war keine Schaustellung, keine überflüssige Platte, kein Versuch mehr zu sein als die Dinge und die Personen waren. Wir befanden uns im Speisesaal eines Collegiums, wir waren einfache englische Superiore und Studenten, der Rest des Tisches war mit den schlichten Erfordernissen zu Speise und Trank gedeckt, die unser gewöhnliches Mahl versahen. Der Speisesaal war ein niedriges oblonges Zimmer, an dessen Ende, dem Pabst gegenüber, ein großes Fenster bis auf den Boden reichte und, wie wenn es ein glühendes Gemälde gewesen wäre, durch einen grünen abhängigen Berg mit Reben unten, Castanienbäumen und Cypressen oben und üppigem grünem Waideland ausgefüllt wurde, das Ganze vom blauesten Himmel überwölbt. Die erste Bemerkung, welche der Pabst machte, war für seine englischen Gäste nicht wenig schmeichelhaft. „Es ist selten," sagte er, „daß ein armer Pabst das Vergnügen haben kann mit einer so hübschen Gesellschaft von jungen Männern zu speisen." Und in Wahrheit, die Anwesenden machten der stärkenden Luft, die sie zuerst auf Erden eingeathmet hatten, keine Unehre, weder durch ihre Gesichtsfarbe, noch durch ihre Statur, noch durch ihren sehnigen Körperbau. Wie sind sie jetzt zerstreut über der Erde und unter ihr! Einige füllen würdig Bischofssitze aus, Viele arbeiten mit verdienstlichem Fleiß auf dem kirchlichen Felde; nur allzu Viele haben bereits ihr Ruhestündchen erreicht. Aber an diesem Tage waren Alle wohlgemuth und

zu beleidigen, als Lord N. unfähig ist sich durch die Einhaltung festgestellter Hofregeln beleidigt zu glauben. Jedenfalls haben wir von diesem großen diplomatischen Falle nichts mehr gehört.

glücklich, voll Freude und Munterkeit unter dem Lächeln und den freundlichen Blicken ihres Vaters. Denn der Pabst aß kaum Etwas und kostete blos ein wenig von dem Getränk. Aber er verwandte seine Muße dazu, daß er die Gerichte von seinem eigenen Tisch zerlegte und hinunterschickte, während seine Unterhaltung vertraulich an Alle gerichtet war. Er erzählte uns, wie er seinen Tag zugebracht habe, theilweise als eine Art von Entschuldigung dafür, daß er dem ihm vorgesetzten Mahl so wenig Ehre zu erweisen schien. Er stand sehr früh auf, vielleicht um fünf, und verbrachte den ersten Theil des Tages, wie jeder andere catholische Geistliche thut, mit den religiösen Pflichten, welche die Arbeiten desselben einsegnen müssen — Nachdenken, Gebet und der Feier der göttlichen Mysterien, worauf im Tagebuch des Pabstes immer der Besuch einer zweiten, nämlich einer Danksagungsmesse, folgt, die von einem Caplan gehalten wird. Eine Tasse Cafe oder eine Schale Bouillon ohne etwas Solideres war Alles was er vor seinem Diner genoß. Er machte seine Morgenarbeit mit Audienzen von spätestens acht bis zwölf Uhr durch; dann zog er sich zu einer Privatbeschäftigung zurück, ruhte aus, widmete (wie wir von Andern erfahren haben) eine Stunde dem Gebet, fuhr aus und beschäftigte sich wieder mit Staatsangelegenheiten bis zehn Uhr, wo er sein erstes und einziges Mahl einnahm. Es frugal zu nennen wäre viel zu wenig; auch konnten wir uns über das allgemein geglaubte Gerücht, daß er seine persönlichen Ausgaben nicht einen Thaler täglich übersteigen lasse, nicht mehr wundern, als wir von seinen eigenen Lippen vernahmen, daß der ausgetrocknete Neufundländer Stockfisch, der baccalà Italiens, sein alltägliches Lieblingsgericht sei.

Diese Enthaltsamkeit befähigte Leo zu Verrichtungen,

die kein anderer Pabst in modernen Zeiten versucht hat. So sang er z. B. die Christnachtsmesse in Santa Maria Maggiore, was ein Fasten von der vorhergegangenen Mitternacht, also wenigstens von dreiundzwanzig Stunden bedingte; dann ging er in die Kirche der heiligen Anastasia, die Station für die Dämmerungsmesse, und endlich sang er am Tage selbst die dritte Messe in St. Peter.

Um indeß fortzufahren, so zog sich der Pabst nach unserem heitern Mahle ins Schlafzimmer des Rectors zurück, wo er kurze Zeit ruhte; dann kam er in sein bescheidenes Wohnzimmer, wo wir uns in vertraulicher Unterhaltung um ihn sammelten, bis die Stunde seiner Abreise schlug. Er wollte sich nicht in den goldprunkenden Damastsessel setzen, der für ihn hergeschafft worden war, sondern bediente sich eines gewöhnlichen Stuhles mit einem Binsensitz und empfing da auch die gute Geistlichkeit des Ortes, fähige, aber schlichte und gewiß höchst uneigennützige Leute, die, da sie hauptsächlich von ihrem eigenen Vermögen lebten, aushilfsweise die Pflichten versahen, die ein einsamer Pfarrer nicht hätte vollständig versehen können. Ich erinnere mich noch wohl der Fragen, die er an sie richtete, und einiger speciellen Rathschläge von ganz örtlicher Natur, die er ihnen ertheilte.

Die einfachen Ereignisse dieses Tages mögen manchem Leser, der gewohnt ist den Pabst blos als Gegenstand einer besondern, zwischen Bitter und Sauer sich drehenden Classe von Gefühlen zu betrachten, höchst unbedeutend erscheinen. Diese Leute vergessen, daß er unter allen Umständen ein Souverän ist, und es läßt sich annehmen, daß, wenn ein mit dem Protestantismus zusammenhängendes Erziehungsinstitut auch nur in einem kleinen Staat wie Baden oder Sardinien existirte, und der Beherrscher dieses Staates eines

Tags die Jungen besuchte und sie in ihrem eigenen Hause bewirthete, dieß als ein sehr huldvoller Act und vielleicht als ein nationales Compliment, wenigstens als ein Zeichen seiner Achtung vor dem Volk, dem es angehörte, angesehen würde. Ohnehin wird der geistliche Souverän von Rom gewöhnlich als ein Herr betrachtet, der beinahe unzugänglich sei und sich nicht leicht in vertrauliche Berührung mit Andern hereinziehen lasse. Kein Wunder also, wenn ein solcher Act der Herablassung Leo diesen Leuten theuer machte, die sich seiner zu erfreuen hatten, obschon sie Fremdlinge waren und einer Nation angehörten, welche ihm wenig von der Sympathie gezeigt, die sie an seinen Vorgänger verschwendet hatte. Aber in ihren Augen war ein solcher Besuch weit mehr als der Besuch eines kleineren Souveräns. Seine kirchliche Oberhoheit, seine geistliche Herrschaft, sein religiöser Character machen seine weltliche Stellung zu etwas Untergeordnetem bei ihm, und verleihen ihm in der Hierarchie der Monarchen einen Vorrang, welchen die Besitzer größerer Ländergebiete und stärkerer Budgets ihm nicht versagen werden. Ein Act väterlicher Herablassung, wie der so eben beschriebene, von einem so hoch gestellten Fürsten mußte nothwendig in den Herzen Aller, die ihn mit ansahen oder vielmehr sich seiner zu erfreuen hatten, tief eingegraben bleiben. Sie wünschten, daß auch ihre Nachfolger ihn im Gedächtniß behalten möchten, und deßhalb ist die Erinnerung an diese Güte auf etwas weniger Vergängliches als diese fleischlichen Tabellen sind, nämlich auf zwei hübsche Marmorplatten eingegraben, wovon sich die eine im Collegium und die andere in dem so hoch geehrten Saale befindet, und auf denen blos die Bezeichnung des Platzes verschieden ist. Folgendes ist eine Abschrift der ersteren:

HONORI
LEONIS XII. PONT. MAX.
OPTIMI. ET. INDULGENTISSIMI. PRINCIPIS
QUOD IV. KAL. NOV. AN. MDCCCXXVIII.
ALUMNOS. COLLEGII. ANGLORUM
PORTIODUNI. RUSTICANTES
LIBENS. INVISERIT
IN. CONVIVIUM. ADHIBUERIT
OMNIQUE. COMITATE. COMPLEXUS. SIT
ROBERTUS. GRADWELL. RECTOR. COLLEGII
ET. IIDEM. ALUMNI
V. E. PLACIDO. ZURLA. CARD. PATRONO. SUFFRAGANTE
DEVOTI. GRATIQUE. ANIMI. MONUMENTUM
DEDICAVERUNT.

Siebentes Capitel.

Das englische Cardinalat.

Obschon sein Nachfolger Pius VIII es war, der in neueren Zeiten zuerst ein englisches Cardinalat schuf, so kam doch Leo XII unter Umständen eigenthümlicher Art auf diese Idee. Es ist gewöhnliche Praxis, daß ein Cardinal, der auf den päbstlichen Stuhl erhoben wird, den Hut zurückerstattet, wie man es nennt, indem er zu der Würde, von welcher er sich selbst höher emporgeschwungen, ein Mitglied der Familie des Pabstes erhebt, der ihn selbst dieser Ehre würdig gefunden. Und wenn dieser Pabst einer religiösen Körperschaft angehörte, so pflegte der Hut seinem Orden zurückgegeben zu werden.

Nun war Leo XII von Pius VII, der Mitglied des Benedictinerordens war, zum Cardinal ernannt worden, und er wünschte seine Pflicht der Dankbarkeit gegen diese verehrungswürdige Körperschaft zu erfüllen. Im Winter 1826 kam der hochehrwürdige Dr. Baines, Bischof von Siga und Coadjutor des englischen Westdistrictes, in Rom an. Er befand sich in einem Zustand beinahe hoffnungsloser Krankheit, da ein innerer Absceß eine zum Voraus geschwächte Constitution untergrub, die augenscheinlich nicht im Stande war ihn von dem System auszustoßen. Er kam blos auf Besuch in Gesellschaft einiger Privatfreunde, die ihn aus Gefälligkeit begleitet hatten, in der Hoffnung, daß eine Veränderung des Climas wohlthätiger wirken würde als alle Arzneien und ihre Spender. Sie sahen sich nicht getäuscht. Das milde Clima, die interessante Erholung und vielleicht mehr noch die Ruhe von der Arbeit und Aufregung, worin er gelebt hatte, thaten ihre Schuldigkeit; nach einiger angemessener Zeit capitulirte der innere Feind in der dem Engländer furchtbaren Festung des Elends und Leidens — der Leber, und mit dem Frühjahr war eine sichtbare Besserung eingetreten. Ein herrlicher Sommer, der zwischen Assisi und Porto di Fermo zugebracht wurde, vollendete die Aufgabe, und der Bischof erzählte nach seiner Rückkehr gerne von der Verwunderung der einfachen Bauersleute, unter denen er gelebt hatte, wenn sie auf einem Streif Papier mit ein paar Zeilen darauf, die für sie so unleserlich waren wie ein Doctorsrecept für gebildetere Leute, Bezahlung erhielten und bei Vorzeigung dieses Wisches in einem gewissen Palazzo der benachbarten Stadt zu ihrem Erstaunen sahen, daß er unbedenklich in den vollen Betrag ihrer Forderung in hellklingender Münze verwandelt wurde.

Allmälig begann der Ruf, den er in England erworben hatte, sich in Rom zu verbreiten; mehrere vornehme Familien, mit denen er in der Heimath eng befreundet gewesen, waren in Rom und gaben vielen Andern Gelegenheit mit ihm bekannt zu werden; dabei hatte er trotz einer gewissen Bestimmtheit in Ton und Manier, die eine Meinungsverschiedenheit kaum duldete, ein Talent Alle zu bezaubern, die sich ihm näherten. Er hatte zuweilen originelle Ansichten über eine gewisse Classe von Gegenständen, aber er wußte über jeden Punct zu sprechen und besaß eine Klarheit des Ausdrucks, welche Aufmerksamkeit gebot und meistens Zustimmung gewann. Darum waren seine Bekannten immer willige Zuhörer, und bald wurden sie aufrichtige Bewunderer, sodann warme Anhänger. Leider schlug dieß unglücklich für ihn aus. Als er große und sogar prächtige Werke unternahm, stand er allein: Gutheißung seiner Pläne war die Bedingung, unter welcher man ihm nahe sein konnte; Jeder der nicht einstimmte oder Zeit zu weiterer Ueberlegung zu verlangen oder eine Erörterung hervorzurufen wagte, sah sich bald in einer gewissen Ferne; er isolirte sich mit seinem eigenen Genie, er hatte keinen Rathgeber als sich selbst, und er, der sich in einer gewissen Zeit mit Männern von Gelehrsamkeit, Klugheit und treuer Anhänglichkeit umgeben hatte, fand sich zuletzt allein und ließ sein edles Herz sich einsam zu Tode grämen.

In der Zeit jedoch, welcher dieses Capitel angehört, konnten sich diese Fehler kaum so zeigen, daß seine höheren und besseren Fähigkeiten dadurch in Schatten gestellt wurden. Im Verlauf des folgenden Winters war er, obschon seine Freunde es ihm mißriethen, im Stande die englische Kanzel zu besteigen, welche Leo XII, wie wir sehen werden,

in Rom öffnete. Die Kirche, die beinahe leer stand, wenn Prediger von untergeordnetem Rang auftraten, war gedrängt voll, wenn Bischof Baines als der Redner angekündigt war. Viele Leute werden sich seiner erinnern. Er war am glücklichsten in seinen ungeschriebenen Vorträgen. Der Fluß seiner Worte war leicht und reichlich, seine Bilder waren oft sehr elegant, und seine Reden voll von Gedanken und solidem Stoff. Aber sein Haupttalent bestand in seinem Vortrag, in der Stimme, im Ton, im Blick und Geberdenspiel. Seine ganze Art und Weise war voll von Pathos, manchmal sogar mehr als der Gegenstand rechtfertigte; seine Stimme hatte ein eigenthümliches Tremuliren, das seinen Worten mehr als den doppelten Effect verlieh, trotz eines breiten Provinzaccentes und einer gelegentlichen dramatischen Aussprache gewisser Worte. Ungeachtet solcher Mängel wurde er von Allen die ihn hörten als einer der beredtesten und bedeutendsten Prediger betrachtet, die ihnen je vorgekommen.

Dieß war der Mann, welchen Leo zum ersten englischen Cardinal bestimmte. Die Sache war die, daß Dr. Baines ein Benedictiner war; er war im Kloster von Lambspring erzogen worden und vor seiner bischöflichen Beförderung Prior von Ampleforth in Yorkshire gewesen. Mgr. Nicolai erzählte uns, der Pabst habe ihn zu sich beschieden und zu ihm gesagt, er habe sich rings nach einem Mitglied des Benedictinerordens umgeschaut, welchem er den Rückerstattungshut geben könne; viele würdige Männer in demselben seien zu alt und schwach, andere zu jung, so daß er sein Augenmerk auf den englischen Mönch gerichtet habe, wenn bei genauerer Nachfrage sein Ruf der beabsichtigten Erhebung entspreche. Solche Nachfragen wurden großentheils unter uns

angestellt, ohne daß man die Absicht derselben mittheilte. Das Ergebniß war, daß man den Bischof ersuchte sich aus den Privatgemächern des Palazzo Costa, wo er mit seinen englischen Freunden gelebt hatte, nach dem Benedictinerkloster von San Callisto zurückzuziehen und das bischöfliche Gewand seines Ordens zu tragen.

Der Tod des Pabstes allein verhinderte die Ausführung dieses Planes; sein Nachfolger, der wahrscheinlich nicht davon gehört hatte, ertheilte den Hut, den er, wie auch Leo, Pius VII verdankte, einem alten Benedictinerabt, Crescini von Parma. Der Hut wurde allerdings gegeben, aber nicht genossen, denn der gute Mönch, der sonst seiner Ehren vollkommen würdig war, starb entweder auf seiner Reise oder unmittelbar bei seiner Ankunft zu Hause.

Inzwischen liegt es klar am Tage, daß Dr. Baines nicht aus nationalen Gründen, sondern als Benedictiner zum Cardinal ernannt worden wäre. Immerhin war der Gedanke so weit zu reisen, um ein für die Würde passendes Mitglied dieses Ordens zu finden, großherzig und kühn von Leo. Und überdieß kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Absicht zur Grundlage der Ernennung eines englischen Cardinals unter dem folgenden Pontificat gemacht wurde.

Mit Vergnügen würde man es hiebei bewenden lassen; es ist keine Sache freier Wahl, sondern beinahe der Nothwendigkeit darin fortzufahren. Während es absolut gewiß ist, daß Leo entschlossen war den Bischof Baines zum Mitglied des Cardinalcollegiums zu ernennen, hatte er da jemals seine Gedanken auf einen andern von unsern Landsleuten gerichtet, so weit äußere Kundgebungen uns ermächtigen können es zu sagen? Ein solcher Act würde an und für sich nichts Unvernünftiges gehabt haben, obschon allerdings die

plötzliche Ernennung zweier englischen Cardinäle unerwartet gewesen wäre. Leo XII war nicht der Mann sich daran zu kehren, und wenn Dr. Baines als Vertreter des Benedictinerordens ernannt worden wäre, so hätte Dr. Lingard wohl in Folge seiner eigenen hohen Verdienste und als Belohnung für seine prächtige Geschichte ernannt werden können. In der That wird Niemand zu behaupten wagen, daß es im ganzen Bereich der modernen Literatur oder in den Jahrbüchern der britischen Geistlichkeit einen Namen gebe, der es mehr verdient hätte in das Verzeichniß römischer Würdeträger eingeschrieben zu werden, und der demselben einen reineren Glanz verliehen hätte als der Name Lingard. Eine unter dem Nachtheil großer Altersverschiedenheit, als der eine ein Mann und der andere ein Kind war, mit ihm begonnene Bekanntschaft hatte mich früh genug ihn lieben und verehren gelehrt, um noch manches Jahr später Eindrücke einfacherer Gefühle zu hinterlassen, die sich als vollkommen richtig geleitet und auf die gesundeste Basis gegründet erwiesen. Herr Lingard war Vicepräsident des Collegiums, in das ich mit acht Jahren trat, und ich erinnere mich lebhaft an specifische Acte gedankenreicher und zartsinniger Güte, die ein zärtliches und seiner Pflichten bewußtes Herz zeigten, inmitten der vielen ermüdenden Beschäftigungen, welche just durch den Tod des Präsidenten und durch seine eigenen literarischen Verbindlichkeiten ihm zugewälzt wurden, denn er veranstaltete eben eine neue Ausgabe seines ersten großen Werkes. Aber obschon er bald nachher aus dem Collegium schied, später aber das Land verließ und in fünfzehn Jahren nicht mehr sah, entstand doch da zuerst ein indirectes Verständniß, und allmälig eine Correspondenz und eine innige Freundschaft, die bis zum Ende seines Lebens fortwährte.

Persönlich lag darin viele freundliche Aufmunterung in Bestrebungen und Anschauungen; dann bildeten oft, was ein noch schätzbarerer Beweis von Aufmerksamkeit ist, gelegentliche Debattenpuncte und von Zeit zu Zeit Bemerkungen und Fragen um Aufschlüsse die eigenthümlichen Verbindungsglieder des brieflichen Verkehrs zwischen uns. Ueberdieß konnte Niemand sich ihm nähern, ohne von dem vorherrschenden Character seines Gemüths bezaubert zu werden. Eine Elasticität, Heiterkeit und Einfachheit in Manieren und Sprache, eine ausgesuchte Ader von satyrischem und kritischem Humor, unfähig irgend ein vernünftiges Wesen zu betrüben, ein bieg- und schmiegsamer Geist, der sich jeder Gesellschaft anpassen konnte, so daß er ihr Abgott wurde, machten, daß er in den Tagen Broughams und Scarletts mit der Advocatenschaft des nördlichen Bezirks eben so vertraut war [1] wie mit dem jungen Schüler, der in Hornby zu ihm kam, um ihn über irgend eine Stelle in der heiligen Schrift oder in einem Classiker zu befragen. Aber Gesundheit des Urtheils und ein hochsinniges Gefühl, verbunden mit gediegener und mannigfacher Gelehrsamkeit, starkem Glauben und aufrichtiger Frömmigkeit, versahen ihn mit der tiefen concreten Grundlage, auf welcher diese mehr elegante und luftige äußere Grazie ruhte. So war Lingard gegen Alle die ihn kannten, und wer ihn kannte, der mußte ihn auch lieben. Da er nun niemals nach geistlichen Ehren im Vaterland trachtete, und seine Freunde ihn zu hoch verehrten, um sie gegen seinen Willen auf ihn zu werfen, so wird, bevor sein Leben wirklich geschrieben und seine Correspondenz veröffentlicht ist, niemals bekannt werden, welch großen Antheil er

[1] Die Advocatenzunft beschenkte ihn auf dem Weg der Subscription mit seinem eigenen Portrait.

an der Leitung unserer kirchlichen Angelegenheiten in England hatte, und wie wahrhaftig er beinahe das Orakel war, das unsere Bischöfe in verwickelten oder kitzlichen Dingen befragten. Inzwischen werden seine Werke allein ihm seinen wahren Platz bei der Nachwelt sichern.

Wenn ein solcher Mann die höchsten Ehren empfangen und auf die gleiche Höhe mit einem Mai oder Gerdil, einem Baronius oder Norris gestellt worden wäre, so würde sich die literarische oder geistliche Welt nicht im mindesten darüber gewundert haben. Plaudente orbe hätte er seine Erhebung empfangen. Und es ist ganz gewiß wahr, hätte blos das Verdienst immer über die betreffenden Stellungen zu entscheiden, so hätte er sein müssen was Andere waren oder sind; aber wir müssen von dieser geringeren Würde dasselbe sagen was der sanfte Metastasio einen seiner Helden, freilich auf eine etwas impertinente Art, über die kaiserliche Pracht seines Lehnsherrn aussprechen läßt, der nicht gewöhnt war solche Aeußerungen zu verschmerzen:

„Se
Regnasse sol chi è di regnar capace,
Forse Arbace era Serse, e Serse Arbace."

Dieß ist indessen nicht unsere Frage. Ueber Dr. Lingards Verdienste gibt es keine zweite Meinung. Auch ist es ganz und gar nicht nöthig über das was in der einzigen dürftigen Biographie, die bis jetzt über ihn erschienen, gesagt ist, daß Leo XII ihm die Verlegung seines Wohnsitzes nach Rom vorgeschlagen habe, Zweifel aufzuwerfen oder die aus der Besprechung gezogenen Folgerungen anzufechten. [1]

[1] Eine Besprechung, von welcher Surtees Geschichte von Durham erzählt, daß sie zwischen dem Pabst und dem Geschichtschreiber stattgefunden habe, kann kühnlich und im besten Fall in das Legendenbuch ver-

Die erste Thatsache ist vollkommen genug bewiesen, wenn Dr. Lingard sie selbst einem Freunde schrieb. Aber die Frage lautet, so seltsam Dieß klingen mag, so: „War Dr. Lingard wirklich ein Cardinal?"

In der Biographie, auf welche angespielt worden ist, steht folgende Stelle: „Bei einer Ernennung von Cardinälen im folgenden Jahr erklärte Leo dem Consistorium, unter Denjenigen die er in petto für die Würde vorbehalten, sei Einer, ein Mann von großen Talenten, ein vollendeter Gelehrter, dessen Schriften, ex authenticis fontibus geschöpft, nicht blos der Religion große Dienste geleistet, sondern auch Europa in Freude und Staunen versetzt haben. In Rom wurde diese Aeußerung allgemein auf den Geschichtschreiber Englands bezogen."

Wenn der Pabst diese Ansprache hielt, mußte es in folgender Form geschehen sein: „Ueberdieß ernennen Wir zum Cardinal der heiligen römischen Kirche einen Mann ‚von großen Talenten u. s. w.', den wir indeß in pectore vorbehalten." Er kann nicht die Ernennung des Mannes vorbehalten, sondern blos seine Verkündigung, und Dieß ist so wahr, daß, wenn der Pabst zehn Jahre später einen Mann als Cardinal proclamirt, mit der Erklärung, er sei die auf solche Art vorbehaltene Person, sein Cardinalat von der ersten Epoche datirt und er sogleich vor Allen in der Zwischenzeit ernannten den Vorrang einnimmt. Wenn daher Dr. Lingard die Person war, welche der Pabst bei der im

wiesen werden. Auch gibt der Pabst vielen andern Leuten als Cardinälen goldene Medaillen. Der gegenwärtige Pabst schickte Mrs. Chisholm eine goldene Medaille als Anerkennung ihrer großen Verdienste um Auswanderer. In dieser Beziehung kann ich auch aus Erfahrung sprechen; dieses Ehrenzeichen für Dr. Lingard hat keine besondere Bedeutung.

vorstehenden Auszug angeführten Gelegenheit meinte, so war der englische Geschichtschreiber in der That und Wahrheit zum Cardinal ernannt.

Wenn dieß der Fall war, was verhinderte dann seine Verkündigung? Die Biographie geht weiter und sagt, Dr. Lingard habe Schritte gethan, um sie zu verhindern. Ist das möglich? Verträgt sich mit seiner zartsinnigen Bescheidenheit und seinem gründlichen Abscheu vor Lob selbst aus dem Munde eines Kindes die Annahme, daß er diese Bezeichnung des vorbehaltenen Cardinals ohne Weiteres auf sich selbst bezogen habe? Aber Thatsache ist, daß ein solcher Vorbehalt eine Sache der strengsten Verschwiegenheit ist und fest in des Pabstes Brust verschlossen bleibt; selbst der Verfasser der Allocution hat so wenig eine Spur davon als Andere, welche auf die Person nur aus den Eigenschaften oder Handlungen schließen können, die ihr zugeschrieben werden. Diese sind oft sehr bestimmt. Inzwischen ist die Idee, daß Mgr. Testa oder irgend ein Anderer aus der Umgebung des Pabstes sich herausgenommen zu entscheiden, wen er gemeint, und einen Versuch gemacht habe ihn von seinem Vorsatz abzubringen, eine einfache Unmöglichkeit. Wir können uns darauf verlassen, daß unser Geschichtschreiber, wenn er wirklich ernannt und vorbehalten worden war, nicht so leicht hätte davon kommen können. Also änderte entweder der Pabst seine Absicht oder wurde er durch den Tod an ihrer Ausführung verhindert, obschon er noch mehr als zwei Jahre lebte; oder endlich, was wirklich der Fall war, spielte der heilige Vater nicht auf Dr. Lingard an. „Aber in Rom wurde es allgemein auf ihn bezogen." Hier liegt der Irrthum. Ich erinnere mich wohl des Tages so wie der Allocution und ihrer Anwendung. Es war eine denkwürdige

Anrede, worin Leo mit Nachdruck zu erkennen gab, daß er bei der Ernennung künftiger Cardinäle sich nicht vom Schlendrian oder von Hofgebräuchen leiten lassen, sondern Männer von großen Fähigkeiten und solche, die der Kirche ausgezeichnete Dienste geleistet, erwählen werde. [1] Sie athmete vollständig den Geist Leos. Am Schluß kam der geheimnißvolle Vorbehalt eines Cardinals, der dieser hoch ausgezeichneten Classe angehöre. Ich erinnere mich wohl der Aufregung und Freude, womit unser Präsident, der alte gemüthliche Freund des Dr. Lingard, als er nach Hause kam, uns von der Ansprache erzählte und als seine eigene Vermuthung äußerte, die bezeichnete Characteristik könne nur auf ihn passen. Und dieß äußerte er auch gegen andere gemeinschaftliche Freunde, die ohne Zweifel, wie wir, seiner Auslegung beistimmten. Aber außerhalb dieses Kreises, wo Dr. Lingard gekannt und geschätzt war, verhielt es sich gewiß nicht so, sondern ein ganz anderer Mann wurde damals, wie auch immer später und noch jetzt, als Gegenstand des päbstlichen Vorbehaltes betrachtet. [2]

[1] Man erzählte, daß bei Gelegenheit dieser Erklärung ein wohl bekannter Cardinal, ein freundlicher gutherziger Herr, dessen Laufbahn aber mehr bürgerlich als kirchlich gewesen, und der keinen Anspruch auf große Schätze von Gelehrsamkeit machte, sich zu seinem Nachbar gewendet und gesagt habe: „Es ist gut, daß ich schon Cardinal bin, sonst hätte ich jetzt keine Aussicht mehr."

[2] Man kann nicht wohl erwarten, daß ein wenn auch großer Schriftsteller ohne Uebersetzungen außerhalb seines eigenen Landes sehr bekannt sei. Heutzutage lernen allerdings viele Leute fremde Sprachen und reisen in weite Fernen, aber damals gab es in Rom sehr wenige Italiener, die englisch lesen oder übersetzen konnten. Lingards Ruf im Ausland wurde durch seine große „Geschichte" begründet. Seine „angelsächsische Kirche" und seine „Abhandlungen" waren nie übersetzt worden, und die von einem Signor Gregori stammende Uebersetzung seiner Geschichte schleppte sich langsam durch die Handpresse und durch einen schwerfälligen

Dieß war der gefeierte Abbé von Lamennais.

Er war, wie bereits gesagt worden, 1824 in Rom gewesen und mit der höchsten Auszeichnung vom Pabst empfangen worden. Er befand sich damals im höchsten Glanz seines Genies, das nicht blos einfach dem Glauben, sondern den höchsten römischen Grundsätzen huldigte. Die Kühnheit seiner Erklärungen in Sachen der Doctrin, die Unabhängigkeit seines Tones in der Politik, der Schimmer seines Styles und die Tiefe seiner Gedanken stellten ihn an die Spitze der religiösen Kämpen in Frankreich. Er hatte unerschrocken die fliehende Nachhut der großen Revolution, die Gleichgiltigkeit, die noch hinter ihr zurückblieb, in seiner glänzenden Abhandlung über Gleichgiltigkeit in Religionssachen angegriffen; er hatte sich sodann bemüht Dasjenige was nach seinem Dafürhalten zu dieser unheilvollen Epoche und ihren trostlosen Ergebnissen geführt hatte, nämlich einen königlichen Gallicanismus, aus dem Felde zu schlagen. Dieß hatte er durch eine Abhandlung gethan, die allerdings weniger populär wurde, aber voll von geschichtlichen Forschungen und klarem Raisonnement war: „Die Lehre der Kirche über das Institut der Bischöfe.“

Proceß hin, bis die Geisteskräfte des Uebersetzers nachließen, und das Werk von der flinkeren und eleganteren Feder des nachmaligen Paters Mazio vollendet wurde. Bis dieß geschah, war Lingards Name nur höheren Gelehrten bekannt. Man nehme z. B. folgenden Auszug aus dem mehrfach angeführten Tagebuch: — „3. August 1821. Hatte Privataudienz bei dem Pabste. Ueberreichte Bittschriften für die Herren Lingard, Archer und Fletcher, daß man sie zu Doctoren mache. Der Pabst bewilligte das Gesuch mit Vergnügen. Ich setzte ihre verschiedenen Verdienste auseinander. Er sagte mir, ich solle die Bittschriften dem Mgr. Cristaldi, Rector der Sapienza, bringen . . . Ich äußerte den Wunsch, daß es durch Beglückwünschungsschreiben geschehen möge. Der Pabst stimmte bei.“ Dr. Gradwell wurde noch hinzugefügt. Er und Dr. Lingard erhielten noch einen höheren Grad.

Man glaubte, daß der Pabst Leo auf dieses Werk anspiele. Der Text der Allocution ist nicht zugänglich; aber man meinte, sie beziehe sich deutlich genug auf dieses Werk. Das Buch war so thatsächlich, so vollständig, die Frucht mehr von emsigem Studium als von Genie und einer intellectuellen Großthat, daß es einem würdigen Bruder zugeschrieben wurde, welcher das glänzendere, jetzt dahingeschwundene, Meteor in einem beständigen und nützlichen Lichte überlebt. Er ist der Stifter einer sehr großen religiösen Verbrüderung, die ihr Hauptquartier in Ploërmel hat, aber über ganz Nordfrankreich zerstreut ist und sich der Erziehung der Armen weiht.

Dem sei wie ihm wolle, der gefeiertere Bruder hat seinen Namen auf der Titelseite und hätte beinahe die Ehre dafür gewonnen. Und dann sammelte er eine bedeutende Gesellschaft nicht blos von Bewunderern, sondern auch von Anhängern um sich, so lange er der Wahrheit treu blieb. Nie hatte das Haupt einer religiösen Schule so viel Zauberkraft besessen, wenn es sich darum handelte, das Genie, die Thatkraft, die Ergebenheit und Aufrichtigkeit feuriger Jugend um sich zu sammeln; nie hat Einer ihr so gut seine eigenen Grundsätze eingeprägt, daß er dieselben gerade durch seine eigenen Kräfte unüberwindlich machte. Er war hierin wie Tertullian, der, so lange er noch bei gesundem Geiste war, Arzneien verordnete, welche für die feinen Gifte, die er in seinem heterodoxen Wahnsinn austheilte, zu stark waren. Beide legten ihre Grundlagen zu tief und machten sie zu stark, als daß sie sogar durch ihre eigenen Minen gesprengt werden konnten.

Wie er so mächtig auf Andere einwirken konnte, ist schwer zu sagen. Er war wahrlich in Bezug auf Aussehen

und Erscheinung beinahe verächtlich; klein, schwächlich, ohne Stolz in der Haltung; ohne gebietenden Ausdruck im Auge, ohne irgend eine äußere Anmuth; seine Zunge schien das Organ zu sein, durch welches er ohne weitere Nachhilfe klaren, tiefen und kräftigen Gedanken einen bewundernswürdigen Ausdruck gab. Ich habe mehrere Male zu verschiedenen Zeiten lange Besprechungen mit ihm gehabt, und er war immer derselbe. Mit seinem hängenden Kopf, die Hände vor sich in einander gedrückt oder langsam in einander legend, goß er, wenn er eine Frage beantwortete, einen Strom von Gedanken aus, der kräftig und ungekräuselt dahin floß, wie ein Strom durch eine Sommerwiese. Er ergriff auf einmal den ganzen Gegenstand und theilte ihn in seine Rubriken ein, so symmetrisch wie Flechier oder Massillon; dann nahm er eine um die andere, entwickelte sie und zog seine Folgerungen. Alles dieß ging in einem einförmigen, aber sanften Tone vor sich und war so ununterbrochen, so frei von jedem Bedenken und dennoch so polirt und elegant, daß Ihr bei geschlossenen Augen leicht hättet meinen können, Ihr höret aus einem vollendeten und vollkommen ausgearbeiteten Buche vorlesen.

Dann wurde Alles mit einem solch glücklichen, so passenden, so graphischen und so vollständigen Bilderspiel beleuchtet. Ich erinnere mich, wie er einmal in glühenden Farben die zukünftigen Aussichten der Kirche beschrieb. Er hatte sich auf Prophezeiungen in der Schrift und Erfüllungen in der Geschichte bezogen und daraus gefolgert, daß selbst zu Constantins Zeit die Weissagungen und Zeichen nicht vollkommen in Erfüllung gegangen seien, und daß die Kirche daher einer noch glorreicheren Phase entgegensehe, als

sie noch je erlebt habe. Und diese, meinte er, könne nicht mehr fern sein.

„Und wie," fragte ich, „glauben oder sehen Sie, daß diese große und wundervolle Veränderung in ihrer Lage zu Stande kommen werde?"

„Ich kann nicht sehen," antwortete er. „Es ist mir, als stände ich am einen Ende einer langen Gallerie, an deren anderem Ende glänzende Lichter sind, die ihre Strahlen über die Gegenstände daselbst ausgießen. Ich sehe klar und deutlich Gemälde und Sculpturen, Geräthschaften und Personen; aber von dem was zwischen mir und ihnen ist sehe ich Nichts, der ganze Zwischenraum ist dunkel, und ich kann nicht beschreiben, was ihn einnimmt. Ich kann die Folge des Problems lesen, aber nicht die Arbeit."

Bei einer andern Gelegenheit war seine Antwort deutlicher. Er hatte beredt über England gesprochen und was dort in unsern religiösen Streitigkeiten hätte geschehen sollen. Er hatte die Art und Weise geschildert, wie man Vorurtheile hätte bekämpfen und die öffentliche Meinung gewinnen müssen. Man fragte ihn —

„Aber was oder wo sind die Werkzeuge, mit denen solche schwierige und große Dinge ausgeführt werden sollten?"

„Sie sind bis jetzt noch nicht vorhanden," antwortete er. „Ihr müßt hier vor allen Dingen die Hilfsmittel anschaffen, mit denen Euer Werk vollbracht werden soll. Das ist es was wir in Frankreich thun."

Und glorreich in der That waren die Waffen, welche aus dieser Rüstkammer hervorgingen, von der feinsten Härtung und der glänzendsten Politur; ächt wie Stahl, wohl abgewogen und ohne Riß waren die Werkzeuge, die aus dieser Schmiede kamen: Montalembert, Rio, Coeur, Lacor-

daire, Cornballot und viele andere, die nicht gefehlt haben bei dem Werk, zu welchem eine höhere Macht als die eines irdischen Lehrers sie bestimmt hatte.

Aber in ihm hatte sich schon lange ein Krebs tief eingefressen. Es war ein Wurm im Mark dieser schönen Frucht. Als er im Jahr 1837 seine geistliche Laufbahn durch seine Affaires de Rome geendet, da hatte sich der Wurm nur vollständig herausgekrümmt und wie die Schlange in Eden um die Rinde gewunden. Aber er war die ganze Zeit da gewesen. Während seiner letzten Reise in Rom soll er, die Zähne über einander beißend und seine zusammengedrückten Hände auf sein Herz pressend, einem Gefährten zugerufen haben: „Ich spüre hier innen einen bösen Geist, der mich eines Tages ins Verderben ziehen wird." Dieser Tag kam bald. Es war der Dämon des Stolzes und des unbefriedigten Ehrgeizes. Oft konnte man gute Leute in Rom sagen hören, welch ein Glück es für die römische Kirche gewesen sei, daß sie einem Manne entkommen, der so ruchlos geworden. Und Andere haben gedacht, wenn Leos Absichten ausgeführt worden wären, so würde der böse Geist ausgetrieben, das Schlackenwerk beseitigt worden und das Gold allein zurückgeblieben sein. Aber wann ist je eine Leidenschaft dadurch geheilt worden, daß man ihr willfahrt oder sie befriedigt hat?

Man kann sich leicht erklären, warum Leo seine Absichten zu Gunsten dieses unglückseligen Mannes aufgegeben hat. Aber wie edel contrastirt nicht der Character unseres Lingard mit dem seinigen, welchen wir gedrungen durch die Nothwendigkeit unserer Aufgabe und unserer Beweisführung von seiner Seite betrachten mußten! Wie gediegen und mannhaft, uneigennützig und consequent erscheint er nicht durchaus! Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß

er allen Ernstes von der Anerbietung dieser hohen Würde, die gewiß Niemand ohne Angst annimmt, zurückbebte, obschon sein Geist schwanken mochte zwischen den Beispielen eines Philipp, der scherzhaft ablehnte, und eines Baronius, der gehorsam annahm.

Achtes Capitel.

Schluß von Leos Pontificat.

Es gibt in dieser Regierung einen Act, der als characteristisch für den Pabst selbst und als Beleg für die practische Wirksamkeit der Suprematie unter sonst unlösbaren Verwicklungen aufgeführt zu werden verdient. Südamerica hatte die spanische Herrschaft abgeworfen und eine mehrjährige Unabhängigkeit genossen. Am 21. Mai 1827 hielt der Pabst an die im Consistorium versammelten Cardinäle eine Ansprache wegen der kirchlichen Stellung dieses Continents. Spanien hatte sich geweigert die Unabhängigkeit seiner vielen Staaten anzuerkennen, obschon es factisch aufgehört hatte dieselben nur zu beunruhigen. Es nahm noch immer alle seine alten Rechte über sie in Anspruch, und darunter auch das Recht der bischöflichen Präsentation. Die Ausübung einer solchen Gewalt, wenn sie bestand, würde ihrem Zweck geradezu widersprochen und deßhalb ihre eigene Vernichtung herbeigeführt haben. Die Bischöfe sind bestimmt ihre Herde zu weiden, und welchen Nutzen würden Bischöfe gestiftet haben, denen man niemals erlaubt hätte ihre Sitze zu sehen oder sich vor ihren Völkern vernehmen zu lassen? Denn es

wäre ganz unvernünftig gewesen zu erwarten, daß die freien Republiken die Gerichtsbarkeit des Landes anerkennen würden, das selbst erklärte, daß es sich ihnen gegenüber im Kriegszustand befinde.

Auf der andern Seite war zwischen diesen Republiken und dem heiligen Stuhl kein förmlicher kirchlicher Vertrag oder kein Concordat abgeschlossen worden, kraft dessen frühere Ansprüche abgeschafft und ihren gegenwärtigen Beherrschern neue Rechte übertragen worden wären. Dieß war just ein Fall für die Ausübung der höchsten Prärogative, welche beide Parteien als der Suprematie innewohnend anerkannten, so beunruhigend ihre Anwendung auch für die eine von ihnen sein mochte. In der Allocution, auf welche angespielt worden ist, erklärte der Pabst, er habe es nicht länger mit seinem Gewissen vereinbar gefunden diese Sitze unbesetzt und diese unermeßlichen Bevölkerungen wie hirtenlose Schafe herumirren zu lassen, und darum habe er sie mit würdigen Hirten versorgt, ohne die Dazwischenkunft der einen oder andern Seite, sondern kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt. Der Hof von Madrid wurde zornig und weigerte sich den päbstlichen Nuntius Tiberi anzunehmen; und diese vorübergehende Kälte führte eine kleine Episode im Leben des gegenwärtigen Pabstes herbei.[1]

[1] Pius VII schickte auf das Gesuch des Herrn Cienfuegos, Gesandten von Chili, an diese Republik Mgr. Muzi und als seinen Gehilfen den Abbate Mastai, jetzt Pius IX, als Botschafter ab. Da der Pabst starb, bevor die Expedition von Genua abgesegelt war, so wurde sie von Leo XII bestätigt, der in seinem Schreiben erklärt, der Graf Mastai sei durch seinen Wunsch ursprünglich dazu bestimmt worden, und ihn als Nobis apprime charus bezeichnet. Die Commissäre segelten am 11. October 1823 ab, wurden aber durch einen Sturm nach Palma, der Hauptstadt von Majorca, getrieben. Da man aus ihren Papieren ersehen, wer die an Bord befindlichen Geistlichen waren und worin der Zweck ihrer Reise

Die letzte Erinnerung, die von diesem guten und liebenswürdigen Manne aufgeführt werden soll, mag als zu persönlich erscheinen, allein sie bezieht sich auf einen öffentlichen Ausdruck seiner Theilnahme gegen unsere Landsleute. Bei der einen oder andern Gelegenheit fügte es sich, daß der Verfasser den Rector zu einer Audienz bei dem Pabste begleitete. Dieß geschah im Jahr 1827. Nachdem ein anderes Geschäft abgemacht worden, bemerkte Seine Heiligkeit, da keine englische Kirche in Rom sei, so haben Catholiken, die dahin kommen, keine Gelegenheit das Wort Gottes zu hören, und auch Andere, die gerne eine Predigt in ihrer Sprache besuchen würden, seien außer Stands ihren Wunsch zu befriedigen. Es sei daher seine Absicht, daß den Winter hindurch in irgend einer gut gelegenen Kirche jeden Sonntag eine englische Predigt gehalten werden solle. Dieselbe solle von allen Collegien und religiösen Gemeinschaften, die unsere Sprache reden, besucht werden. Die Sache hatte nur eine einzige Schwierigkeit; wo sollte der Prediger gefunden werden? Der Rector, der mit Recht den Plan guthieß, deutete mit großem Unrecht auf seinen Begleiter und brachte ihn in Vorschlag, obschon derselbe mit Ausnahme solcher jugendlicher Versuche, wie Studenten sie mit Erröthen vor ihren eigenen Cameraden zum Besten geben, niemals eine Zuhörerschaft angeredet hatte.

Inzwischen wurde die Last ihm mit Güte, aber Entschiedenheit von einer Autorität auferlegt, der nicht wider-

bestand, so hatte der Gouverneur sie verhaftet, vier Tage lang in einem gemeinen Gefängniß gelassen, sie einem schmählichen gerichtlichen Verhör unterworfen, und war auf dem Punct sie nach einem africanischen Presidio in die Verbannung zu schicken, als der gesunde Menschenverstand wieder obsiegte und man sie frei ließ. Ein vollständiger Bericht darüber findet sich im Dublin Review, Band 34, Seite 469.

sprochen werden durfte. Und zermalmend drückte sie auf die Schultern: es wäre unmöglich die Angst, Qual und Unruhe zu beschreiben, welche dieser Befehl manches Jahr hindurch verursachte. Auch würde nicht darauf angespielt werden, wenn nicht Etwas bewiesen werden sollte was das ganze Werk hindurch vor Augen gehalten worden ist, nämlich wie das unbedeutendste Leben, der unbedeutendste Character und Geist durch die Wirkung einer großen und beinahe unbewußten Macht geformt werden kann. Leo konnte die Tragweite seines Auftrages nicht sehen, als er einen Menschen, der gerne seine Zeit auf die Todten beschränkt hätte, zum Verkehr mit den Lebendigen, von den Büchern zu den Menschen, vom Lesen zum Sprechen herbeizog. Nur dieß allein konnte die gewünschte Wirkung haben. Angenommen, daß der Betreffende bestimmt war thätig zu sein und in Berührung mit der Welt zu treten, daß seine künftigen Pflichten ihn auf ein Land und auf Zeiten anwiesen, wo selbst der Verschämteste sich gedrungen finden kann für seine Religion oder seine Herde zu rechten, so kann gewiß ein Befehl, der sich über alle Neigung wegsetzte und den Willen zwang die beste und einzige Vorbereitung zu diesen Aufgaben zu übernehmen, als ein heiliger Antrieb und eine angemessene Leitung für einen Geist betrachtet werden, dem Beides fehlte. Wäre es damals nicht gekommen, so hätte es nie mehr kommen können; andere Neigungen würden bald zäh und unbiegsam geworden sein, und es hätte sich keine zweite Gelegenheit finden können, nachdem Andere dem ersten Verlangen entsprochen hätten. Man kann daher dankbar sein für die huldreiche Strenge dieses Tages, und um so mehr im Verhältniß zu dem was sie kostete; denn was damals gethan wurde, das war für später erspart. Die schwierige Aufgabe für Prediger

und Zuhörerschaft wurde dadurch erleichtert, daß, wie schon vorher erwähnt worden ist, der beredte Dr. Baines, dessen Copia fandi und vollendete Geschicklichkeit vielleicht verhinderten, daß der wohlwollende Plan des Pabstes schon in seiner Kindheit gänzlich vereitelt wurde, gelegentlich auf der Kanzel erschien.

Er ließ sich in der That die Sache sehr angelegen sein. Er wählte eine Kirche von den richtigsten Verhältnissen für das Werk und von ausgesuchter Schönheit, die Kirche Gesù e Maria auf dem Corso; er ließ sie jeden Sonntag auf seine Kosten ausstatten; er befahl, daß alle Auslagen für Anzeigen und andere Kosten vom Palast oder von der Civilliste bestritten wurden, und was noch nützlicher und verständiger war als Alles, eine Abtheilung seines eigenen Chors wurde beauftragt den Gottesdienst mit seiner eigenen ganz besonderen Musik einzuleiten. Der talentvolle Director desselben, Canonicus Baini, derjenige Künstler, der in neueren Zeiten einem Palestrina und Bai am nächsten gekommen ist, componirte für unsern speciellen Gebrauch eine kleine Motette mit englischem Text. Nach diesem Pontificat hörte der päbstliche Chor auf uns zu unterstützen, und in diesem Theil unserer Leistungen fand allerdings eine Abnahme Statt, mit Ausnahme einiger Male, z. B. wenn wir die Mitwirkung eines Edelmanns hatten, der damals Minister in Florenz war und dessen Musik unter seiner eigenen Leitung hier von Vielen mit Bewunderung gehört wurde.

Ein liebevoller Segen und ein Schächtelchen, das eine goldene und eine silberne Medaille enthielt, waren am Schluß der Fastenzeit eine genügende Belohnung für die ersten Prediger; aber am Abend vor dem Osterfest schickte der Pabst dem Collegium die Materialien zu einem prächtigen Mahle, bei welchem sich unmittelbar nach der Befreiung von der

Pönitenzdisciplin eine große und edle Gesellschaft aus unserem Vaterlande betheiligte.

Müde und beinahe gebrochen durch neue ängstliche Arbeiten und Schlaflosigkeit, brach ich am folgenden Tag nach Neapel und Sicilien auf; reiste rund um diese Insel herum, zu einer Zeit, wo sie noch blos zwölf Meilen fahrbarer Straße hatte; bestieg nicht blos den Vesuv, sondern auch den Crater des Aetna; hatte nur unbedeutende, aber characteristische Abenteuer, welche genügten, um Freunde zu amüsiren, und kehrte neugestärkt nach Hause zurück, wo ich unsern theuern und verehrungswürdigen Rector zum Bischof ernannt fand und im Begriff Rom für immer zu verlassen.

Am 6. December 1828 empfing ich von unserem Pabst das letzte Zeichen seiner Güte und seines Vertrauens, durch die Ernennung auf die erledigte Stelle, und hatte demzufolge meine letzte Danksagungsaudienz, die wie gewöhnlich väterlich und ermuthigend war. Auf dem Tisch stand, wie ich dieß oft bemerkt hatte, ein marmorner Papierbeschwerer mit einem silbernen Löwen darauf, der die Aufmerksamkeit durch den unbedeutenden Umstand erregte, daß der Rücken des edlen Thiers mit mehreren Brillen, ohne Zweifel von verschiedener Stärke, gesattelt war. Er kam in eine interessante Verbindung mit dem was kurz darauf erfolgte.

Der Pabst versah seine Weihnachtsgottesdienste und functionirte sogar am 2. Februar 1829 am Reinigungsfest, wo ein Te Deum zum Dank für die Rettung bei einem furchtbaren Erdbeben im Jahr 1703 gesungen wird. Aber zwischen den beiden Festen hatte er Andeutungen gegeben, daß er sein Ende herannahen fühle. Er verabschiedete sich von Mgr. Testa, seinem Secretär für lateinische Briefe an Fürsten, in der letzten wöchentlichen Audienz, die er hatte,

sehr liebevoll mit den Worten: „Noch einige Tage, und wir werden uns nicht mehr treffen.“ Er gab den Ring, welchen der Pabst gewöhnlich trägt, dem Maggiordomo oder Großhofmeister in Verwahrung, und als dieser zögerte ihn anzunehmen, sagte er zu ihm, er sei der eigentliche Hüter desselben, und der Ring könnte in der Verwirrung eines Ereignisses, das bald eintreten werde, leicht verloren gehen. Aber der schlagendste Beweis von Vorgefühl war folgender. Mgr. Gasperini, sein Secretär für lateinische Briefe, kam eines Abends zu seiner gewöhnlichen Audienz. Nach Abfertigung seines Geschäftes sagte Leo in seiner gewöhnlichen ruhigen und leutseligen Art zu ihm: „Ich habe Sie um einen Gefallen zu bitten, auf den ich großen Werth legen werde.“

„Euer Heiligkeit haben mir nur zu befehlen,“ war die natürliche Antwort.

„Die Sache ist die,“ fuhr der Pabst fort, indem er ihm ein Papier vorlegte. „Ich habe meine Grabschrift aufgesetzt, und ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn sie dieselbe corrigiren und gehörig stylisiren wollten.“

„Ich würde jeden andern Auftrag lieber angenommen haben als diesen,“ sagte der bekümmerte Secretär, der seinem Herrn mit inniger Liebe zugethan war. „Euer Heiligkeit haben indeß nach meiner besten Ueberzeugung keine Eile.“

„Doch, mein lieber Gasperini, Sie müssen es das nächste Mal mitbringen.“

Es muß bemerkt werden, daß in Italien und namentlich in Rom große Wichtigkeit auf die besondere Reinheit des Styls bei Inschriften auf Monumenten gelegt wird. Der Lapidarstyl [1], wie er genannt wird, ist ein eigenthümlicher

[1] Vom italienischen Wort lapide, was ein beschriebenes oder monumentales Täfelchen bedeutet.

Zweig von classischer Composition, der nur wenigen ausgewählten Gelehrten zu Gebot steht. Er unterscheidet sich von der gewöhnlichen Schrift nicht blos durch den Gebrauch gewisser Symbole, Abkürzungen und bestimmter Phrasen, sondern noch weit mehr durch die Auswahl der Worte, durch ihre Zusammenstellung und das Wegfallen jeder abgerundeten Periode und aller Füllwörter, wofür die Klarheit, Zierlichkeit, Einfachheit der Construction, wie auch der Mangel an einer überflüssigen Phrase oder einem überflüssigen Wort Ersatz leisten muß. Einige Inschriften, die in der letzten Zeit hier zu Lande für öffentliche Gebäude vorgeschlagen worden sind, verstoßen gegen jede Regel des Lapidarstyls; sie werden fremden Gelehrten lächerlich erscheinen, wie sie für Eingeborene beinahe unverständlich sind; sie sind lang, verwickelt und beinahe teutonisch, eher als lateinisch, in ihrer Construction —

„Die eine Hälfte versteht man nicht,
Die andere kann man nicht lesen."

Unter denjenigen die in Rom als die practischsten Meister des Lapidarstyls bekannt waren, befand sich Mgr. Gasperini, zuerst Professor der schönen Literatur, dann Rector des römischen Seminars und endlich Secretär des Pabstes für lateinische Briefe. An diesen gefälligen und liebenswürdigen Gelehrten hatten sich Manche gewendet, wenn sie einer hübsch gefaßten oder polirten Inschrift bedurften. Er war Verfasser der meisten, die in unserem Collegium aufkamen. Bei seiner Audienz in der nächsten Woche legte er Leo die corrigirte Inschrift vor. Der Pabst las sie, lobte sie sehr, dankte ihm herzlichst dafür, faltete sie zusammen und legte sie unter den Beschwerer mit dem Löwen, wo sie blieb, bis sie einige Tage später, nach seinem Tod, gesucht und gefunden wurde. Er machte sein Geschäft mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit ab, und als er seinen Secretär entließ, dankte er ihm mit einem

Ernst, der diesem sehr auffiel. Sie sahen einander nie mehr auf Erden.

Am 6. Februar kehrte der Pabst, nachdem er auf einer geheimen Treppe in die Wohnung des Staatssecretärs, Cardinals Bernetti, hinabgegangen war und eine lange Besprechung mit ihm gehalten hatte, in sein eigenes Cabinet zurück und nahm seine Arbeit wieder auf. Da wurde er von seiner letzten Krankheit ergriffen, und man glaubte allgemein, eine ungeschickt vollzogene Operation habe ihre Symptome erschwert, statt sie zu erleichtern. Er ertrug die Folterqual seines Uebels mit vollkommener Geduld, verlangte die letzten Gebräuche der Kirche und starb ruhig und frei von Leiden am zehnten.

Er wurde vorläufig in dem Sarcophag begraben, der eine Zeitlang die irdische Hülle seiner Vorgänger verschlossen hatte, und dann in einem Gewölbe, das in der Front des Altars von St. Leo dem Großen gebaut wurde. Hier wurde im Mittelpunct des Pflasters, das in seinen Linien mit der kleinen Kuppel oben correspondirt, in Erz folgende Inschrift eingelegt, die er der obigen Anspielung zufolge selbst verfaßt hatte. Niemand kann sie lesen, ohne von ihrer eleganten Einfachheit gerührt zu werden.

LEONI. MAGNO
PATRONO. COELESTI
ME. SUPPLEX. COMMENDANS
HIC. APUD. SACROS. EJUS. CINERES
LOCUM. SEPULTURAE. ELEGI
LEO XII.
HUMILIS. CLIENS
HAEREDUM. TANTI. NOMINIS
MINIMUS.

Dritter Theil.

Pius VIII.

[illegible]

LEONI. MAGNO
PATRONO. COELESTI
ME. SUPPLEX. COMMENDANS
HIC. APUD. SACROS. EIUS. CINERES
LOCUM. SEPULTURAE. LEGI
LEO. XII
HUMILIS. CLIENS
HAEREDUM. TANTI. NOMINIS
MINIMUS.

Pius VIII.

Erstes Capitel.

Seine Erwählung und frühere Geschichte.

Von einem Pontificat, das am 31. März 1829 begann und am 1. December des folgenden Jahres aufhörte, folglich auf eine Dauer von zwanzig Monaten beschränkt war, lassen sich keine sehr reichlichen Materialien für öffentliche Darstellungen oder persönliche Erinnerungen erwarten. So verhielt es sich mit der kurzen Souveränetät, welche der gelehrte und heilige Pius VIII in Kirche und Staat ausübte.

Man kann nicht sagen, daß die Erwählung des Cardinals Franz Xaver Castiglioni zu dieser hohen Würde und seine Nachfolge in diesem verehrungswürdigen Namen Rom überrascht habe. Man wußte, daß er im letzten Conclave von 1823 mehr Stimmen auf sich vereinigt hatte als irgend einer seiner Collegen, bis die volle Zahl plötzlich auf den Cardinal della Genga fiel. Auch war seitdem Nichts vorgefallen was seine Berechtigung zu einer solchen Gunst geschmälert hätte, außer daß sechs weitere Jahre zu einem

Alter gekommen, das bereits genügend vorgerückt war. In der That bewies die Dauer des Conclave die Leichtigkeit, womit die Wähler bei ihrem Schluß anlangten. Leo XII starb, wie bereits gemeldet worden, am 10. Februar. Am 23. traten die Cardinäle zum Conclave zusammen und neue Ankunften währten noch einige Tage fort. Wirklich kam der Cardinal Albani, beglaubigter Vertreter Oestreichs im Conclave und mit dem Veto versehen, das der Kaiser besaß, erst am 3. März in den heiligen Hallen an.

Am 31. dieses Monats war er der Erste, der sie durchbrach und vom gewöhnlichen Platz aus der versammelten Menschenmenge verkündete, daß Cardinal Castiglioni zum Pabst erwählt sei und den Namen Pius VIII angenommen habe. Man wird natürlich fragen, was die Eigenschaften gewesen, die ihm diese rasche Ernennung verschafften. Sein kurzes Pontificat gestattete keine Zeit zur Entwicklung außerordentlicher Fähigkeiten; auch wäre es Unrecht ihm solche zuzuschreiben, ohne daß klare Beweise dafür vorliegen. Aber es war alle moralische Sicherheit, die ein vergangenes Leben leisten konnte, dafür vorhanden, daß er die Gaben besaß, welche nothwendig waren, um ihn zu einem mehr als gewöhnlichen Mann in seiner hohen Stellung zu machen.

In einer erblichen Monarchie kann der Thronfolger viele Jahre lang seinen künftigen Unterthanen bekannt sein und sich während der Zeit für seine kommende Verantwortlichkeit ausgebildet haben. Er kann Symptome von Grundsätzen an den Tag gelegt haben, welche denen seines Vaters oder Hauses schnurstracks zuwiderliefen, und vielleicht hat er Versprechungen gegeben oder Winke fallen lassen, daß er von der häuslichen oder erblichen Politik gänzlich abgehen werde. Oder kann er ein ausschweifender und lasterhafter

Kronprinz gewesen sein, in welchem die kommende Generation mehr eine Drohung als eine Verheißung zu erblicken vermochte. Vielleicht kann sich der junge Prinz Hal in einen respectablen König Heinrich umgestalten, oder noch wahrscheinlicher wird Windsor Castle auf königlichem Fuß die Laster von Carlton House fortsetzen. Die Nation nimmt jedoch das königliche Geschenk ohne Weiteres an und muß zufrieden sein. Denn als Ersatz sind die Vortheile einer Thronnachfolge durch Geburt so groß und augenfällig, daß das Wiederaufleben einer Wahlmonarchie in Europa von allen Denjenigen, die nicht darauf vorbereitet sind sie zu einer Präsidentschaft herabsinken zu sehen, als eine Rückkehr zu Zeiten der Anarchie und Revolution betrachtet werden müßte. Die in unsern Tagen erlebte ruhige Umgestaltung eines Wahlreichs zu einer Erbfolgeherrschaft beweist, daß selbst in einem Lande, das durch gewaltsame Veränderungen weniger gelitten hat, als jedes andere gelitten haben würde, die besten Schutzwächter des Friedens und die sichersten Garantien der Ordnung ganz gewiß in der einfachen und instinctmäßigen Methode der Uebertragung königlicher Vorrechte durch königliches Blut zu finden sind. Wie viel von dem Unglück in der gegenwärtigen Lage Polens ist nicht seinem Verharren bei dem Wahlprincip zuzuschreiben!

Aber es gibt eine und nur eine einzige nothwendige Ausnahme bei dieser Regel. Die Souveränetät über die Kirche konnte unter keinen Umständen auf eine Familiennachfolge übertragen werden, selbst wenn eine solche nicht mit dem Cölibat ihrer Geistlichkeit im Widerspruch stände. Das Oberhaupt der Kirche ist nicht der geistliche Beherrscher eines einzigen Königreichs, und sein Amt kann kein Erbstück sein wie Kronjuwelen. Seine Herrschaft erstreckt sich über

eine ganze Welt, allerdings geistig, aber doch fühlbar und wirksam: Königreiche und Republiken sind in gleicher Weise darin begriffen; und was so Vielen gehört muß in der That das Eigenthum Niemandens sein. Dabei ist es offenbar, daß die Pflichten dieser erhabenen Gewalt, die alle Probleme der socialen Politik beschlagen, nur durch einen Mann von reifem Alter und Urtheil erfüllt werden können. Man konnte sich keiner Gefahr von Regentschaften oder Vormundschaften, von Schwachköpfigkeit oder erblichen Mängeln, von scandalösen Vorgängen oder gegenwärtigen Lastern aussetzen. Nur eine Wahl durch Männer, die selbst in den Vorbereitungen und Gebräuchen des kirchlichen Standes herangebildet worden sind und sich auf einen Mann vereinigten, dessen Leben und Reden vor ihren Augen dahingegangen, konnte die Ernennung einer Person sichern, die zu einem so hohen Amte gebührend befähigt war. Sie sehen natürlich hauptsächlich auf die Eigenschaften, die für diese geistliche Würde wünschenswerth sind. Es ist ein Pabst, den sie zur kirchlichen Beherrschung der Welt zu erwählen haben, nicht der Souverän eines kleinen Gebietes. Seine weltliche Herrschaft ist die Folge, nicht die Quelle seiner religiösen Stellung. Gewiß kann nicht bezweifelt werden, daß in den letzteren Zeiten die Wähler dem ihnen anvertrauten Amte treu nachgekommen sind. Was Ranke von ihren Vorfahrern nachgewiesen hat, gilt unbestreitbar von moderneren Päbsten, nämlich daß nicht blos keiner seine Stellung durch unwürdiges Benehmen entehrt habe, sondern daß alle sich jedem Ereigniß, das ihnen zugestoßen, gewachsen gezeigt und durch vortreffliche fürstliche Eigenschaften ausgezeichnet haben.

Daß diese characteristischen Kennzeichen, wodurch die Wähler bestimmt werden, sich nicht erst im Conclave kundthun,

sondern sich schon in jahrelangem öffentlichem Leben, in Legationen, Nuntiaturen, auf Bischofssitzen oder in der Amtsführung daheim entwickelt haben, liegt klar am Tage. Daher können Männer von scharfer Beobachtung sie ins Auge gefaßt haben, und ein gewisses unbestimmtes Vorgefühl in Betreff des wahrscheinlichen Nachfolgers auf dem erledigten Stuhl mag allgemein sein. An Cardinal Castiglioni waren lange Zeit viele hohe Eigenschaften beobachtet worden, welche nicht ermangeln konnten ihn der Aufmerksamkeit und sogar Bevorzugung seiner Collegen zu empfehlen. Zu sagen daß sein Leben tadellos gewesen, wäre viel zu wenig: es war jeder Zeit erbaulich und mit allen kirchlichen Tugenden geschmückt.

Er war am 20. November 1761 in dem Städtchen Cingoli geboren und gehörte einer adeligen Familie an, war jedoch früh nach Rom gekommen, um seine Studien fortzusetzen, und hatte sich darin so ausgezeichnet, daß er 1800, als er erst neununddreißig Jahre alt war, zur Bischofswürde auf dem Sitz Montalto bei Ascoli erhoben wurde. Hier hatte er sich durch seinen apostolischen Eifer hervorgethan und dadurch die eifersüchtigen Blicke der französischen Behörden auf sein Benehmen gelenkt. Er war durch treue Anhänglichkeit an den Pabst und an die Rechte der Kirche bekannt: deßhalb wurde er als gefährlich denuncirt und durch Verbannung zuerst nach Mailand und dann nach Mantua geehrt. Man sagt uns, seine Aufseher seien sehr erstaunt gewesen, als sie in dem angeblichen Feuerbrand eines der sanftesten und mildesten menschlichen Wesen gefunden. In allem dem lag jedoch viel was ihn den Männern empfehlen mußte, die sich versammelt hatten, um einen Hirten und nicht einen Miethling für die Herde Christi zu erwählen.

Aber in dieser Probe seiner Standhaftigkeit hatte er auch noch eine andere, wenn nicht höhere, doch wenigstens seltenere Eigenschaft bewiesen. Dieß war kirchliche Gelehrsamkeit. Von seiner Vertrautheit mit andern Theilen dieses umfassenden literarischen Gebietes zu sprechen, wird sich später Gelegenheit finden. Aber der Zweig von theologischer Wissenschaft, worin Cardinal Castiglioni sich am meisten hervorgethan hat, war das canonische Recht. Einige Leser werden nicht geneigt sein einem solchen Wissen, dessen Werth zu schätzen sie wenig Gelegenheit gehabt haben mögen, große Wichtigkeit oder Würde beizulegen. Das canonische Recht ist jedoch ein System kirchlicher Jurisprudenz, ebenso verwickelt und vollständig wie irgend ein anderer Gesetzgebungs- und Gerichtscodex: und seit es in Rom eingeführt ist, seit sogar bei Verhandlungen mit andern Ländern, wo die kirchliche Gewalt beschränkter ist, Bezug darauf genommen worden, besitzt ein Mann von gediegenen Kenntnissen in demselben und practischer Erfahrung in seiner Anwendung natürlich einen schätzbaren Vortheil bei der Leitung der Geschäfte, besonders derjenigen die den höchsten Sphären angehören. Wir würden einem Fremden das Recht nicht gestatten die eigenthümliche Gelehrsamkeit zu verachten, die nach unserer Ansicht einen ausgezeichneten Juristen zum Wollsack befähigt, besonders wenn er sich durch seine Unkenntniß unserer einzigen gesetzlichen Principien und Praxis unfähig gezeigt hat darüber zu urtheilen. Inzwischen waren die Vorzüge des Cardinals Castiglioni noch höherer Art als diese. Er war ursprünglich der Schüler des ersten Canonisten seiner Zeit gewesen und der Gehilfe desselben geworden. Das Werk, das unter den modernen Handbüchern über Kirchenrecht am höchsten steht, sind Devotis Institutionen, und diese waren

die vereinigte Arbeit des genannten Prälaten und Castiglionis. In der That kam der gelehrteste Theil davon, nämlich die Noten, die es bereichern und erläutern, hauptsächlich aus der Feder des Schülers. Nun geschah es, daß, als die Beziehungen zwischen Pius VII und dem französischen Kaiser verwickelt und unfreundlich wurden, als kitzliche Fragen von widerstreitenden Ansprüchen und Jurisdictionen aufs Tapet kamen, der Pabst sich an den Bischof von Montalto als seinen gelehrten und zuverlässigen Rathgeber in solchen Angelegenheiten wandte. Er zeigte sich dem Fall gewachsen. Seine Antworten und Berichte waren fest, bestimmt und gelehrt; auch bebte er vor der Verantwortlichkeit sie gegeben zu haben nicht zurück. Diese Freiheit und Unbeugsamkeit war es, was ihm die Abneigung der Gewalt zuzog, die Italien besetzt hielt. Natürlich muß eine solche Gelehrsamkeit bei denjenigen die ihre Früchte gesehen haben ihren vollen Werth erhalten, wenn sie sich damit beschäftigen einen klugen Steuermann und geschickten Capitän für das Schiff Petri aufzufinden, das noch immer in Folge überstandener Stürme leidet und von frischen Ungewittern stark bedroht ist.

Als der Pabst seinen Thron wieder besteigen durfte, wurden Castiglionis Verdienste vollkommen anerkannt und belohnt. Am 8. März 1816 wurde er zur Cardinalswürde erhoben und zum Bischof von Cesena, der Vaterstadt des Pabstes, ernannt. Im Verlauf der Zeit kam er nach Rom und wurde da zum Bischof von Tusculum oder Frascati ernannt, was einer der Bischofstitel im heiligen Collegium ist. Er wurde auch zum Bußpriester erwählt, ein Amt, das große Erfahrung und Behutsamkeit erfordert. Er genoß sowohl die Freundschaft Consalvis als auch das Vertrauen ihres gemeinschaftlichen Herrn, und so wurde seine kirchliche Gelehr-

samkeit sehr zweckmäßig zur Unterstützung der diplomatischen Erfahrung und Gewandtheit des mehr weltlichen Ministers angewandt. In der That konnte man sagen, sie haben oft zusammengearbeitet und sogar gemeinschaftlich in Dingen von doppeltem Interesse fremden Gesandten Audienz ertheilt. Und solcher Art müssen die Verhandlungen zwischen dem heiligen Stuhl und catholischen Mächten häufig sein. Wir fragen noch einmal, war es nicht mehr als wahrscheinlich, daß eine solche Erfahrung in kirchlichen Angelegenheiten der höchsten Art und solche Resultate ihrer Anwendung bei den Wählern eines Kirchenbeherrschers, der nicht neu und unerfahren zu der wirklichen Regierung der ganzen religiösen Welt gelangen durfte, schwer ins Gewicht fallen mußten?

Dieß waren die Eigenschaften, welche die Wähler im Conclave veranlaßten ihre Stimmen auf die Person des Cardinals Castiglioni zu vereinigen, und es ist kein Wunder, daß er seinen Pabstnamen Pius VIII wählte. Es ist in der That gesagt worden, daß der heilige Pabst, dem er auf diese Art seine Dankbarkeit bezeugte, ihm lang vorher diesen Titel gegeben habe. Denn bei einer geschäftlichen Verhandlung sagte Pius VIII lächelnd zu ihm: „Euer Heiligkeit Pius VIII mag eines Tags diese Sache in Ordnung bringen.“ [1]

Da solche Prophezeiungen selten erzählt werden, bevor sie in Erfüllung gehen — denn ohne die Bescheidenheit, welche sie geheim hält, könnten die Tugenden nicht bestehen, womit man sie verdient — so werden sie natürlich nur wenig beachtet. Die Wahrheit zu sagen, man sieht nicht ein, warum, wenn ein jüdischer Hoherpriester für sein Amtsjahr

[1] Artaud, Leben Pius VIII.

die Gabe der Weissagung hatte, [1] ein anderer Priester von höherem Rang und größerer Würde sie nicht gelegentlich auch sollte besitzen dürfen. In diesem Fall jedoch war das Vorrecht nicht nothwendig. Wie bereits angedeutet worden, mußten die zahlreichen Verdienste des Cardinals dem Pabst bei seiner nähern Beobachtung mehr ins Auge fallen als den Wählern, und das gute Omen konnte blos das Resultat eines Scharfblickes sein, der sich mit Zuneigung paarte. Ebenso mochte eine natürliche Schlauheit, welche der Pabst besaß, ihn zu einer ähnlichen Weissagung geleitet haben, die er, wenn die Erzählung wahr ist, gegen seinen unmittelbaren Nachfolger Leo XII aussprach. Man sagte, Mgr. della Genga habe sich, als man ihm plötzlich erklärte, er solle sich zur Nunciatur und folglich zur bischöflichen Consecration vorbereiten, überwältigt von Kummer Pius zu Füßen geworfen und ihn um Frist angefleht, und da habe der heilige Mann zu ihm gesagt: „Das weiße Käppchen ist es was ich auf Ihr Haupt setze." [2] Die vielen edlen Talente, die sich bei dem jugendlichen Prälaten kundthaten und den Pabst veranlaßten ihn auf einmal als seinen Vertreter in unruhigen und gefährlichen Zeiten außer Lands zu schicken, mögen sein durchdringendes Auge über die glückliche Erfüllung dieser Mission hinaus zur Vollendung einer höheren und in fernerer Zeit liegenden geführt haben.

Schwer aber sind andere Weissagungen zu erklären, bei denen man sich nicht an Prophezeiungen oder Schlauheit halten kann. Die ganze Geschichte ist voll von ihnen: einige setzen wir auf die Rechnung des Aberglaubens, andere erklären wir unbedingt für Fictionen. Einen bedeutenden

[1] Johannes 11, 51.

[2] Das Zucchetto, das nur vom Pabst weiß getragen wird.

Betrag fertigen wir als eigenthümliche oder glückliche Zusammentreffen ab, während wir für einen Rest keine besondere Bezeichnung wissen, sondern sie für unerklärlich oder nicht genug bewiesen um darüber urtheilen zu können, für zu unbedeutend um Glauben zu finden, und dennoch zu gut um nicht nachgesprochen zu werden, ausgeben. Im ersten Buch dieses Bandes erzählte man von der gutmüthigen Weissagung, die ein Kutscher gegen den jungen Benedictinermönch, der nachmals Pius VII wurde, aussprach, und wir nannten unsern Gewährsmann, welcher dem erhabenen Gegenstand der Anecdote ganz nahe stand. Eine andere und noch auffallendere kommt uns in den Sinn und beruht ganz auf derselben Quelle. Ich hörte sie von dem hochwürdigen Mgr. Testa, der mich versicherte, er habe sie aus des Pabstes eigenem Mund. Als er Mönch in Rom war, fuhr er Abends oft mit seinem Verwandten, dem Cardinal Braschi, aus. Eines Nachmittags, als sie just aus seinem Palaste kamen, sprang ein Mann, augenscheinlich ein Handwerker, ohne Rock und in seiner Schürze, auf den Wagentritt (welcher damals außen zu sein pflegte), steckte seinen Kopf in den Wagen herein und sagte, zuerst auf den Einen und dann auf den Andern deutend: „Ecco due Papi, prima questo e poi questo.“ „Sieh da zwei Päbste, zuerst dieser und dann dieser.“ Er sprang hinab und verschwand. Hätte sonst Jemand die Scene von außen mitangesehen, so hätte er in Versuchung kommen können zu fragen: „Geht Alles mit rechten Dingen zu? Warum ist dieser Narr zu Euch gekommen?“ Und die zwei erstaunten Insassen des Wagens hätten beinahe mit Jesus antworten können: „So und so sprach er zu uns; und er sagte: so spricht der Herr, ich habe Euch gesalbt zu

Königen über Israel.“ [1] Der Pabst fügte hinzu, nach der Erfüllung der doppelten Prophezeiung habe er Alles aufgeboten, um den Mann ausfindig zu machen, allein es sei ihm nicht gelungen. Gleichwohl fehlte es ihm nicht an Zeit, bis er sein langes Leben vollendete, denn Braschi regierte als Pius VI beinahe die Jahre Petri. [2]

[1] II Kön. 9, 11 und 12.

[2] Diese Anecdote erinnert an eine andere, die einen ganz andern Mann betrifft, und die ich noch nie gedruckt gesehen habe. Ein Gentleman, der in Politik und Religion wesentlich anders dachte als der erlauchte Daniel O'Connell, aber dennoch an seiner heitern Freundlichkeit große Freude hatte und seinen Privatcharacter sehr bewunderte, sagte mir, er habe ihm seinen ersten Erfolg vor Gericht folgender Maßen erzählt. Er war Advocat bei einem Proceß zwischen der Stadt W— und einer andern Partie. Die Sache betraf einen Salmenfang auf dem Fluß. Die Corporation sprach ihn als ihr Recht an; ihre Gegner behaupteten, es sei eine offene Fischerei. Man wußte von ihrer Geschichte nicht viel mehr als daß das Ding in der Nähe einer alten dänischen Colonie war. Aber es war immer unter dem Namen „der Lachsfang“ bekannt gewesen, und dieß bildete den Hauptgrund des rechtlichen Widerstandes gegen die Ansprüche der Stadt. Ein geschickter Advocat verfocht denselben, während O'Connell, der für die Stadt plaidirte, sein fruchtbares Gehirn auf die Folter spannte, um eine Antwort zu finden. Aber es kam wenig Trost. Es wurde argumentirt, lax bedeute so viel als lose, und lose sei das Gegentheil von reservirt oder bewahrt oder bewacht oder unter der Obhut einer Corporation befindlich. Die Sache wurde hin und hergedreht und auf alle mögliche Arten beleuchtet; sie hatte etwas Glänzendes und Blendendes für die Zuhörer, für die Parteien und für die Advocaten. Die Geschworenen stampften auf den Boden oder vielmehr wackelten mit ihren Füßen, weil sie ihren Wahrspruch und ihr Mittagessen kaum erwarten konnten, und die blinzelnden Augen des Hofes, der schon lange aufgehört hatte Notizen zu machen, blinkten eine schläfrige Zustimmung. Nichts konnte einfacher sein. Ein laxer Fang konnte kein geschlossener Fang sein (obschon ein solches Raisonnement auf Corporationen nicht anwendbar sein mag), und der Platz konnte den Titel „lax“ nicht gehabt haben, wenn er je verschlossen gewesen wäre. Unter diesen critischen Umständen warf irgend Jemand O'Connell über den Tisch ein zusammen-

Der neue Pabst ernannte zu seinem Staatssecretär den Cardinal Albani, einen Mann von kräftigem Geist, obwohl hoch in den Jahren, dessen Ansichten, wie er wußte, mit den seinigen übereinstimmten, und dessen Politik der Schule seines alten Collegen Consalvi angehörte. Außerdem war das Haus Albani eines der glänzendsten und edelsten in Italien; es rühmt sich sogar kaiserlicher Verbindungen. In dem Cardinal concentrirten sich seine Ehren, sein Reichthum und, was er hoch schätzte, das weiter oben erwähnte prächtige Museum. Er starb im Jahre 1834 in dem hohen Alter von vierundachtzig Jahren.

gedrehtes Papierchen zu, wie dieß bei Gerichtshöfen der Brauch ist. Er öffnete, las es und winkte dankbar. Eine Veränderung kam über sein Gesicht: das wohlbekannte O'Connellsche Lächeln, halb Lustigkeit, halb Spott, spielte um seine Lippen. Es war ihm ganz wohl zu Muthe, und er wartete freundlich, bis der Gegner mit seiner Rede zu Ende war. Er erhob sich zur Replik, und es hörte ihn beinahe Niemand an; allmälig wurde die Jury bewegungslos, das glanzlose Auge des Hofes gewann sein Feuer wieder; der Gegenadvocat stierte verblüfft und ungläubig darein, und O'Connells Clienten rieben sich hochvergnügt die Hände. Was hatte er gethan? Blos den Gentlemen von der Jury die Worte wiederholt, die auf dem kleinen Papierstreif geschrieben standen. „Wissen Sie, daß im Dänischen lax Salmen bedeutet?" Der Leser kann sich denken, mit welchem Witz und welcher Verachtung die Frage eingeleitet, mit welcher triumphirenden Miene sie gestellt wurde, und welche zuversichtliche Umstoßung der ganzen laxen Argumentation des Gegners sie zur Folge hatte. Ob ein dänisches Wörterbuch (ein deutsches würde ausgereicht haben) bei der Hand war, oder ob der Richter sich den Punct vorbehielt, weiß ich nicht; aber die Widerlegung war glanzvoll: O'Connell gewann den Proceß, wurde zum bleibenden Advocaten der Stadt W— ernannt und brauchte später nie mehr ein Briefchen. Aber nachdem er seinen Vortrag gehalten hatte, suchte er vergeblich nach dem Mann, der ihm so rechtzeitig geholfen: Niemand wußte, wer das Zettelchen hergeworfen hatte: wer er nun sein mochte, er verschwand, und O'Connell konnte nie herausbringen, wem er verpflichtet war.

Zweites Capitel.

Persönlicher Character.

Das Aeußere des Pabstes Pius VIII war auf den ersten Blick vielleicht nicht so einnehmend, als das seiner beiden Vorgänger. Nicht als ob es seinen Zügen an Character oder an Liebenswürdigkeit gefehlt hätte. Wenn man ihm ins Gesicht schaute, fand man, wie auch aus seinen Portraits zu ersehen ist, daß es voll Adel und Sanftheit war. Die Umrisse waren groß und würdevoll in ihren Verhältnissen; Mund und Augen hatten etwas Holdseliges. Aber ein hartnäckiges und chronisches flechtenartiges Leiden im Nacken hielt seinen Kopf schief und gebeugt, gab seinen Bewegungen etwas Linkisches, Unelegantes, und verhinderte, daß man sein Gesicht vollständig und günstig sah. Dieß war indessen nicht das Schlimmste; er schien sich, wie es auch wirklich war, in einem Zustand beständigen Leidens zu befinden, der eine Gereiztheit hervorrief, die sich zuweilen in seinem Ton und Ausdrucke kundgab. Einer seiner Secretäre erzählte mir ein Beispiel, wo er durch eine gutmüthige Antwort dem Pabst das freundlichste Lächeln und eine höchst herablassende Entschuldigung mit seinen körperlichen Gebrechen entlockte.

Eine andere Folge dieses Leidens war, daß viele kirchliche Verrichtungen seine Kraft überstiegen. Zum Beispiel das M i s e r e r e in der Charwoche, eine der glänzendsten musicalischen Aufführungen, die vermöge ihres Characters den Umständen vollkommen angepaßt war, mußte abgekürzt werden, weil der Pabst nicht so lange knieen konnte als

erforderlich war. Dieß war allerdings blos eine Kleinigkeit; denn trotz seiner beständigen Leiden widmete er sich seinen Geschäften sehr und war unermüdlich in Erfüllung jeder Pflicht.

Da er selbst ein äußerst zartes Gewissen hatte, so war er in seinen Grundsätzen und in der Einschärfung derselben vielleicht streng und hart. Er hielt z. B. äußerst scrupulös darauf, daß Niemand von seiner Familie seine Erhebung dazu benützen solle nach Ehren oder hohen Aemtern zu trachten. Noch am Tag seiner Erwählung schrieb er seinen Neffen einen Brief, worin er ihnen die willkommene Nachricht mittheilte, daß er durch die göttliche Vorsehung auf den Stuhl Petri erhoben worden sei, und bittere Thränen über die Verantwortlichkeiten vergoß, womit diese Würde ihn belaste. Er bat um ihre Gebete, empfahl ihnen sich von allem Prunk und Stolz fernzuhalten, und fügte hinzu: „Keiner von Euch oder überhaupt von der Familie soll seinen Posten verlassen." Während seiner Regierung wurde der Vorschlag gemacht dem großen heiligen Bernhard den Titel eines Doctors der universellen Kirche zu verleihen, in derselben Art wie man es mit dem heiligen Augustin oder dem heiligen Hieronymus gehalten hatte. Man erzählte, ein bei der Sache Betheiligter habe, um die Sympathie des Pabstes dafür zu gewinnen, die Bemerkung gemacht, daß der heilige Bernhard der Familie desselben angehöre, da die Chatillons in Frankreich und die Castiglioni in Italien nur verschiedene Zweige eines und desselben erlauchten Hauses seien. Diese Bemerkung, ob sie nun bei der officiellen Erörterung oder gesprächsweise gemacht wurde, genügte um die ganze Sache abzuschneiden, denn der Pabst, der allen Anschein möglicher Parteilichkeit oder Vorliebe von seiner Seite vermeiden wollte und sogar den leisesten Verdacht fürchtete, daß er sich durch

ein solches Motiv habe beeinflussen lassen, ließ die Verhandlung suspendiren. Später wurde sie wieder aufgenommen und noch während seiner Regierung zu einem glücklichen Ende gebracht.

Bei Besprechung der literarischen Vorzüge dieses Pabstes wurde seine ausgezeichnete Kenntniß des canonischen Rechts besonders hervorgehoben. Aber dieß war keineswegs sein ausschließliches Studium. Um eines von ganz verschiedener Art zu erwähnen, besaß er eine sehr seltene Bekanntschaft mit der Numismatik. Sein französischer Biograph berichtet, er selbst habe lange Besprechungen mit ihm über diesen Gegenstand gehalten, der eines seiner eigenen Lieblingsstudien gewesen sei, so lange Castiglioni noch Cardinal war. Wenn er dann lange bei ihm in seinem Cabinet geblieben sei, so haben die außen wartenden Leute sich eingebildet, es handle sich um hochwichtige diplomatische Erörterungen, während sie in Wahrheit nur über die Aechtheit oder den Werth irgend einer vespasianischen oder atheniensischen Münze debattirt hätten.

Inzwischen war biblische Literatur sein Lieblingsfach, und der Verfasser kann bezeugen, daß Pius VIII sich mit den modernen Theorien derselben und besonders mit deutschen rationalistischen Systemen vollständig bekannt gemacht hatte. Sehr bald nach seiner Thronbesteigung erhielt er eine Audienz in Gesellschaft mit dem jetzt gestorbenen sehr hoffnungsvollen Professor Allemand, welcher den Lehrstuhl für heilige Schrift im römischen Seminar einnahm und eine höchst schätzbare Bibliothek von modernen biblischen Werken in vielen Sprachen gesammelt hatte. Der Pabst gab damals förmliche Audienzen auf seinem Thron und nicht in seinem Privatcabinet, so daß eine lange Besprechung schwieriger

war. Gleichwohl behielt er uns geraume Zeit, verbreitete sich mit großer Wärme über die Wichtigkeit dieser Studien, worin er seine bereitwilligen Zuhörer zu beharren aufmunterte, und gab Beweise von seiner eigenen ausgedehnten ins Detail gehenden Bekanntschaft mit ihren vielen Zweigen. Er hatte inzwischen von dieser Kenntniß schon bessere Proben abgelegt, als in einer bloßen Besprechung zum Vorschein kommen konnten.

Jedem Gelehrten ist wohl bekannt, wie vollständig mehr als eine Generation hindurch die Bibel in Deutschland der Spielball jeder phantastischen Laune und das Thema für gelehrte Ungläubigkeit gewesen. Das Wort Rationalismus gibt den Schlüssel zu dem System das heilige Buch von dem Uebernatürlichen zu entkleiden. Alles was die gewöhnlichen Kräfte der Natur oder des Menschen übersteigt, sucht man in Praxi oder in der Theorie hinweg zu disputiren und das Buch auf den Standpunct einer sehr interessanten alten Veda oder Saga, seine Personen auf den von mythischen Characteren, Hindu oder Scandinaviern, zurückzuführen. Bis Hengstenberg erschien, lief der größte Theil der protestantischen biblischen Literatur mit mehr oder weniger Spitzfindigkeit oder Plumpheit, bald verfeinert, bald grob, je nach den Liebhabereien und Characteren der Autoren, in denselben Canal. Mehr verwässert in Michaelis oder Rosenmüller dem Jüngeren, mehr elegant gekleidet in Gesenius, mehr sinnreich in Eichhorn und mehr kühn in Paulus, besudelte derselbe Geist diesen ganzen Zweig der heiligen Literatur von Semler bis auf Strauß, welcher dem System die letzte Vollendung gab durch Vereinigung sämmtlicher characteristischer Eigenschaften seiner Vorgänger, vermengt mit einer unvergleichlichen Kunst, die als Einfachheit erscheint.

Vielleicht entstand aus dieser Concentration des Giftes vieler Jahre die Gegenwirkung in dem System oder der Verfassung des religiösen Deutschlands, die sich durch Rückkehr zu einer positiveren Theologie kundgegeben hat.

Dieses zunehmende Uebel hatte sich bis auf einen gewissen Punct blos in der protestantischen Gottesgelahrtheit kundgethan, und die Universitäten Heidelberg und Halle, Jena und Leipzig gehörten zu den Hauptstützen des neuen Unglaubens. Er war um so gefährlicher, weil er alle Possenreißerei und Spötterei des grinsenden Sophisten bei Seite geschoben und seine Gottlosigkeit wie ein Problem mit aller Ruhe und Gravität eines Philosophen ausgearbeitet hatte. Aber endlich trat ein Mann auf, dessen angeblich catholische Werke von der Neuerungssucht seiner Landsleute befleckt waren und seine Leser und Zuhörer mit ihrem schleichenden Gift anzustecken drohten. Dieß war Jahn, Professor der heiligen Schrift an der Universität Wien; ein harter Gelehrter, der zu sagen pflegte, Niemand könne in Kunst oder Wissenschaft einen Schritt weiter zu kommen hoffen, wenn er nicht achtzehn Stunden täglich studire; ein wirklich gelehrter Mann und von gesundem Urtheil, mit Ausnahme des einen Punctes, wo er sich so kläglich verirrte.

Er gab zwei Hauptwerke heraus, eine Einleitung ins alte Testament und eine biblische Archäologie: beide höchst schätzbar durch ihre Gelehrsamkeit, aber beide auf eine gefährliche Weise von den Grundsätzen des Unglaubens angesteckt, besonders in den allerersten Prinzipien der biblischen Wissenschaft. Beide waren umfassende Werke; er gab daher lateinische Compendien dazu, je in einem Band, zum Gebrauch der Studirenden heraus. Aber auch in diese wurde das Gift übergegossen. Vielleicht war Jahn gereizt und ver=

bittert durch die Behandlung, die er von seinen theologischen Gegnern erfuhr, besonders von Einem, der ihm an Gelehrsamkeit unendlich nachstand, aber im Prinzip gesund war, und er replicirte allerdings in herbem Ton und mit beißendem Spott. Inzwischen wurden seine Werke mit Recht verboten und am Ende aus den Schulen beseitigt.

Es war Schade, daß sie verloren gehen sollten, und es wurde daher ein Heilmittel vorgeschlagen. Dieß bestand in einer neuen Ausgabe der zwei Einleitungen, gereinigt von allem gefährlichen Stoff und unter dem Namen eines neuen Autors. Diese Idee wurde von dem Cardinal Castiglioni entweder eingegeben oder unmittelbar und mit Wärme gefördert. Das Unternehmen wurde dem gelehrten Dr. F. Ackermann, ebenfalls Professor in Wien und einem Freund von Dr. Jahn, anvertraut. Die Correcturen wurden nach Rom geschickt und von dem Cardinal mit eigener Hand besorgt. Ich kann mich nicht erinnern, ob er selbst es war, der dieß in der oben erwähnten Audienz erwähnte oder ob ich es von Dr. Ackermann erfuhr, mit dem ich damals eine nützliche Correspondenz zu führen das Vergnügen hatte. Sein Commentar über die kleinen Propheten beweist die Gelehrsamkeit und Fähigkeit dieses vortrefflichen Mannes, der weit größeren Aufgaben als der bloßen Herrichtung fremder Werke gewachsen gewesen wäre.

Aber zur gleichen Zeit beweist der Antheil, welchen Pius diesem nützlichen Unternehmen widmete, den Eifer des Pabstes und seine vollkommene Kenntniß des wesentlichsten Zweiges der theologischen Gelehrsamkeit. An weiteren Beweisen wird es auch nicht fehlen.

Drittes Capitel.

Französische und englische Cardinäle.

Die kurze Dauer der Regierung von Pius gab keine Gelegenheit das heilige Collegium sehr zu vermehren; auch würde dieser Gegenstand in der That nicht als interessant genug für die Mehrzahl der Leser betrachtet werden, wären nicht einige besondere Umstände vorhanden, die damit in Verbindung standen.

Es gibt wirklich keine Würde in Europa, die durch und durch europäischer wäre als das Cardinalat, und es ist kein Grund vorhanden, warum dasselbe nicht eines Tags auch in America oder Asien und sogar Australien seine Vertreter haben sollte. Es ist in der That eine kirchliche Auszeichnung, obschon es auf dem ganzen Festland auch bürgerlichen Rang besitzt; aber jede andere Würde beschränkt sich in gleicher Weise auf eine besondere Classe. Ein Bürger kann nicht hoffen General oder Admiral oder Lord-Kanzler zu werden; eben so wenig kann ein Geistlicher ins Unterhaus kommen oder ein Advocat das Victoriakreuz erhalten. Jede Ehre hat ihren engbegränzten schmalen Zugang; jede Erhebung ihren steilen und einsamen Pfad. Aber jede ist auf ihr eigenes Land beschränkt. Ein Wellington kann eine Milchstraße von Sternen haben, die in Diamanten auf dem azurnen Sammt seines Staatsmantels funkeln, und einige wenige Kreuze können zwischen verbündeten Nationen ausgetauscht werden. Aber da ist keine militärische Macht, welche die Uniform des Tapfern — sei sie nun scharlachroth, blau oder weiß — mit einem Ordenszeichen schmückt; keine Repu-

blik der Literatur, welche Lorbeerkronen auf die Brauen der gelehrten Männer der Wissenschaft setzt, in welcher Sprache sie nun ihre Gelehrsamkeit verzeichnet haben mögen; kein gütiger Chalif oder Herr von der Provence, für welchen der artige Minstrel jeder Nation ein geheiligtes Wesen ist, das Ansprüche auf gute Bewirthung und Hochachtung besitzt. Kurz keine weltliche Macht schaut sich unter fremden Nationen nach Leuten um, die von ihr geehrt zu werden verdienen, oder erwartet, daß andere Souveräne und Staaten für ihre Unterthanen das ihr eigenthümliche Abzeichen einer allgemein anerkannten Würde verlangen.

Aber die Kirche, die in ihren Schicksalen universell ist, macht keinen nationalen Unterschied, und die Ehren, welche sie spendet, beschränken sich auf kein einzelnes Land, sondern sie erhalten im Gegentheil eine Anerkennung, die bei Einigen allerdings ein bloßer Act der Höflichkeit sein mag, bei den Meisten aber gesetzlich festgestellt ist. Der Code Napoleon hat diese Bestimmung überall wo er in Geltung ist. Von selbst versteht es sich, daß da wo ein gutes Einvernehmen zwischen der Regierung und dem heiligen Stuhl stattfindet, die Vertheilung einer solchen Würde Sache gegenseitiger Uebereinkunft ist, und wenn solche freundliche Beziehungen nicht existiren, so muß die Regierung selbst daran Schuld sein. Es besteht folglich bei den vier großen catholischen Mächten ein anerkanntes Recht eine gewisse Anzahl ihrer geistlichen Unterthanen für die Cardinalswürde vorzuschlagen. Früher, wenn eine allgemeine Promotion, wie man es nannte, stattfand, das heißt wenn eine Anzahl von Personen, die gewisse hohe Aemter innehielten, gleichzeitig mit dem Purpur bekleidet wurde, hatten die bevorrechteten Höfe ein Recht ihre Candidaten vorzuschlagen. Dieser Gebrauch kann jetzt bei-

nahe als veraltet betrachtet werden, und in der That ist der regierende Pabst in dieser Beziehung höchst liberal zu Werke gegangen, indem er weit mehr Fremde ernannte, als je zuvor in diesem kirchlichen Senat einen Platz eingenommen hatten.

Als Beleg für die verschiedenen Grundsätze, nach welchen eine solche Wahl behandelt werden kann, wollen wir zwei von denjenigen erwähnen, die Pius VIII zu dieser hohen Stellung erhoben hat, einen Franzosen und einen Engländer.

Der erste stammte aus der edlen Familie Rohan-Chabot, welche unter dem ersten dieser Namen auf gleiche Weise Deutschland und Böhmen als fürstliches Haus angehört, in Frankreich aber ihre Abstammung auf den heiligen Ludwig zurückleitet und auf dem Wege der Heirath ihr Blut in das königliche Haus Valois übergegossen hat. Ihr Wahlspruch hat in wenigen Zeilen ein so starkes Bewußtsein aller, nur nicht königlicher Ansprüche ausgedrückt, wie nur ein solcher destillirter Tropfen von Familienhochmuth wohl in sich fassen konnte:

„Roi ne peux,
Prince ne veux,
Rohan suis.“

Niemand konnte vermöge seiner Geburt ein höheres Recht auf den römischen Purpur besitzen als der Abbé Ludwig Franz August Herzog von Rohan-Chabot, Fürst von Leon, welcher den geistlichen Stand ergriffen hatte. Ueberdieß zeichnete er sich durch Frömmigkeit, genügende Gelehrsamkeit und makellosen Wandel aus. Im Jahr 1824 wurde ein Versuch gemacht von Leo XII den Hut für ihn zu erlangen. Der Pabst antwortete, Frankreich müsse sich begnügen bei seinem Gebrauch zu verharren, dem zufolge es blos

seine Erzbischöfe und Bischöfe für diese Ehre vorschlagen könne. Der französische Botschafter, mit welchem der junge Herzog verwandt war, gab sich alle erdenkliche Mühe für ihn; aber als in seiner Abwesenheit sein Chargé d'affaires in einer Audienz die Sache vorbrachte, antwortete der Pabst in seiner freundlichsten Weise mit einem lateinischen Vers:

„Sunt animus, pietas, virtus; sed deficit aetas."

Der Bittsteller war etwas überrascht durch diese schnellfertige und vollständige Antwort, welche beiden Seiten der Frage ihr volles Recht angedeihen ließ. Inzwischen sah er sich durch neue dringende Vorstellungen genöthigt abermals an die Güte des Pabstes zu appelliren. Er deutete die Sache in einer Audienz an, sah aber, wie er uns erzählt, an Leos sanft boshaftem Blick, daß er sich nicht überrumpeln ließ. Er änderte seinen frühern Hexameter, kam aber auf denselben Schluß und antwortete:

„Sunt mores, doctrina, genus; sed deficit aetas."

Er fügte hinzu, er habe in seinem Kopf ein reichliches Verzeichniß von den Verdiensten, Tugenden, Vorzügen und Ansprüchen des Abbé von Rohan in guten Versen zusammengestellt, die aber sammt und sonders mit demselben Dactylus und Spondäus endigen.

Inzwischen war es wohl bekannt, daß er gerne den ehrwürdigen Bischof von Hermopolis, Monseigneur Frayssinous, in das heilige Collegium aufgenommen haben würde, wenn nicht dessen Bescheidenheit absolut jeder Bemühung des Pabstes [1], um ihn zur Annahme zu bestimmen, widerstanden hätte.

Erst im Jahr 1830 wurde Rohan, der jetzt Erzbischof von Besançon war, von Pius VIII befördert. Bei der

[1] Chevalier d'Artaud, Leben Pius VIII.

Revolution, die kurz darauf in Frankreich erfolgte, wurde er von einem Pöbelhaufen gefangen genommen und schändlich mißhandelt, ein Umstand, der wahrscheinlich sein Leben verkürzte, denn er starb im Februar 1833, in seinem zweiundvierzigsten Jahre.

Ganz anders verhält es sich mit dem Cardinalat, das unserem Landsmann Thomas Weld verliehen wurde. Man hat gesehen, daß der Hut, welchen Leo XII dem Bischof Baines aus Dankbarkeit gegen den Benedictinerorden ertheilen wollte, von Pius VIII gleich im Anfang seiner Regierung an F. Crescini verliehen wurde, der sich seiner nur sehr kurze Zeit erfreuen sollte. Cardinal Weld wurde theilweise aus Rücksicht auf seine eigenen persönlichen Ansprüche ernannt, theilweise auch weil man einen Engländer unter den höchsten Würdeträgern der Kirche zu sehen wünschte. Man fragte — und der Pabst konnte nicht ermangeln die Berechtigung dieser Frage einzusehen — warum beinahe jede andere Nation in dieser Körperschaft, welcher die Leitung der religiösen Angelegenheiten in der Welt anvertraut sei, ihre Vertreter habe, mit Ausnahme der einzigen, deren Sprache von einem großen Theil ihrer christlichen Bewohner gesprochen werde. Nicht blos die britischen Inseln, sondern auch die Vereinigten Staaten, Ost- und Westindien, Canada, das Cap, Australien und die Inseln des stillen Meeres seien in täglichem Verkehr mit dem heiligen Stuhl und mit der Congregation der Propaganda, die für ihre Bedürfnisse sorge. Ob es nicht billig wäre, daß in der Nähe des herrschenden Stuhles und unter der Zahl seiner Rathgeber wenigstens ein einziger Mann stände, der dieses zahllose Geschlecht vertreten könnte, der mit der Intelligenz desselben begabt und mit seinen Bedürfnissen, seinen Formen sie aus-

zudrücken, wie auch mit der eigenthümlichen Stellung, worin viele Theile davon sich befinden, vertraut wäre? Es würde kaum billig sein dieß zu verweigern oder über dieses Verlangen zu murren.

Der Erste, der zu diesem ehrenwerthen Posten ernannt wurde, war ein Mann, der sicherlich sein künftiges Schicksal nie vorhergesehen hatte. Er war am 22. Januar 1773 in London geboren und der älteste Sohn des Thomas Weld von Lulworth Castle und der Mary Stanley, welche der älteren und catholischen Linie der nunmehr erloschenen Familie Stuart angehörte. Er wurde gänzlich zu Hause erzogen und gab schon frühe Beweise von großer Frömmigkeit und freigebiger Menschenliebe. Diese wurde hauptsächlich zu Gunsten der vielen religiösen Gemeinschaften entwickelt, welche die französische Revolution gleich schiffbrüchigen Familien an unsere Küste warf. Er behandelte sie in der That, wie freundliche Uferbewohner es thun würden, nahm sie in sein eigenes Haus auf und sorgte für alle ihre Bedürfnisse. Dieß that er zuerst in Gemeinschaft mit seinem vortrefflichen Vater, aber er setzte auch nach dem Tode desselben alle seine guten Werke fort oder gab ihnen vielmehr größern Umfang. Die Trappistennonnen wurden in Lulworth aufgenommen, und mit seltener Großmuth kaufte ihnen Mr. Weld, als sie sein Gut verließen, die für ihn werthlosen Gebäude ab, deren Errichtung man ihnen gestattet und wozu man ihnen sogar die Mittel geschafft hatte. Die armen Clarissinnen aus Grävelingen und die Nonnen von der Heimsuchung, von denen die ersteren sich nach Plymouth und die letzteren nach Shepton-Mallet flüchteten, waren specielle Gegenstände seiner Güte.

Mittlerweile hatte er geheirathet und war mit einer

Tochter gesegnet worden, die sich als würdige Vertreterin der Erbtugenden seines Hauses erwies. Er hatte seinen Platz in der Gesellschaft eingenommen und würdig ausgefüllt; er hatte die Honneurs seines Hauses mit Liberalität und Würde gemacht, hatte die Pflichten des englischen Gentleman in seinem edelsten Character vollzogen, als Landbeamter gewirkt, die ländlichen Vergnügungen genossen und mit seinen Nachbarn Gastfreundschaft ausgetauscht. Es ist wohl bekannt, daß Georg III bei seinen Aufenthalten in Weymouth nach Lulworth zu kommen pflegte und immer die größte Achtung vor der Familie des Cardinals ausdrückte. Welches Leben hätte man weniger als den Weg zu geistlichen Ehren betrachtet als dasjenige das dieser Landjunker von Dorsetshire im Feld oder an seinem Tisch führte!

Gleichwohl waren seine genaueren Bekannten, die sein ganzes Leben hindurch die Tugend, die es auszeichnete, und die Frömmigkeit, die es heiligte, beobachtet hatten, nicht überrascht, als er nach dem Tod seiner trefflichen Gattin im Jahr 1815 und der 1818 erfolgten Verheirathung seiner Tochter mit dem ältesten Sohn des höchst ausgezeichneten Edelmanns Lord Clifford die Welt verließ, seine Besitzungen seinem ältesten Bruder, ihrem dermaligen würdigen Besitzer von jachtender Berühmtheit, überließ und sich mit einem Jahrsgehalt nach Paris begab, um den geistlichen Stand zu ergreifen. Er wurde im April 1821 von dem Erzbischof dieser Stadt zum Priester geweiht.

Er kehrte nach England zurück, trat die gewöhnlichen Verrichtungen der Priesterschaft in Chelsea an und fuhr in seiner liberalen Ausübung der Menschenliebe fort, bis der Bischof und apostolische Vicar von Obercanada seine Ernennung zu seinem Coadjutor durchsetzte. Demgemäß empfing er die

bischöfliche Weihe am 6. August 1826. Er blieb theils Geschäfte halber, theils aus Sanitätsrücksichten in England. In den drei Jahren, wo er „tacitis regnabat Amyclis" — denn er war Bischof in partibus dieser classischen Stadt [1] — lebte er in Hammersmith, wo er der Beichtvater eines Klosters von Benedictinerinnen wurde.

Hierauf wurde er für höhere Zwecke nach Rom beschieden, als gerade die Gesundheitsumstände seiner Tochter eine Climaveränderung erforderten, und es war natürlich, daß er sie begleitete. Am 25. Mai 1830 wurde er von Pius VIII zum Cardinal ernannt.

Ein solches neues und unerwartetes Ereigniß hätte je nach Parteiansichten verschieden gedeutet werden können, und man hätte natürlich erwarten sollen, daß diesen widerstreitenden Gefühlen ein Ausdruck gegeben würde. Dieß war jedoch unter allen Umständen in Rom nicht der Fall. Einstimmig und unzweideutig war die Meinungsäußerung unter den britischen Bewohnern und Reisenden in dieser Stadt. Alle strömten zu dem Empfang herbei, welchen der neue Cardinal gab, und äußerten ihre Befriedigung über einen solchen handgreiflichen Beweis von gutem Willen gegen sein Land. Und von gleicher Art waren die Glückwünsche, die ihm aus der Heimath zukamen. In der Grabrede, [2] die bei seiner prachtvollen Leichenfeier auf Befehl seines Schwiegersohnes, Lord Clifford, am 22. April 1837, gehalten wurde, findet sich folgender Satz: „Er erhielt von Personen von großem Einfluß und hoher Würde Versicherungen, daß seine Ernennung keine Eifersucht wie in früheren Zeiten erregt, sondern

[1] Nicht jedoch die italienische, auf welche Vers und Beiwort sich beziehen.

[2] Englisch und italienisch gedruckt zu Rom in diesem Jahr.

im Gegentheil Denjenigen, die jeder Engländer hochachtet und verehrt, Befriedigung gewährt habe: Personen, welche zu Hause dafür bekannt sind, daß sie sich entschieden feindselige Ausdrücke gegen Rom und unsere heilige Religion erlauben, erkannten in ihm einen Vertreter von beiden, dem sie sich mit freudiger Verehrung näherten, und als sein gastliches Haus sich für seine Landsleute öffnete, da glaube ich, daß selbst der herbste Bekenner eines verschiedenen Glaubens die Ehre nicht ausgeschlagen haben würde, die anerkannter Maßen in der Einladung des englischen Cardinals lag."

Nur der erste Theil dieses Satzes kann eine Erläuterung erfordern. Er zeigt, daß die berührten Umstände bekannt genug waren, um über die Gränzen zartsinnigen Rückhalts hinausgekommen zu sein. In der That ist es für alle Parteien zu ehrenvoll, als daß man irgend einen Hehl daraus machen sollte. Bald nach seiner Erhebung empfing Cardinal Weld einen Brief von dem natürlichen Vormund der Thronerbin, worin er ihm ein ausgezeichnetes Mitglied ihres Haushalts vorstellte und ihn nicht blos versicherte, daß seine Beförderung in dem hohen Kreise, dem sie angehörte, Freude gemacht habe, sondern daß er auch, wenn er je nach England komme, von dieser Familie mit aller ihm schuldigen Ehrerbietung empfangen werden sollte. Dieß ist die Erinnerung, die mir von diesem interessanten und von edlen Gesinnungen zeugenden Document, das ich damals las, haften geblieben ist. Natürlich hätte wenige Jahre später seine practische Bestätigung von der möglichen Laune eines Ministers, mehr als von irgend welchen edleren Antrieben einer königlichen Seele abhängen können. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß bei dieser Gelegenheit nirgends Eifersucht oder Zorn entstand; vielleicht daß sich der neue Cardi-

nal dieses allgemeine Wohlwollen durch seine bekannten Tugenden und sein zurückgezogenes Leben erwarb; vielleicht daß die Presse Nichts dabei zu gewinnen sah, wenn sie das Land in dieser Sache aufregen würde. So viel ist indeß gewiß, daß die Beförderung von der freien Wahl des Pabstes ausging, ohne irgend eine Präsentation von England oder eine Berathung mit seiner Regierung. In dieser Beziehung steht sie in entschiedenem Widerspruch mit der Ernennung sogar eines Rohan.

Man konnte nicht erwarten, daß Cardinal Weld bei dem reifen Alter, das er erreicht hatte, eine neue Sprache in seine Gewalt bekommen oder die Art und Weise, wie hohe kirchliche Geschäfte abgemacht wurden, vollkommen erlernen würde; auch waren die Beschäftigungen seines Lebens und selbst seine kurzen Studien nicht berechnet gewesen ihn in die gleiche Linie mit solchen zu stellen, die sich von Jugend auf rechtlichen und theologischen Studien gewidmet hatten. Der Cardinal sorgte höchst weise für Beseitigung dieser nothwendigen Mängel. Zu seinem theologischen Rathgeber wählte er Professor Fornari, einen der ausgezeichnetsten Gottesgelahrten in Rom, der bald darauf als Nuntius zuerst nach Belgien, dann nach Paris geschickt, und selbst in der gebührenden Zeit zu der Würde erhoben wurde, über welche seine Rathschläge damals einen solchen Glanz ausgossen. Zu Secretären hatte er in verschiedenen Zeiten den gegenwärtigen Bischof von Plymouth, Dr. Vaughan, und den Abbate de Luca, nachmals Bischof von Aversa und gegenwärtig Nuntius in Wien, einen Mann von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und Fähigkeit, schon vorher wohl bewandert in der englischen Literatur, ebenso wie in der seines eigenen und fremder Länder.

Als seinen Antheil brachte der Cardinal einen hervorragenden gesunden Verstand und geschäftsmäßige Gewohnheiten, vollständige Offenheit und aufrichtige Demuth in seinen Rath mit; auch erwarb er sich bald bedeutenden Einfluß in den Congregationen oder Departements der kirchlichen Angelegenheiten, denen er angehörte. Zu gleicher Zeit war er unaffectirt höflich, gastfrei und verbindlich. Seine Wohnung im Odescalchischen Palast war glänzend ausgestattet und füllte sich periodisch mit der Aristocratie Roms, der heimischen wie der auswärtigen, und mit Massen von seinen Landsleuten, von denen Jeder ihn stets bereit fand ihm einen Dienst zu leisten. In der That, wenn er einen Fehler hatte, so war dieß das Uebermaß seiner Güte, die nur zu oft in ihren Gegenständen nicht unterschied und leicht durch arglistige oder unwürdige Leute mißbraucht werden konnte. Aber wahrlich, wenn Einer am Schluß seines Lebens auf irgend ein früheres Gebrechen zurückblicken muß, so kann es nicht dieser Mangel sein, der die bitterste Reue hervorruft.

Dieses Ende kam bald. Das thätige, abgeschlossene Leben in einem südlichen Clima, in einem Alter begonnen, wo die Constitution nicht mehr biegsam ist, konnte nicht leicht auf eine kräftige rüstige Jugend gepropft werden, die unter den luftigen Mooren der Hügel von Dorsetshire verbracht worden war. Große Empfindlichkeit gegen Kälte und atmosphärische Veränderungen wurde allmälig bemerkbar und nahm zuletzt die Form einer Lungenkrankheit an. Umgeben von seiner Familie und gestärkt durch alle religiösen Hilfsmittel, versank der Cardinal am 10. April 1837 gelinde in die Ruhe des Gerechten. Selten ist ein Fremder von den Bewohnern einer Stadt tiefer und inniger betrauert worden, als dieser heilige Mann von den Armen Roms.

Viertes Capitel.

Die hauptsächlichen Ereignisse dieser Regierung.

Wenn die kurze Dauer der Regierung Pius VIII als Entschuldigung für die Spärlichkeit der Ereignisse und Erinnerungen angeführt worden ist, so kann sie doch nicht als Grund für den Mangel an großen und sogar erstaunlichen Vorkommnissen gebraucht werden. Denn im Verlauf weniger Monate können sich viele solche concentriren, die voll von ungeheuern Folgen sind, und in ihnen wurden wahrscheinlich die Semina rerum niedergelegt, zu deren vollständiger Entwicklung eine künftige Generation nicht ausreichen wird. Eine solche Periode war der kurze in diesem Pontificat begriffene Zeitraum. Drei oder vier ausgezeichnete Ereignisse werden genügen, um die Wahrheit dieser Behauptung darzuthun.

Und zuerst — um mit dem eigentlichen Anfang seiner Regierung zu beginnen — wurde er am 31. März 1829 gewählt, und kaum einen Monat später war es eine angenehme Pflicht ihm die freudigen Zeitungen von der Emancipation der Catholiken mitzutheilen. Diese große und gerechte Maßregel empfing am 23. April desselben Jahrs die königliche Beistimmung. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß dieß eine Botschaft unendlicher Freude war und man sie dem Oberhaupt der catholischen Kirche mit den Worten hätte verkünden können, mit welchen ihm der Eintritt der Osterzeit alljährlich verkündet wird: Pater sancte, annuntio vobis gaudium magnum. Ihm, der nicht blos ein Mann von der höchsten Einsicht war, sondern sich auch

für Alles was in der Christenheit vorging aufs Innigste interessirte, stand die volle Bedeutung dieser Maßregel natürlich ganz klar vor Augen. Aber im Allgemeinen verhielt es sich nicht so. In fremden Ländern wurde die Stellung der Catholiken Großbritaniens schlecht verstanden. Die Religion, nicht der politische Zustand ihrer Glaubensgenossen, interessirte andere Nationen hauptsächlich. Auf dem ganzen Continent ging man von der Meinung aus, der Catholicismus in diesem Reiche beschränke sich auf Irland, und ein englischer Catholik mußte sich auf Reisen, wenn er sich als solchen kundgegeben, immer und immer wieder eine Berichtigung gefallen lassen, wie z. B. „Sie wollen natürlich sagen ein Irländer?“ In der That war selbst noch in der Periode, bei welcher wir verweilen, wo man noch weniger Sprachstudien machte, wo die Circulation fremder periodischer Literatur noch schwächer war, wo man noch weniger reiste und die internationalen Beziehungen eine weit geringere Bedeutung besaßen, die gegenseitige Unkenntniß der Länder sehr groß. Auch konnte man weder damals noch jetzt zu behaupten wagen, daß die Bevölkerung Englands im Allgemeinen in Betreff anderer Nationen besser unterrichtet sei als die Bevölkerung festländischer Staaten in Betreff unserer Insel.

Besonders die Verfassung unseres Landes, die sogar für uns selbst verwickelt ist, wollte Völkerstämmen, die seit Jahrhunderten an eine einfache Monarchie gewöhnt waren und aus Erfahrung kaum Etwas kennen gelernt hatten, was zwischen dieser und dem blosen Republikanismus lag, ganz und gar nicht einleuchten. Wenn man ihnen sagte, die Catholiken in Großbritanien seien von den Parlamentssitzen ausgeschlossen, so sahen Manche vielleicht kein größeres Un-

glück darin, als wenn man ihnen gesagt hätte, daß dieselben keinen Platz im türkischen Divan besitzen. Sie konnten den Einfluß und die Wichtigkeit der Stellung nicht beurtheilen, hatten daher auch keinen Begriff von der unerträglichen Beschimpfung, die in einer fortdauernden und erblichen Unfähigkeit zu derselben lag. Deßhalb war unsere öffentliche Freude über die Erringung dieses schmerzlich ersehnten Gutes für die Menge unverständlich. Nach der Audienz bei dem Pabste besuchten der Vicar Rector des Collegiums (jetzt Erzbischof von Trapezunt) und ich den Staatssecretär und empfingen seine warmen Glückwünsche. Sodann machten wir uns an die Vorbereitungen zu unserem Feste nach dem gewöhnlichen römischen Plane. Die Front unseres Hauses wurde mit einer eleganten architectonischen Zeichnung in buntfarbigen Lampen bedeckt, und gegenüber wurde ein Orchester für Festmusik errichtet. Am Morgen des bestimmten Tages wurde ein Te Deum gehalten, dem die verschiedenen britischen Collegien anwohnten; Nachmittags gab Signor Nicolai, der gelehrte Illustrator der Paulskirche, auf seiner Villa in der Nähe derselben ein prächtiges Bankett zum Besten, und als wir Abends nach Hause kamen, ergötzten wir uns an den aufwärts gekehrten Gesichtern der Menschenmassen, auf denen sich die glänzenden architectonischen Lampen abspiegelten, die unsere ehrwürdigen Mauern schmückten. Aber die Worte Emancipazione cattolica, die wir mit Lampen an der Front entlang darstellten, wurden von dem Volk mit Mühe gelesen und nur mit Conjecturen gedeutet, so daß Viele kamen und bewunderten, aber unerleuchtet durch den Glanz, welcher sie geblendet hatte, sich wieder in der greifbaren Dunkelheit der umgebenden Straßen verloren.

In der That war das erste der beiden Worte, lang und

furchtbar für ununterrichtete Lippen, kein alltägliches Wort in Italien, und gewöhnliche Köpfe konnten sich nicht wohl einen Zusammenhang zwischen ihm und seinem Adjectiv, und ebenso wenig zwischen beiden und England denken. Aber für uns und unsere Gäste lag wahrlich ein Zauber in den Worten, die zu unsern Herzen sprachen und darin eine liebliche Musik erweckten, heiterer als die unseres Orchesters; in Worten, die unsere Gemüther noch glänzender beleuchteten, als die Illumination auf unsern Mauern war. Wir hatten jung unsere Heimath verlassen, und ohne ein klares Bewußtsein von all dem Unrecht zu haben, womit man unsere älteren Glaubensgenossen gequält hatte, sollten wir im vollen Besitz unserer Rechte dahin zurückkehren, nachdem wir persönlich kaum mehr gelitten hatten als Diejenigen, die seit dieser glücklichen Aera geboren worden. So konnten Einige von uns denken, und hatte dieß nicht seinen großen Nutzen? Was man auch von den Nachtheilen einer auswärtigen Erziehung halten mag, so besaß sie doch, zumal in jener Periode, den sehr großen Vortheil, daß sie außer dem Bereich religiöser Streitigkeiten und ihrer Erbitterung den Geist heranbildete und die Neigungen nährte. Keine „beflügelten Worte" des Zornes oder der Verachtung konnten, so mächtig man sie zum Flug befiedert hatte, die Alpen so leicht übersteigen, und wenn sie das thaten, so mußte das Gift von ihrer Spitze abgetropft sein, wie diese auf einem so langen Weg ihren Stachel verloren haben mußte. Ein noch so wildes Gebrüll auf Plattformen konnte kaum auch nur ein gesänftigtes Geflüster von sich selbst über die See geschickt haben, und die beständigen Angriffe einer feindlichen Presse konnten nur in den abgerissenen Bruchstücken, mit denen sich ein fremdes Blatt gelegentlich aufputzte, zu uns

kommen. So wußten wir kaum Etwas von den bittern Dingen, die gegen das was uns das Theuerste war gesagt worden, und gewiß ich will gerne Zeugniß dafür ablegen, daß in Rom weder in öffentlichen Vorlesungen, noch im Privatunterricht, noch auch in der Unterhaltung herbe Worte oder lieblose Einflüsterungen gegen Andere gebraucht werden. Man wächst da in einem freundlicheren Geiste auf und lernt von Irrthümern in einem milderen Tone sprechen als anderswo, obschon man sich im eigentlichen Mittelpunct des höchsten orthodoxen Gefühls befindet. Aber wenn man auch das Unrecht nicht so peinlich empfunden hatte, so hatten doch der für unser Land so ehrenvolle Act der Gerechtigkeit und das Gefühl der Erlösung von entwürdigenden Fesseln die Folge, daß jedes britische Catholikenherz in Rom hoch aufjauchzte, als uns die Nachricht zukam, der vieljährige Streit sei mit Triumph gekrönt worden, und die Lorbeeren eines friedlichen Waterloo haben dieselben Brauen geschmückt, welche von den Kränzen unseres letzten großen blutigen Sieges gekrönt worden. Gleichwohl war es die Gegenwart und nicht die Zukunft, was diese Stunde, die Geburtsstunde großer und dauernder Ereignisse, zu einer freudevollen machte. Es ist freilich hier nicht der Ort lange bei diesem Gegenstand zu verweilen, aber es war ein zu gewaltiger politischer Act, als daß er sich unter den andern Ergebnissen einer Sitzung ruhig in einem Augenblick gelegt hätte oder blos als ein einziges Capitel der in einem gegebenen Jahr erlassenen Gesetze aufgeführt werden könnte. Die Generation ist noch vorhanden, die vor dem bedeutungsschweren Schritt gelebt und gewirkt hat. Viele überleben ihn, die sogar schmerzlich die guten alten Tage der Ausschließung zurückwünschen, welche für sie und die Ihrigen ein Monopol ausmachten:

es sind auch Einige da, deren Fesseln zwar beseitigt sind, bei denen sich aber die Erstarrung und die Krämpfe, welche dadurch erzeugt worden, noch nicht verloren haben. Allmälig wird die Gesellschaft mehr und mehr, und sodann gänzlich aus solchen bestehen, die von Kindheit auf unter dem Schutz unparteiischer Gesetze, im Gefühl wesentlicher Gleichheit, ohne ein Bewußtsein davon, daß dieselbe eine Concession gewesen, und ohne diese anmaßende Behauptung aufstellen zu hören, neben einander aufgewachsen sind. Die Erinnerung an einen Zustand der Dinge, in welchem der eine Theil derselben Gemeinde den andern um gemeinsame Rechte anflehen mußte, wird verschwunden sein, und mit ihr der Stolz Etwas verweigert oder bewilligt zu haben, und die Demüthigung lange Zeit mit Füßen getreten, endlich aber zwangsweise befreit worden zu sein. Dann und erst dann wird jenes lichte Stadium eintreten können, wo ein friedlicher intellectueller Kampf, wie zwischen Kämpen in alten Zeiten, geführt werden kann, frei von Haß und Leidenschaft, unbeeinflußt durch Erinnerungen an gegenseitige Verhältnisse, welche dann beiden Theilen unbekannt sein werden. Aber gewiß der Tag, der einem in Bezug auf Religion gespaltenen Lande eine solche Aussicht vorbereitete, darf in den kurzen Jahrbüchern des Pontificats, worein es fiel, wohl als ein glänzender betrachtet werden.

Das zweite bedeutungsvolle Vorkommniß während dieser Regierung sollte eher einen andern Namen tragen; es ist mehr eine Maßregel als ein vom Pabste selbst herbeigeführtes Ereigniß, und war zur damaligen Zeit von ungeheurer Wichtigkeit, sollte aber seine erstaunlichen Wirkungen erst sieben Jahre nach seinem Tod hervorbringen. In einer Zeit, wo die Bangigkeiten, Leiden und Streitigkeiten,

die durch diese Maßregel hervorgerufen worden, beschwichtigt und beinahe vergessen sind; in einem Augenblick, wo sich Jedermann über die zukünftige Allianz zwischen der Macht, worauf sie sich bezog, und unserer eigenen Königsfamilie freut, wäre es unpassend und unfreundlich auf ausführliche Details über die berühmte Antwort einzugehen, welche der Pabst vier großen deutschen Prälaten in Betreff der gemischten Ehen ertheilte. Sie hatten seinen Vorfahrer über das Benehmen gefragt, das in dieser Beziehung einzuhalten sei, nicht in so fern es sich um allgemeine Principien handelte, sondern in so fern die bürgerliche Gesetzgebung mit dem kirchlichen Gesetz in Widerspruch gerieth, wodurch ihre Gewissen schwer geängstigt wurden. Es war für sie ungefähr eine solche Stellung, wie die Geistlichen der Hochkirche im vorigen Jahr in Folge der Scheidungsacte einzunehmen erklärten. Beide betrachteten das Gesetz des Landes als im Widerstreit mit dem Gesetz Gottes befindlich: aber in dem einen Fall hatte jede Person blos ihr eigenes Gewissen zu befragen, oder auch konnten Viele ihre persönlichen Ueberzeugungen zu einem gemeinsamen Capital von Remonstrationen oder zu einem Werkzeug vereinigten Widerstandes zusammentragen; im andern wandten sich Alle an einen anerkannten Obern in geistlichen Dingen, an ein Oberhaupt der Kirchenregierung, das als die einzige berechtigte Behörde sprechen konnte, und dem sie Alle gehorchen mußten.

Pius war als Cardinal Castiglioni vollständig auf den Fall eingegangen und daher zur Handlung vorbereitet. Vor dem Schluß seines ersten Regierungsjahrs schickte er sein denkwürdiges Breve an den Erzbischof von Cöln so wie an die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster, und un-

mittelbar darauf folgte eine lange practische Unterweisung, welche die Unterschrift des Cardinals Albani trug.

Es ist nicht unsere Absicht die Gründe oder Motive dieses Documents zu erörtern, oder auf die Natur seiner Verfügungen einzugehen, noch weniger das Benehmen des Pabstes zu rechtfertigen. Unser Zweck stellt uns blos eine angenehmere Aufgabe, nämlich die Urkunde selbst zu characterisiren. Wenn man sie jetzt nach siebzehn Jahren liest, kann man nicht umhin über die Ruhe und apostolische Würde zu staunen, die sich durch alle ihre Theile hinzieht. Es ist bekannt, daß sie in dem sanften, aber festen Gemüth des Pabstes einen Widerstreit von Gefühlen erregte, der ihm beinahe Angst einflößte. Sein Amt zwang ihn zu antworten, und die Antwort konnte nichts Anderes enthalten als einen Tadel gegen das Benehmen eines mächtigen Staates, mit welchem er in vollkommenem Frieden lebte, so wie Anweisungen, um seine Maßregeln zu durchkreuzen und den tiefsten Abscheu davor an den Tag zu legen. Es war ihm unmöglich die etwaigen Folgen seines entschiedenen Auftretens vorherzusehen. Seinen Befehlen konnte Gehorsam versagt werden, und die Welt konnte den unschädlichen Streich, den er führte, als des schwachen alten Priamus

telum imbelle sine ictu

verhöhnen. Sie konnten auch nicht in seinem Geist ausgeführt werden, und dann mußte Verwirrung und Mißverständniß entstehen. Oder auch konnten sie vortrefflich ausgeführt werden, und dann mußten sie zu Streitigkeiten und Conflicten, zu Leiden und Gewaltthat führen, deren Tadel wahrscheinlich auf ihn selbst geworfen wurde. Es war daher äußerst schmerzlich für ihn, daß er sich genöthigt sah ein solches Document in die Welt hinauszuschicken, aber in

dem Document selbst läßt sich keine Spur von der Aufregung und Betrübniß seiner Seele nachweisen. Es ist gänzlich impassiv und durchaus voll von Würde. Es sind darin zwei Eigenschaften vermischt, die sich nicht oft beisammen befinden. Seine Forderungen sind so klar und bestimmt, wie nur irgend ein Gesetz sie aufstellen konnte, man sieht da kein Wanken, kein Nachgeben, nicht die mindeste Abschwächung. Zu gleicher Zeit aber ist sein ganzer Ton versöhnlich, ehrerbietig und sogar freundschaftlich. Zu den Bischöfen spricht er als Vater und Herr; von ihrem Souverän schreibt er beständig als von einem Mitmonarchen, einem Verbündeten und Freund. Sein Vertrauen auf die königliche Gerechtigkeit, Billigkeit und Duldsamkeit ist vollständig und unbegränzt. Der Character von Pius athmet in jedem Paragraphen: die Unbeugsamkeit seines Gewissens, sein strenges Festhalten am Prinzip neben seiner Herzensgüte und angebornen Sanftmuth. Ueberdieß erkennen die Gelehrteren darin den vollendeten Canonisten, und zwar in dem Tone der Herablassung und Versöhnung. Sein Nachfolger im Jahr 1837 bemerkte bei Erläuterung dieses Breve mit Recht, es treibe seine Nachsicht so weit, daß man in Wahrheit sagen könne, es habe die eigentliche Gränzlinie erreicht, deren Ueberschreitung eine Pflichtverletzung gewesen wäre. Jedermann weiß, welche feine und scharfe Gesetzeskenntniß dieß erfordert. Ein in gutem Andenken stehender Volksführer pflegte sich zu rühmen, er setze ein so vollständiges Vertrauen in seine genaue Bekanntschaft mit dem Gesetze, daß er niemals seine Gränzen zu überschreiten oder in den Schlingen, womit er seinen Pfad umstellt wisse, gefangen zu werden fürchte: gleichwohl verwickelte sich sein Fuß zuletzt in ihren Maschen, sein Ver-

trauen hatte ihn verrathen, und seine Energie war für immer gebrochen.

Nicht so verhielt es sich mit Pius. Was er geschrieben, hatte er in der Fülle einer Weisheit geschrieben, welche durch die Heiligkeit seines Lebens gereift und durch ein ernstes Pflichtgefühl jetzt doppelt aufgeklärt worden war; kein Wort davon mußte zurückgenommen, abgeändert oder ausgeglichen werden, und obschon nach langem Kampf, ist es ein Orakel und ein Gesetz geblieben. Aber, wie bereits bemerkt worden, er übergab blos eine Saat der Furche und er erlebte es nicht, daß man ihre Frucht pflücken konnte. Seit länger als einem Jahr lag dieses Document in irgend einem Ministerialbureau in Berlin begraben; es wurde dann aufgenommen, zum Gegenstand einiger Unterhandlungen gemacht und auf weitere drei Jahre in Vergessenheit geworfen. Was erfolgte, gehört einem andern Pontificat an, aber es wird auch da keiner frischen Aufmerksamkeit bedürfen. Es genüge zu sagen, daß die alten Wunden vernarbt sind; der römische Purpur glüht auf dem erzbischöflichen Thron des glorreichen Cöln, das unter königlicher Schutzherrschaft beinahe wieder auferbaut ist; der junge Prinz, der künftige Erbe der preußischen Krone, der im Begriff steht ihren Glanz und ihre Last mit Englands erster Tochter zu theilen, hat Rom kennen gelernt, ist in Rom bekannt worden, und die Bekanntschaft hat gegenseitige Hochachtung zur Folge gehabt; während der Monarch, der das junge Paar daheim bewillkommnen wird, bei vielen Gelegenheiten Beweise seiner eigenen persönlichen Gefühle zu Gunsten der Gerechtigkeit und Billigkeit sowohl gegen die neueren als gegen die älteren Provinzen seines Königreichs gegeben hat.

Zwei wichtige öffentliche Ereignisse bezeichneten somit den Anfang und die Mitte dieses kurzen Pontificats: das erste war freudig, das zweite schmerzlich; ein drittes und noch unglücklicheres ging seinem Ende voran und bereitete es vielleicht vor. Gleich den übrigen entwickelte es seine Folgen erst unter einem andern Pontificat.

Im Juli 1830 fand das erste von jenen großen politischen Erdbeben Statt, die seitdem so häufig geworden sind, Throne erschüttert und ihre Inhaber zerstreut haben, ohne Krieg und vergleichungsweise ohne die Grausamkeiten einer gewaltsamen Reaction. Drei Tage bildeten die mystische Frist, die zum Umsturz einer Dynastie erforderlich war; Straßenbarricaden und häusliche Mezeleien waren die Strategie, die man anwandte; dann war Alles vorüber, ohne Guillotine oder Füsilladen. Solcher Art waren die drei Tage, die einst in Frankreich die glorreichen genannt und durch jährliche Feste gefeiert wurden. Die ältere Linie der Bourbonen war ihr Opfer; das von dem verbündeten Europa durch vieljährigen Krieg ausgeführte Werk wurde im Nu über den Haufen geworfen; bis auf ihren geliebtesten und zartesten Schößling hinab wurde sie vollständig von dem revolutionären Wirbelwind fortgetrieben, über die See hinüber in eine zweite Verbannung, aber nicht zu einem zweiten gastlichen Willkomm. Und doch führten das Gefecht und die Unruhe, die Aufregung und der Kraftaufwand nicht einmal eine Namensveränderung herbei. Als der Staub und Rauch sich verzogen hatte, saß ein anderer Bourbon auf dem Thron; ein Monarch war auf einen Monarchen gefolgt; ein jüngerer Zweig, kräftiger in seinen Schößlingen, voller von jüngerer Kraft, wurde in denselben Platz gepflanzt oder erhob sich vielmehr von demselben Stamm wie derje-

nige den man so unbarmherzig zerfetzt hatte. Es schien, als hätte Frankreich nicht im Mindesten mit der Wurzel gehadert.

Im August wurde die furchtbare, leicht eingelernte Lection getreu in Brüssel wiederholt und Belgien für immer von Holland getrennt. Für diejenigen welche die erste große Revolution in Frankreich mitangesehen hatten, konnte die Wiedererscheinung ihres gedämpften Geistes in demselben Lande nur ein schreckensvoller Anblick sein. Die Erinnerung an diese blutige Periode stand Vielen noch frisch im Gedächtniß. Carl X, welchen die neue Revolution verjagte, war am Ende der Bruder des Königs, der in der ersten auf dem Schaffot gestorben; dieß allein brachte die beiden Ereignisse in eine nahe Verbindung. Pius VIII hatte während des ersten gelebt und gelitten; er konnte nicht umhin durch das zweite tief ergriffen zu werden. Es war leicht vorherzusehen, daß so erfolgreiche Beispiele wie diese die Mißvergnügten anderer Länder aufmuntern mußten, und daß ein Funke von einem Brand genügte die trockeneren Materialien älterer Dynastien aufflammen zu machen. Seine eigenen Staaten wurden nicht in Frieden gelassen. Der Sturm, der bald in all seiner Wuth losbrechen sollte, sammelte sich langsam und düster. Bald nach seiner Thronbesteigung erneuerte er die Edicte seines Vorfahrers gegen geheime Gesellschaften — die Carbonari. Eine Loge dieser Verschwörer wurde in Rom entdeckt, und sechsundzwanzig von ihren Mitgliedern wurden verhaftet. Eine besondere Commission wurde niedergesetzt, um ihnen den Proceß zu machen; Einer wurde zum Tod verurtheilt, einige Andere zu Gefängnißstrafen. Der Erste war Großmeister und Haupt der Verschwörung. Aber Pius wandelte seine Strafe um und schenkte ihm gnädig das Leben.

Diese wiederholten Erschütterungen im Ausland und Inland, zu welchen noch die polnische Novemberrevolution gezählt werden kann, und der Tod seines Freundes und Bundesgenossen, des Königs von Neapel, versetzten der geschwächten Constitution des Pabstes einen Streich um den andern. Die bösartige Flüssigkeit, die ihn so lange äußerlich gequält hatte, wurde einwärts auf wichtigere Organe getrieben und drohte gegen das Ende von 1830 mit einer schleunigen Auflösung.

Mittlerweile hatte Pius einen offenen und aufrichtigen Schritt gethan. Kaum hatte die französische Revolution sich als vollendet erwiesen, kaum saß Ludwig Philipp fest auf seinem Thron, so erkannte der Pabst offen seine Regierung an und bestätigte die Beglaubigungsschreiben seines eigenen Nuntius. Der Erzbischof von Paris, Mgr. von Quelen, ein Mann, dessen Tugenden Jedermann bewundern mußte, äußerte Bedenken gegen diese Entscheidung und schickte einen Gesandten nach Rom, um die Frage über den neuen Eid der Treue und die öffentlichen Gebete für das Oberhaupt des Staates zu erörtern. Mehrere andere Bischöfe hegten gleichfalls ähnliche Gewissensscrupel und fragten dieselbe oberste Behörde um Rath. Am 29. September erließ der Pabst ein höchst lichtvolles und freundliches Schreiben an den Erzbischof, worin er ihm auf seine Zweifel antwortete und ihn versicherte, er könne die geforderten Pfänder der Treue mit dem besten Gewissen gewähren.

Es kann nicht nöthig sein zu bemerken, welche furchtbare und unermeßliche Folgen für den ganzen Continent dieser Ausbruch des revolutionären Geistes, der zum ersten Mal während dieses Pontificats auftauchte, in seinem Schooße barg; wie dieß blos die erste der aufeinanderfolgenden Con-

vulsionen in Frankreich war; wie dieser Geist der Rebellion nach und nach größere und kleinere Staaten, von Kaiserreichen an bis auf Herzogthümer, heimsuchte und in einem einzigen Vierteljahrhundert mehr Dynastienwechsel, mehr Verzichtleistungen von Souveränen, mehr Abänderungen nationaler Verfassungen, mehr provisorische Regierungen, mehr Perioden der Anarchie, mehr Militärherrschaften, mehr Belagerungszustände, mehr politische Morde, mehr Störungen internationaler Gesetze und mehr Untergrabungen der moralischen Grundlagen der Gesellschaft herbeigeführt hat, als die Annalen irgend eines Jahrhunderts in der Weltgeschichte aufzuweisen vermögen.

Dem guten Pabst wurde der Anblick all dieses Elends erspart. Denn, wie der Leser gesehen hat, der Beginn dieser revolutionären Bewegung schien sein werthvolles Leben abzuschneiden. Er war sich seines nahen Endes bewußt und verlangte die Sacramente, welche die Höchsten und Niedrigsten in der Kirche auf gleiche Weise in Anspruch nehmen, oder die vielmehr uns alle in gleicher Hilflosigkeit und Erleichterung mit einander verbinden. Der Nahrung des Körpers darin gleich, daß der Monarch und der Bettler Beide daran Theil nehmen müssen; ihr ungleich darin, daß nur eine einzige Qualität und ein einziges Maß Beiden gereicht wird. Ein Pabst ordinirt wie ein gewöhnlicher Bischof, spricht sein Brevier wie ein untergeordneter Priester, empfängt das Viaticum unter Einer Gestalt, derselben wie irgend ein Patient im Spital, und macht die bescheidene Pflicht der Beichte meistens bei einem einfachen Priester ebenso durch wie der alltägliche Sünder der Welt. In dem was für übernatürlich gehalten wird und zur Gnadenordnung gehört, steht er auf der gleichen Höhe wie seine eigenen Kinder.

Er kann mehr geben als sie, aber er muß dasselbe empfangen.

Aber von dem sterbenden Pius wird ein Zug erzählt, welcher das rechtfertigen oder beleuchten wird, was in Betreff der Zartheit seines Gewissens sowohl als der Uneigennützigkeit seines Benehmens gesagt worden ist. Auf seinem Todtenbett schickte er nach seinem Schatzmeister Cristaldi und ersuchte ihn kraft der mit seinem Amt verbundenen Vollmacht eine kleine lebenslängliche Pension einem alten treuen Diener auszusetzen, der ihn seit Jahren gepflegt hatte. Er hatte selbst nichts bei Seite gelegt, um für ihn sorgen zu können, und er zweifelte ob er ein Recht habe den Staatsschatz mit diesem unbedeutenden persönlichen Geschenk zu belasten. Als sein Wunsch bereitwillig erfüllt war, sprach er seinen Dank aus und legte sich dann zur Ruhe. [1]

Am Morgen des 1. December hauchte Pius VIII ruhig seinen Geist aus.

Bei den Erinnerungen an die vorhergehenden Päbste wird der Leser bemerkt haben, daß ein Princip festgehalten wurde, von dem man glauben kann, man habe es bei Beschreibung dieses dritten Pontificats aus dem Auge verloren. Man hat, selbst auf die Gefahr hin persönlich zu erscheinen — was Erinnerungen nothwendig sein müssen — mit Beispielen zu belegen gewünscht, wie individuell der Einfluß des heiligen Stuhles auf alle wenn auch noch so unbedeutende Leute ist, die in seine unmittelbare Nähe kommen. Der Schatten eines hohen und stattlichen Baumes verderbt, wenn er von giftigem Character, Alles was unter ihm gepflanzt ist; während ein anderer Alles was unter seinem Schutze hervorkommt emporzuziehen und ihm ein rasches,

[1] Chevalier Artaud.

wenn auch vielleicht dünnes Wachsthum zu verleihen scheint. Solcher Art ist die gütige und pflegende Protection und Anleitung, welche Viele von dem Pabst empfangen haben werden. Und deßhalb ist eine Erinnerung daran, daß man unter diesen günstigen Einfluß gebracht worden, gleichbedeutend mit einem Bewußtsein denselben empfunden zu haben. Bereits ist eine Besprechung erzählt worden, welche Pius VIII mit dem Verfasser in Betreff seiner Lieblingsstudien hatte, und die darauf berechnet war ihn zur Ausdauer in denselben aufzumuntern. Eine andere Besprechung kann leichter hier eingefügt werden, weil sie schon vor vielen Jahren veröffentlicht worden und daher so gut ein Eigenthum des Lesers als des Autors ist. Folgendes ist nun ein Auszug aus der letzten der zwölf Vorlesungen, die im Jahr 1835 in Rom gehalten und im folgenden Jahr in London veröffentlicht worden sind:

„In meinem eigenen Fall würde ich eine Ungerechtigkeit begehen, wenn ich diese Gelegenheit hinausließe zu erklären, daß ich bei allen möglichen Fällen, hauptsächlich aber in Betreff dieser Vorlesungen,[1] die herablassendsten Aufmunterungen von Seiten derjenigen empfangen habe, in deren Beistimmung jeder Catholik seinen besten Lohn erblicken wird."

Dieser Anerkennung war folgende erläuternde Note beigefügt:

„Es macht mir Vergnügen folgende Anecdote zu erzählen. Vor wenigen Jahren setzte ich einer Thesis, die von einem Mitglied des englischen Collegiums (dem nachmaligen hochwürdigen Bischof Baggs) gehalten wurde, eine lateinische

[1] Vorlesungen über die Verbindung zwischen der Wissenschaft und der geoffenbarten Religion.

Dissertation von zehn oder zwölf Seiten bei, in Betreff der Nothwendigkeit allgemeine und wissenschaftliche Kenntnisse mit theologischen Studien zu verbinden. Ich entwarf einen flüchtigen Ueberblick über die verschiedenen Zweige von Gelehrsamkeit, die in diesen Vorlesungen erörtert wurden. Die Abhandlung wurde bald ins Italienische übersetzt und in einem sicilianischen Journal abgedruckt; sie erschien, glaube ich, auch in Mailand. Was jedoch für meine eigenen Gefühle am befriedigendsten war und als Bestätigung der Behauptungen im Texte dienen mag, ist der Umstand, daß ich, als ich zwei Tage später dem verstorbenen Pabst Pius VIII, einem in heiliger und profaner Literatur wahrhaftig wohl bewanderten Manne, meine Aufwartung machte, um ihm dem Gebrauche gemäß eine für ihn verfertigte Abschrift der Thesis zu überreichen, ihn mit derselben an seinem Tische sitzend fand; er sagte in den freundlichsten Ausdrücken zu mir, da er von meiner kleinen Abhandlung gehört, so habe er sie augenblicklich holen lassen, und fügte dann mit einer Anspielung auf das weiter oben aus den alten Vätern angeführte Bild hinzu: Ihr habt Egypten seiner Beute beraubt und gezeigt, daß sie dem Volke Gottes gehört."

Eine solche sanfte und freundliche Bewässerung dieses kleinen Keimes war es was ihn wenigstens mit der Kraft guter Absichten zu etwas Vollständigerem heraufwachsen machte. Diese wenigen herablassenden Worte gaben angefangenen Forschungen eine neue Würze, theilten dem bereits Zusammengebrachten seinen Werth mit und ermuthigten zur Sammlung dessen was noch zerstreut umher lag. Sie goßen einen heitern Glanz über eine Periode des Lebens. Und gerade dieser Augenblick würde nicht mit Unrecht als der eigentliche Mittelpunct desselben betrachtet werden. Wir alle

schauen von unserem sich verlängernden öden Pfad auf irgend eine solche grüne und sonnenbeglänzte Oase zurück, von welcher wir aufgebrochen sind; aber was noch mehr war, die meinige war damals mit verwandten Seelen bevölkert und daher voll Leben. Wenn ich also in meinem Gedächtniß zu dieser glücklicheren Zeit zurückgreife, so

„Occurrunt animæ, quales neque candidiores
Terra tulit, neque queis me sit devinctior alter.“

Während dieser kurzen, aber doch langen Aera des Lebens schufen geistesverwandte Studien solche Ketten, von denen noch jetzt einige übrig bleiben, zwischen dem Ueberlebenden und Vielen, die weit mehr würdig waren noch zu leben. Um nicht von Italien und vielen großen und wackern Männern zu sprechen, die dort und besonders in Rom blühten, ist es eine angenehme Erinnerung nicht blos einen mündlichen, sondern zuweilen auch schriftlichen Verkehr mit solchen Gelehrten in Frankreich gehabt zu haben, wie der Patriarch der orientalischen Literatur, Sylvester de Sacy; Saint-Martin, der Nebenbuhler Grotefends und Vorgänger Rawlinsons; Abel-Remusat, welchen man beinahe den Einführer der tartarischen und mongolischen Gelehrsamkeit nennen kann; Balbi, Ozanam, Halma und viele Anderen gar nicht zu erwähnen; ebenso in Deutschland in ähnlichen Verbindungen mit Möhler, Klee, die uns Beide zu früh entrückt wurden, mit Scholz, Schlegel, dem älteren Windischmann und den beiden edelherzigen Görres gestanden zu haben, dem Philosophen von den edelsten Fähigkeiten und dem Dichter der süßesten Neigungen.

Viele andere leben in der That noch, um die Erinnerungen an diese Periode zu theilen, welche wir als ein gegenseitiges Band freundlichen Verkehrs und unwandelbarer

Sympathien zusammenhalten: aber wir Alle müssen dann und wann einen sehnsuchtsvollen, lange verweilenden Blick zurückwerfen und uns mit einem Seufzer abwenden, wenn wir unsere alte Oase zwar noch immer grün und sonnig erblicken, aber hauptsächlich mit jenem Glanz bedeckt, welchen der Glaube auf die Gräber der Heiligen und Weisen zurückstrahlt.

Vierter Theil.

Gregor XVI.

Gregor XVI.

Erstes Capitel.

Seine Einsegnung.

„Sie müssen jetzt Ihre Correcturen selbst machen; ich fürchte, ich werde künftig keine Zeit mehr haben sie zu besorgen;" so lauteten die ersten Worte, die ich aus dem Munde Gregors XVI vernahm. Ihnen voran ging ein freundlicher Ausruf der Erkennung, und hernach folgte ein herzlicher Segen, als ich in dem schmalen Gang, der aus den päbstlichen Privatgemächern führte, vor ihm niederkniete. Es war nur wenige Tage nach seiner Thronbesteigung. Der neue Pabst spielte auf einen Act ausgezeichneter Güte von seiner Seite an. Er hatte mich ersucht eine Abhandlung über einen Gegenstand, wofür er sich als Präfect der Propaganda interessirte, italienisch zu schreiben und zu veröffentlichen. Sie ging durch die Presse dieses Instituts und er hatte die Correctur übernommen. Während der Dauer des Conclaves bis zum Abend seiner Erwählung hatte er bei diesem Beweis von Herablassung ausgeharrt und so wahr=

scheinlich dem künftigen Leser manchen unglücklichen Ausdruck, manches ungenaue Factum erspart. Jedenfalls bewies mir diese kurze Besprechung, daß Gregors Erhebung auf den päbstlichen Thron der Liebenswürdigkeit und Einfachheit seines Characters, die ich schon so oft aus Erfahrung kennen gelernt, keinen Eintrag gethan hatte.

Das Conclave nach dem Tod von Pius begann in der Mitte Decembers mit Einhaltung aller üblichen Formen. Eine Zeitlang schien es, der Cardinal Giustiniani werde gewählt werden; allein der spanische Hof legte sich ins Mittel und verhinderte dieß. Es ist bereits auf dieses Vorrecht angespielt worden, welches wenigstens drei große catholische Mächte mehr durch Uebung als in Folge eines förmlichen Actes der Anerkennung besitzen. Sollten sich zwei Drittel der Stimmen auf einen Candidaten vereinigen, so ist dieser ohne Weiteres Pabst und befindet sich außer dem Bereich irgend einer verhindernden Erklärung. Wenn sich daher die Stimmen einem Solchen zuzuwenden scheinen, der aus irgend einem Grund einem dieser Souveräne im Wege steht, so setzt dessen Gesandter beim Conclave, der gleichfalls Cardinal ist, durch ein Rundschreiben seine Collegen in Kenntniß, daß bei dem Hof, den er vertritt, dieses Gefühl vorwalte. Dieß genügt, damit sie eine andere Richtung einschlagen.

So war in dem Conclave zunächst vor demjenigen, mit dem wir uns hier beschäftigen, Cardinal Severoli beinahe gewählt, als Cardinal Albani im Interesse Oesterreichs, wo Severoli früher Nuntius gewesen, mittelst einer Note, die für Nichts weniger als höflich angesehen wurde, gegen seine Ernennung Einsprache erhob. Und auf gleiche Weise erhielt in diesem Conclave am 7. Januar Cardinal Giusti-

niani einundzwanzig Stimmen, während die für die Ernennung genügende Zahl neunundzwanzig betrug, als Cardinal Marco, der spanische Botschafter, auf eine zarte Weise zuerst Odescalchi, dem Neffen Giustinianis, dann dem Dechant Pacca zu verstehen gab, daß Spanien sein Veto einlegen werde. Jedermann war verblüfft. Giustiniani war Nuntius in Spanien gewesen, und man vermuthete, der Grund seiner Ausschließung sei seine Betheiligung bei der von Leo XII vorgenommenen Ernennung von Bischöfen in Südamerica. Wenn dieß der Fall war, so wurde der beabsichtigte Zweck durchaus vereitelt. Denn die der Krone eines Landes zustehende Gewalt erlischt mit ihrer Ausübung; der Stachel bleibt in der Wunde zurück. Cardinal Cappellari hatte zu diesen Bischofsernennungen weit mehr beigetragen als Giustiniani; er vereinigte die erforderliche Zahl von Stimmen und wurde Pabst.

Jedermann in diesem Conclave bemerkte indeß die bewunderswürdige Haltung dieses vortrefflichen und edlen Kirchenfürsten im vorliegenden Fall. Ich habe mir vom Cardinal Weld und seinem Secretär im Conclave, Bischof Riddell, erzählen lassen, wie leidend und gramvoll er drein geschaut habe, so lange die Aussicht auf das Pabstthum ihm vor Augen geschwebt, denn er war ungemein scrupulös und hatte ein äußerst zartes Gewissen; und wie er dann auf einmal gestrahlt und wieder sich selbst gleichgesehen habe, sobald die Vision verschwunden war. In der That war die Note des weltlichen spanischen Gesandten Labrador kaum in seiner Gegenwart von dem Dechant vorgelesen worden, als Cardinal Giustiniani sich erhob und, mitten in der Capelle stehend, seine Collegen anredete. Er war von hoher Gestalt, sein spärliches Haar war weiß von Alter, sein Gesicht aus-

nehmend mild. Seine Mutter war eine englische Lady gewesen, und seine Familie nimmt jetzt die Pairie Newburgh in Schottland von der Krone in Anspruch. Mit fester sicherer Stimme und einem natürlichen Ton, der von seiner peinlichen Lage nicht aufgeregt war, sprach der Cardinal: „Wenn ich die Höfe nicht aus Erfahrung kennte, so würde ich in der That Ursache haben mich über die Ausschließung zu verwundern, welche der hochwürdigste Dechant veröffentlicht hat; denn ich kann mir nicht den mindesten Vorwurf machen Seiner catholischen Majestät während meiner Nuntiatur irgend einen Anlaß zu Beschwerden gegeben zu haben, sondern ich wage sogar mir Glück dazu zu wünschen, daß ich Seiner Majestät in den schwierigen Umständen, worin sie sich befand, ausgezeichnete Dienste leistete." Er nannte sodann einige Beweise der Anerkennung dieser Treue Seitens der spanischen Krone und fuhr fort: „Ich werde stets das Andenken an diese vielfache Güte, die Seine catholische Majestät mir bewiesen, theuer halten und ihm die tiefste Ehrfurcht bewahren, wie ich mich auch aufs Lebhafteste für Alles interessiren werde, was seine und seiner erhabenen Familie Wohlfahrt betreffen kann. Ich will noch hinzufügen, daß ich unter allen Wohlthaten für die größte und annehmbarste (wenigstens in ihren Wirkungen) die halte, daß er mir heute den Zutritt zu der hoch erhabenen Würde des Pabstthums verschlossen hat. Im Bewußtsein meiner großen Schwäche konnte ich keine Ahnung in mir aufsteigen lassen, daß ich je eine so schwere Last auf mich zu nehmen hätte, und als ich in den letzten Tagen sah, daß man in dieser Beziehung an mich dachte, so hatte sich mein Herz mit der bittersten Sorge erfüllt. Heute befinde ich mich frei von meiner Angst, meine Ruhe ist mir zurückgegeben, und ich

behalte nur die Befriedigung zu wissen, daß einige meiner hochwürdigsten Collegen es der Mühe werth gefunden einen Blick auf mich zu werfen und mich mit ihren Stimmen beehrt haben, wofür ich ihnen hiemit meinen ewigen und aufrichtigsten Dank sage."

Diese Anrede rührte die ganze Versammlung sichtlich, und viele Cardinäle besuchten Giustiniani in seiner Zelle, um ihm ihre Bewunderung seines Benehmens und seiner Tugenden auszusprechen.[1]

Gregor XVI bewies ihm seine Hochachtung auf alle Arten, und nach dem Tod des Cardinals Weld wurde er aus Rücksicht auf seine englische Abstammung zum Cardinalprotector des englischen Collegiums ernannt. Dieß verschaffte mir viele Gelegenheiten mit ihm zu verkehren und seine ächten gediegenen Vorzüge kennen zu lernen.

Es könnte scheinen, als ob die päbstliche Würde in neuern Zeiten zwischen den beiden geistlichen Abtheilungen in der Kirche, der weltlichen und der regulirten, abzuwechseln hätte. Pius VII gehörte der letzteren Classe an, die zwei nächstfolgenden Päbste der ersteren. In der Person des Cardinals Cappellari fand eine Rückkehr zu dem Mönchsorden Statt. Seine drei unmittelbaren Vorgänger hatten gewisse vorbereitende Schritte durchgemacht; sie waren, bevor sie die päbstliche Würde erreichten, mit der bischöflichen geschmückt, sie waren in aufgeregten Zeiten Bischöfe oder Staatsmänner gewesen: er dagegen hatte niemals das Kloster verlassen, bis er mit dem Purpur bekleidet wurde — obschon dieß in seinem Fall nur eine symbolische Phrase war[2] — und hernach

[1] Moroni, Dizionario Bd. 31 S. 221.

[2] Wenn ein Mönch Cardinal wird, behält er die Farbe seiner Kutte bei. Da die der Camaldoleser weiß ist, so änderte Gregor XVI die

versah er nur ein einziges und zwar ein geistliches Amt. Sein früheres Leben läßt sich daher leicht skizziren.

Bartholomäus Albert Cappellari wurde zu Belluno im Venezianischen am 18. September 1765 geboren, und seine Eltern gehörten dem Adel der Gegend an. 1783 trat er unter dem Namen Maurus in den Camaldoleserorden, und zwar im Kloster San Michele in Murano zu Venedig. 1795 wurde er in Geschäftssachen nach Rom geschickt, und dort gab er 1799 ein großes sehr verdienstvolles Werk heraus, das seine umfassende und manigfaltige Gelehrsamkeit bewies.[1] 1805 wurde er zum Abt ernannt und versah diese Stelle im St. Gregorskloster in Rom, so wie in dem Kloster, wo er Profeß gethan hatte, in Venedig. Das erstere wurde jedoch sein bleibender Aufenthalt.

Kirche und Kloster des St. Gregor sind schön auf dem cölischen Hügel gelegen und nehmen den Platz eines Klosters ein, das dieser große Pabst in seinem eigenen Hause gestiftet hatte. Es war ursprünglich dem Apostel Andreas gewidmet, zu dessen Ehre noch jetzt im Garten eine Capelle besteht, die mit ausgesuchten Frescogemälden geschmückt ist. Ueber die Schwelle dieses Hauses schritten St. Augustin und die andern Missionäre, welche St. Gregor nach England schickte. Von den Benedictinern ging es in die Hände der Camaldoleser über, die wirklich ein Zweig dieses Ordens waren. Die Camaldoleser führen ihren Namen von einem der drei „Heiligthümer" Toscanas, die unter den Gebirgsvesten der Appenninen liegen und sich durch ihre schöne Lage so wie

Farbe seiner Gewande niemals, sondern trug als Mönch, als Cardinal und als Pabst immer dieselbe.

[1] Sein Titel heißt: Il trionfo della Santa Sede, e della Chiesa contro gli assalti dei Novatori. Es erlebte drei Auflagen in Venedig und ist in verschiedene Sprachen übersetzt worden.

durch ihre herrliche Aussicht ringsumher auszeichnen. Aber die Camaldoleser, die von St. Romuald im dreizehnten Jahrhundert gestiftet worden, haben zwei Formen des Lebens, eine mönchische und eine einsiedlerische. Die letztere ist zum Theil beschrieben worden, als von der Abführung einer tusculanischen Gemeinde durch die Banditen die Rede war. Don Mauro Cappellari gehörte der mönchischen Linie an. In dem prächtigen Kloster St. Gregors des Großen verbrachte er mehr als zwanzig Jahre ruhiger Dunkelheit als Custos einer wohl ausgestatteten Bibliothek, die er ansehnlich bereicherte.

Aber obschon dem Publicum kaum bekannt, war er einer der vielen in Rom lebenden Geistlichen, welche still und ungesehen die Geschäfte der Kirche als Rathgeber, Theologen und Schiedsrichter in schwierigen Angelegenheiten fördern. In dieser Weise war Pater Cappellari dem heiligen Stuhl wohl bekannt, und er erhielt volle Gelegenheit sich mit kirchlichen wie auch bürgerlichen Geschäften vertraut zu machen, und seine Fähigkeit, Klugheit und Redlichkeit bei der Ausführung an den Tag zu legen. Unter andern bedeutenden Aemtern übertrug ihm Leo XII die Visitation der vier kleineren Universitäten. Diejenigen die seine Verdienste kannten, erwarteten mit Sicherheit, daß er bald zu einer Stellung berufen werde, wo er sie nutzbringender entwickeln könnte; aber auf einmal schien es, als sei ein befreundeter Nebenbuhler zwischen ihn und seine wohl erworbenen Ehren getreten.

Ein anderer Mönch von demselben Orden und von derselben Provinz war weit später nach Rom gekommen und mehrere Jahre jünger als er. Dieß war D. Placido Zurla, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und angenehmen Ma-

nieren, überdieß mit hohen sittlichen Eigenschaften geschmückt. Aber er hatte keinen leitenden Antheil an den kirchlichen Angelegenheiten in Rom genommen und die Last seiner schlimmen Tage nicht getragen. Seine schriftstellerische Berühmtheit gehörte wirklich einer ganz verschiedenen Richtung an und beruhte auf geographischen Forschungen. 1818 hatte er in Venedig ein interessantes Werk über Marco Polo so wie andere venezianische Reisende aus früheren Zeiten herausgegeben, und eine merkwürdige in der St. Marcusbibliothek aufbewahrte Weltkarte, die weit älter als Columbus war, aber dennoch auf einen westlichen Continent zu deuten schien, ans Tageslicht gebracht oder wenigstens zum großen Theil illustrirt. Er war der Busenfreund des Paters Cappellari, und als er im Mai 1823 von Pius VII zum Cardinal ernannt wurde, da gerieth ganz Rom in Erstaunen, nicht weil man seine eigenen Verdienste unterschätzte, sondern weil seine Erhebung der seines Klosterbruders im Weg zu stehen schien. Denn man hielt es für unmöglich, daß zwei Mönche aus einem sehr eng begränzten Orden zum Purpur erhoben werden könnten. So dachte auch Zurla, und als er seine bevorstehende Ernennung erfuhr, warf er sich, wie man erzählt, Pius zu Füßen und beschwor ihn von einem Beschluß abzustehen, der eine Ungerechtigkeit gegen seinen Freund in sich schließe oder wenigstens auf einem Mißgriff beruhen müsse. Dieß geschah jedoch nicht. Er wurde Vicar von Rom und war Protector unseres Collegiums, bis er 1834 in Sicilien starb. Nicht die geringste Unterbrechung der Freundschaft fand zwischen den beiden Ordensbrüdern Statt, selbst nicht nachdem der letzte der erste geworden; und Zurla war Cappellaris Vicar.

In der That sah Leo XII über alle Gebräuche weg,

bestellte auf seine eigenen Kosten eine vollständige Ausrüstung für einen Cardinal, und die Farbe so wie der Schnitt der Gewande gestatteten keinen Zweifel darüber, wer der unbekannte Ernannte sein werde. Am 25. März 1825 ernannte ihn Leo zum Cardinal, reservirte ihn aber in petto bis zum 13. März des folgenden Jahres, wo er ihn mit einer Lobrede, wie sie noch selten im Consistorium gehalten worden ist, proclamirte. Er bezeichnete ihn als einen durch die Unschuld und den Ernst seiner Sitten höchst ausgezeichneten und besonders in kirchlichen Dingen sehr gelehrten Mann, der sich durch lange Arbeiten für den apostolischen Stuhl wohl verdient gemacht habe.

Am Reinigungsfest, dem 2. Februar 1831, wurde dem Conclave dadurch ein Ende gemacht, daß er unter dem Namen Gregor zum Pabst ernannt wurde. Die Feier seiner Krönung, die am 6. stattfand, wurde erhöht durch seine Einweihung zum Bischof am Hochaltar von S. Peter. Diese Function hatte natürlich den Zweck zu zeigen, daß in seiner Person zwei verschiedene Classen geistlicher Macht sich vereinigten. Vom Augenblick an, wo er die päbstliche Würde angenommen, war er das Oberhaupt der Kirche, konnte decretiren, herrschen, Bischöfe ernennen oder absetzen und jede Pflicht päbstlicher Jurisdiction vollziehen. Aber er konnte nicht ordiniren oder weihen, bevor er selbst von andern Bischöfen, die ihm untergeordnet waren und unter und von ihm ihre Sitze und ihre Jurisdiction besaßen, die Auflage der Hände empfangen hatte.

Bei einer früheren Gelegenheit, als Clemens XIV zum Pabst ernannt wurde, erhielt er die bischöfliche Weihe abgesondert von seiner Krönung. Gregor vereinigte die beiden

Functionen; aber einem noch ältern Vorgang folgend wich er von den gewöhnlichen Formen ab.

Im römischen Pontificat ist der für die Bischofsweihe vorgeschriebene Ritus mit der Messe verwoben, während welcher der neue Bischof einen sehr untergeordneten Platz einnimmt, bis er am Ende auf den Thron gesetzt wird und seinen ersten päbstlichen Segen spricht. Hier ging der ganze Ritus der Messe voran, die von dem neuen Pabst in der gewöhnlichen Form gesungen wurde. Wie jeder andere Bischof sprach er vor dem Altar kniend und in Gegenwart seiner Geistlichkeit das Glaubensbekenntniß, welches hier das Band war, wodurch das Haupt mit dem Körper vereinigt wurde, statt wie gewöhnlich die Kette zu sein, die ein Glied an das Haupt bindet.

Der Morgen war glänzend und voll von Freude, der Abend kam düster und mit unheimlichen Vorzeichen beladen. Während wir noch im Quadrat des Vaticans selbst den ersten päbstlichen Segen empfingen, verlautete es auf einmal, in den Provinzen sei ein Aufstand ausgebrochen. Es war dieß eines jener vagen Gerüchte, deren Ursprung und Pfad Niemand nachzuweisen vermag. Denn Bologna hatte sich erst am 4. erhoben. Man hatte in der Richtung von Modena eine Canonade gehört, die für das Signal einer verfrühten Revolution gehalten wurde. Sie kam von dem großherzoglichen Angriff auf das Haus des Ciro Menotti, welchen dieser Monarch aufs Gütigste wie einen Hausfreund behandelt hatte, während er der eigentliche Mittelpunct einer allgemeinen Verschwörung war. Seine Verrätherei wurde entdeckt und seine Absichten vereitelt durch die Wachsamkeit und Unerschrockenheit des Herzogs, der ihn selbst gefangennahm und an einen Ort abführte, wo er besser bewacht

werden konnte. Bald verbreitete sich der Aufstand, und nachdem er sich der Legationen bemächtigt, überströmte er seine ursprünglichen Gränzen und schickte seine Streitkräfte gegen die Hauptstadt, wo eine Bewegung ohne wirklichen Erfolg versucht wurde.

Ich erinnere mich vollkommen der Nacht vom 12. Februar. 1831 Es war Carnevalszeit wie in den guten alten Tagen, wo man an die später eingetretenen Beschränkungen noch nicht gedacht hatte, und Jedermann war mit Leib und Seele nur auf harmlose Vergnügungen erpicht. Am Nachmittag, just als die Lustbarkeiten beginnen sollten, wurden sie durch ein Edict peremptorisch suspendirt, Truppen patrouillirten auf dem Corso und anderen öffentlichen Plätzen, und die Bürger wurden aufgefordert zu Hause zu bleiben, da übelgesinnte Personen auf Unheil sännen. Drei Tage vorher war ein Complott angezettelt worden, das die Ueberrumpelung und Besetzung der Engelsburg zum Zweck hatte; allein die Wachsamkeit der Regierung hatte es vereitelt. Am Abend des 12. hörten wir einige scharfe Gewehrschüsse und konnten daraus ersehen, daß wenigstens ein Versuch gemacht wurde eine gewaltsame Revolution zu erregen. Es war in der That ein Angriff, den ein bewaffneter Haufe auf die Postwache machte, in der Absicht ihre Waffen und Munition wegzunehmen. Aber die Soldaten waren auf ihrer Hut; sie erwiederten das Feuer, verwundeten mehrere Angreifer, nahmen Viele von ihnen gefangen, und nun war Alles ruhig. Eine Kugel flog durch das Thor des Piombinopalastes und tödtete, glaube ich, den unschuldigen Portier darin.

Was uns selbst betrifft, so wußten wir nicht, was geschehen oder welche Richtung die blinde Wuth einer erfolg-

reichen Rebellion einschlagen konnte, und da wir eben so wenig die Stärke und die Mittel der Angreifer kannten, so ergriffen wir alle möglichen Vorsichtsmaßregeln gegen einen nächtlichen Ueberfall. Unsere Thüren waren solid, unsere Fenster wohl vergittert, unsere Mauern uneinnehmbar. Nach sorgfältiger Untersuchung sämmtlicher Gebäude wurde blos ein einziger Punct entdeckt, der gegen die extemporirte Ingenieurskunst tumultuarischer Angreifer nicht Stich halten konnte, und ich zweifle, ob Todtleben selbst ein wissenschaftlicheres oder wirksameres Mittel ausgedacht hätte, als wir anwandten, um uns durch hastig aufgeworfene Werke gegen nächtlichen Angriff zu sichern. Es wurde auch aufmerksam Wache gehalten, bis der Morgen über unsere unversucht gebliebenen Schutzmittel und nickenden Schildwachen hereinbrach.

Was auch die Gesinnungen der Provinzen gewesen sein mögen, so gab jedenfalls Rom keinen Beweis von Sympathie für die Revolution, sondern legte vielmehr eine enthusiastische Ergebenheit gegen seinen neuen Souverän an den Tag. Als man die Bürgergarde vermehrte, damit die regulären Truppen nach dem Norden abmarschiren konnten, strömten die Leute schaarenweise herbei, um sich einreihen zu lassen, und unter ihnen befanden sich Angehörige der höchsten Classen, die sich voll Eifer bereit erklärten die Vertheidigung der geheiligten Person des Pabstes zu übernehmen. Fürst Altieri erhielt den Oberbefehl über dieses Corps. Die Loyalität der ärmeren Classen wurde beinahe beunruhigend. Sie umgaben den päbstlichen Wagen in solchen Massen, daß es kaum möglich war hindurchzukommen, und sie äußerten ihre Anhänglichkeit und ihre Kampflust mit einem Geschrei und einer Wärme, die jeden Versuch sie zu entfernen zu einem gefährlichen Experiment gemacht hätte.

Der Pabst entwickelte die größte Ruhe, Unerschrockenheit und Klugheit. Der Schlag war allerdings grausam und betrübend für ihn. Kräftiger als irgend eine symbolische Feier erinnerte er ihn an seinem Krönungstag, wie schnell die irdische Herrlichkeit vergeht. Er war noch nicht auf die Probe gestellt worden, aber fest entschlossen sich seinen hohen Pflichten mit Eifer und Geschicklichkeit zu widmen. Er hatte allen Grund zu hoffen, daß er die friedliche Laufbahn seiner Vorfahrer fortsetzen könnte. In den Staaten wurde keine Armee gehalten, die des Namens werth war — eine Last weniger, die auf dem Volk lag. Gewaltsame Niederdrückung war niemals ein anerkanntes Regierungsprincip gewesen; militärische Besetzung war nie als die Stütze einer kirchlichen Dynastie betrachtet worden. Gleichwohl lag in dem was so eben geschehen war ein Trost. Der Aufstand war ausgebrochen, bevor seine Ernennung bekannt geworden war. Er konnte keine persönlichen Motive, keine Feindschaft gegen ihn zum Grunde haben. Er erhob sich gegen die Herrschaft, nicht gegen den Herrscher; gegen den Thron, nicht gegen seinen dermaligen Inhaber.

Auch konnte nicht gesagt werden, die Revolution sei eine letzte Maßregel nach vorhergegangenen Anstrengungen, der letzte Ausweg von Leuten, die durch Verweigerung aller Genugthuung aufs Aeußerste getrieben seien. Der Ausbruch war plötzlich, obschon ohne Zweifel vorherbedacht; er zielte auf schließlichen Umsturz der regierenden Gewalt, nicht auf Abänderungen der Regierung. Er behauptete, daß er keine Reformen wolle, sondern nur verlange, daß eine Republik an die Stelle der bestehenden und anerkannten Herrschaft gesetzt werde. Man lasse jetzt Jemand unparteiisch sagen, was er unter solchen Umständen gethan haben würde, so

wird es ihm schwer sein über das von Gregor eingehaltene Verfahren ein Verdammungsurtheil auszusprechen. Es handelte sich nicht um ein Zugeständniß, sondern um eine förmliche Abtretung. Seine Gouverneure und Vertreter waren verjagt worden, und eine Armee erzwang sich den Weg nach seiner Hauptstadt, nicht um eine Uebereinkunft zu schließen, sondern um ihn zu verjagen. Sie waren darauf vorbereitet mit ihm zu unterhandeln, aber nicht als bedrückte Unterthanen, sondern als die höchsten Gebieter. Sie waren jetzt die Nation, die Regierung; sie saßen provisorisch, zerstreut, unorganisirt in Provincialstädten. War es seine Pflicht ihre Rechte ohne Weiteres anzuerkennen? Sollte er, wenn sie sich unfähig zeigten ihn aus Rom zu verjagen, seine Staaten mit ihnen theilen und auf das Gebot einer bloßen Faction die reichen Provinzen übergeben, über welche er just gesetzt worden war? Oder sollte er der Gewalt weichen, weil das Pabstthum, im zuversichtlichen Bewußtsein seiner väterlichen Herrschaft, während des Friedens keine unverhältnißmäßige stehende Armee auf den Beinen gehalten hatte?

Da sicherlich jeder Fürst unter ähnlichen Umständen gefühlt haben würde, daß es seine erste Pflicht sei den integralen Besitz seiner Staaten sicher zu stellen und das Land vor Bürgerkrieg zu schützen, so blieb Gregor keine andere Wahl als Das zu thun was er wirklich that, das heißt eine verbündete Macht um Hülfe anzurufen, besonders eine solche, auf welche die wohlbekannte Lehre paßte:

Nam tua res agitur, paries cum proximus ardet.

Daß fremde Hilfe, besonders bei längerer Dauer, ein Uebel ist, wird Jedermann zugeben, und deßhalb beklagte Niemand die Sache mehr als Gregor XVI. Aber es gab nur eine Wahl zwischen Uebeln, und wahrlich dieses eine

war weniger schlimm als Anarchie mit all ihrem Jammer. In der That ist es ein Mißgriff von Wahl zu sprechen, denn es war eine Nothwendigkeit, die jede freie Entschließung aufhob. Schon der Ausbruch selbst war, abgesehen von allen abstracten Fragen, ein schweres Unglück für das Land. Seine Beförderer eigneten sich natürlich die Cassen in den Provinzen an und schnitten der Hauptstadt, wo öffentliche Bezahlungen hätten gemacht werden sollen, die Lebensmittel ab; die weiteren Kosten, die dadurch herbeigeführt wurden, und die Unregelmäßigkeiten, die im Einzug der Steuern erfolgten, brachten die Staatsfinanzen auf lange Zeit in Verlegenheit: für die erste Zeit hatte man ein Anlehen contrahiren und eine auswärtige Schuld schaffen müssen; Staatseigenthum mußte mit dem größten Schaden verkauft, nützliche Quellen für nationales Einkommen mußten für einen gegenwärtigen Vortheil und mit eventuellem Verlust verpachtet werden; viel Eigenthum, das kirchlichen Corporationen gehörte, wurde frei erklärt und sein Ertrag in einen Regierungsfonds verwandelt. Aber mittlerweile kamen Zahlungen aller Art, ob Dividenden, Arbeitslöhne, Pensionen oder Anweisungen, in Rückstand, und ich kann mit schmerzlicher Erinnerung von der Verlegenheit erzählen, in welche Personen, die mit der Verwaltung von Gütern unter öffentlichen Sicherheiten beauftragt waren, durch die Störung geriethen, die durch diese innere Unordnung hervorgerufen wurde. Es stand mehrere Jahre an, bis der financielle Strom wieder regelmäßig und glatt dahin floß.

Mittlerweile war der Pabst nicht bloß ruhig und zuversichtlich, sondern auch höchst thätig, und Niemand, wer die öffentlichen Verhandlungen seines ersten Regierungsjahres liest, würde sichs träumen lassen, daß dieß ein Jahr inneren

Krieges, schwerer Verwirrung und Noth gewesen sei. Noch im Monat seiner Ernennung (am 28. Februar) präconisirte er, wie man es nennt, zweiundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe; im September desselben Jahrs rief er siebenzehn weitere aus und ernannte zwölf Cardinäle, die zum Theil Männer von bedeutendem Verdienst waren. Im März ließ er mit den prächtigen Tunnels für den Anio in Tivoli beginnen. Er setzte die Salz- und Mehlsteuer herab und modificirte andere Importwaaren; er ernannte Handelskammern in verschiedenen Städten mit Einschluß der Hauptstadt; er erließ treffliche Gesetze für die Municipalverwaltung, reorganisirte diese Verwaltungen in mehreren Provinzen und ertheilte ihnen zu ihrem Vortheil einen höheren Rang; er führte große Verbesserungen im Proceßverfahren, im criminellen sowohl als im civilen ein, und er stiftete einen Tilgungsfonds für die allmälige Abbezahlung der neu contrahirten Schuld.

Aber vielleicht der merkwürdigste Act dieses ersten Jahres des Druckes und der Empörung war die Veröffentlichung einer apostolischen Constitution, die vom 31. August datirt war und mit den Worten begann: Solicitudo Ecclesiarum. Es ist bereits erwähnt worden, daß Cardinal Cappellari hauptsächlich dazu mitgewirkt hatte, daß die kindlichen Republiken von Südamerica Bischöfe erhielten. Er war es in der That, den Leo XII im Jahr 1827 abgeordnet hatte, um mit Labrador zu unterhandeln, welchen Ferdinand VII expreß nach Rom gesandt, um diese Concession zu bekämpfen. Labrador wurde von allen Parteien und besonders von dem diplomatischen Corps in Rom als einer der ausgezeichnetsten und fähigsten Staatsmänner in Europa anerkannt, allein er konnte seinen Zweck nicht durchsetzen.

Die Grundsätze, welche Cardinal Cappellari als Unterhändler verfochten, proclamirte er als Pabst kraft seiner Autorität in der oben erwähnten Bulle, nemlich daß der römische Stuhl factisch bestehende Regierungen anerkenne, ohne sich dabei auf die Frage abstracter Rechte einzulassen. Im Augenblick wo Aenderungen in Regierungen und Dynastien rasch vorgenommen wurden, und wo Scepter mit der Schnelligkeit zauberischer oder illusorischer Schaustellungen von einer Hand in die andere gingen, war es zugleich kühn und klug einfache Grundsätze aufzustellen, nach welchen man das Urtheil des römischen Stuhles leicht zum Voraus ermessen konnte, der sich dadurch zugleich alle inneren Streitigkeiten und verlegenheitsvolle Berufungen während wirklicher Kämpfe ersparte.

Zweites Capitel.

Oeffentliche Werke Gregors XVI.

Die Erinnerungen dieses Buches begannen im neunzehnten Jahr einer päbstlichen Regierung; doch war es beinahe nothwendig den Leser auf wichtige Ereignisse zurückzuführen, welche der Periode persönlichen Entsinnens vorangingen. Sie erreichen ihr Ziel vier Jahre vor dem Schluß dieser vierten Regierung, und auf gleiche Weise muß mir gestattet werden Umstände zu berühren, die auf meine Trennung von den Schauplätzen der Jugend und des Mannesalters folgten.

So kriegerisch die Haltung erscheinen mag, welche Gregor im Anfang seiner Regierung einzunehmen gezwungen war, so

waren doch die Künste, die ihr den Stempel ihres Characters aufdrückten, die des Friedens. Kaum sieht man bei einer päbstlichen Regierung die Fußstapfen derselben tiefer oder breiter eingedrückt als bei der seinigen. Er war nicht damit zufrieden das von seinen Vorfahren Angefangene fortzusetzen oder auszudehnen, sondern er schuf selbst; das heißt er begann mit Nichts und vollendete was bis zu seiner Zeit gänzlich fehlte. Dabei beschränkte er sich nicht auf irgend eine Abtheilung der Kunst, sondern seine Aufmerksamkeit war allumfassend und großsinnig; auch ließ er sich nicht durch Launen bestimmen, sondern wurde von einem fein unterscheidenden Geschmack geleitet.

Beginnen wir mit diesen höhern Proben von Genie. Die römischen Gallerien waren bis zu seiner Zeit reich an Meisterwerken griechischer und römischer Kunst. In der That kann man sich nur wundern, wie viel Schönes noch zurückgeblieben ist, nachdem Rom die übrige Welt bereichert hat. Unglücklicher Weise wurden in alten Zeiten viele der ausgegrabenen Sculpturen, als der Boden zum ersten Mal aufgewühlt wurde, in die Paläste oder Landhäuser der Familie des regierenden Pabstes gebracht und von dieser zu ihrem eigenen Gebrauch verwendet. So erhielt die Villa Medici jene unvergleichlichen Statuen und Gruppen, welche die Tribuna in Florenz zu einem Tempel der höchsten Kunst machen, obschon sie blos mit Spolien geschmückt ist, die heimlich aus Rom weggeführt wurden. So kam auch Alles was in dem Museum von Neapel den Namen Farnesisch führt, wie z. B. der Hercules und die Dirce, aus dem gigantischen Palast dieser Familie in Rom. Denken wir uns, diese zwei Sammlungen würden ihrer ursprünglichen Quelle zurückgegeben, was würde der Vatican jetzt sein? Dann füge man zu der Summe römischer Kunstreichthümer die zahllosen

Sculpturwerke, die an andern Orten und sogar in andern Theilen der Stadt, in den Villen und Palästen Roms, im Louvre, in München, in London gesammelt oder zerstreut wurden, und man wird wohl sagen können, daß die ewige Stadt nicht blos Kunstschätze für sich selbst aufgehäuft, sondern auch die ganze Welt damit bereichert habe.

Bei dieser unerschöpflichen Fundgrube hatte sie nicht daran gedacht über ihren eigenen Boden hinauszugehen, um ihre Reichthümer zu vermehren. Sie wacht allerdings eifersüchtiger darüber, so wie über jede neue Entdeckung, und gestattet dem Fremden nicht mehr so leicht wie früher durch ihre eigenen Verluste zu gewinnen. Die Folge ist höchst wohlthätig gewesen. Da wir Italien nicht mehr als den Sammelplatz von Meisterstücken betrachten konnten, so haben wir uns nach den ursprünglichen Feldern, von wo es seine goldene Erndten geholt, nach Griechenland und Asien, nach Lycien und Halicarnaß gewendet. Gregor XVI war der Erste, der die Gränzen der Kunstsammlung in Rom erweiterte und die Denkmäler früherer Schulen, diejenigen von denen man immer angenommen hatte, daß die eleganteren und erhabeneren Schöpfungen griechischen Geschmacks und Genies ihre ersten Inspirationen von ihnen empfangen haben, in nahe Verbindung brachte.

Die Entdeckung assyrischer Denkmäler hat allerdings diese Theorien materiell abgeändert. Egypten kann sich nicht mehr vermessen die Wiege des artistischen Griechenlands zu sein; kein Gesetzgeber seines künftigen Geschmackscodex hat jemals in den Binsen des Nils gelauert. Und die etruscische Kunst ist keine vorausgehende Vorbereiterin oder Umbildnerin der griechischen Grazie, sondern ein vollendeter oder verfeinerter Theil derselben, der aber in fortschreitender

Entwicklung von starrem Archaismus zu gürtelloser Ueppigkeit mit ihr zusammentrifft.

Gregor fügte dem Vatican höchst werthvolle Sammlungen aus diesen zwei neuen Classen von Denkmälern bei, hielt sie aber unvermischt mit seinen keuscheren Schätzen. Er begann so nahe als möglich bei der Heimath. Es ist bereits der etruscischen Entdeckung gedacht worden, die einige Jahre früher im päbstlichen Gebiet angefangen wurde. Campanien hatte lange Zeit Europa mit dem versehen was man noch immer etruscische Vasen nennt, wahrscheinlich denselben Handelsgegenständen, die in unsern Zollhausverzeichnissen unter dem Namen Waaren von Großgriechenland figuriren. Das Museum von Neapel besaß eine reiche Sammlung davon, und die meisten andern Länder hatten einige wenige Exemplare. Nördlich von Rom enthielten die meisten etruscischen Städte locale Museen, worin Curiosa, wie sie genannt werden, die man aus der Nachbarschaft aufgelesen, niedergelegt wurden. Chiusi, Volterra, Cortona und andere Nachfolgerinnen alter etruscischer Städte bewahrten die Ueberreste und Beweise ihres ehemaligen Geschmackes und Glanzes sorgfältig auf. Manchmal beschäftigte sich eine antiquarische Academie oder Gesellschaft mit Nachforschungen oder Erörterungen über den Platz und gab gelehrte oder nützliche Verhandlungen heraus. Zu diesen gehören die der Academie von Cortona, die sich auf viele Bände ausdehnen und voll von interessantem Stoffe sind.

Aber wenige Jahre vor der Thronbesteigung Gregors hatte man eine reiche Ader der Ausgrabung außerhalb der Gränzen des modernen Toscana, jedoch innerhalb des ehemaligen etrurischen Gebiets gelegen, angeschlagen. Schon die Namen Vulci, Tarquinii und Cerä erinnern classische

Ohren an Plätze, welche dieser alten Conföderation gehörten, aber die Namen selbst waren gleich den Städten, denen sie gehörten, begraben worden unter Bezeichnungen wie Arco della Baddia, Ponte d'Asso oder Canino. Am letzten dieser Plätze stellte der Fürst, der seine Titel von ihm führt, Lucian Bonaparte, ausgedehnte Forschungen an, und schöpfte daraus eine sehr bedeutende Sammlung, die ihren Weg ins britische Museum gefunden hat. Etruscische Ausgrabungen wurden zur Modesache, und viele Abenteurer erhielten reichliche Belohnungen. Man suchte nicht die Ruinen der Städte, sondern ihre Friedhöfe. Der so oft bis in die tiefe Civilisation hinein fortgesetzte Gebrauch wilder Nationen die Todten mit den Werkzeugen und Geräthschaften zu versehen, deren sie auf Erden bedurften, damit sie sich ihrer auch in einer idealen Welt bedienen konnten; dieser Gebrauch, welcher die Abschlachtung eines Streitrosses oder die Tödtung der Frau des Souveräns und die Einscharrung seiner Waffenrüstung mit dem letzteren, oder die Niederlegung eines Pfennigs in die Hand des Reichen wie des Armen, um dem grießgrämigen Fährmann seinen Lohn bezahlen zu können, eingab, wurde von den alten Italienern vollkommen geschätzt und beobachtet. Das Grab einer respectabeln Person nahm den Platz eines Häuschens ein, seine Wände wurden mit Frescobildern von Banketten, Spielen, Pferden und Menschen, sämmtlich in großem Maßstab, ausgemalt, und innen waren ausgesuchte Geräthschaften in unvergänglichem Erz, Sitze, Betten, Lampen und andere Haushaltungsgegenstände von demselben Metall oder von dem gebrechlicheren, aber mit noch köstlichern Arbeiten verzierten, Thon. Auch waren Vasen nicht ihr prächtigster Inhalt; sondern goldene und juwelenbesetzte Ornamente, in reicher Fülle in das Grab gelegt,

zeugen für den Reichthum und die Ueppigkeit der alten Stämme, wie auch für die Verehrung, die sie ihren Todten weihten. Brustharnische sorgfältig aus dem reinsten Gold verfertigt, Halsbänder, Ohrenringe, Armspangen für Kinder, Ketten nach äußerst feinen Mustern, sämmtlich auf eine ausgesuchte Art gearbeitet, so wie mit Perlen und Edelsteinen verziert, fanden sich sogar in Ueberfluß vor und mögen noch jetzt als Muster für die Höhe der Goldschmiedskunst dienen. [1]

Eine Ueberfüllung des Marktes war das beinahe unvermeidliche Ergebniß der überreichen Ausbeute dieser Entdeckung. Die römische Regierung, die an Ort und Stelle war, hatte den Vortheil der Wahl, und Gregor XVI kaufte mit unbegränzter Liberalität Alles was erforderlich sein konnte, eine vollständige Sammlung auszumachen. In der Vaticansbibliothek befand sich bereits eine sehr feine Auswahl von Vasen; ein berühmter Wagen war im Museum; andere schöne Statuen in Erz, die eine mit einer Inschrift am Arm, waren ringsumher zerstreut. Diese wurden zusammen in eine Reihenfolge geräumiger Hallen gebracht, welche früher die Gemächer des Cardinals-Bibliothekars gewesen, aber seit vielen Jahren nicht mehr benützt worden waren. Es ist Sache der Handbücher und Wegweiser eine Beschreibung dieser glänzenden Sammlung und ihrer bewunderungswürdigen Einrichtungen zu geben. Hier mag die Bemerkung ge-

[1] Der Orient ist voll von Fabeln in Betreff ungeheurer Schätze, die noch in Königsgräbern verborgen und von Greifen oder Geistern bewacht seien. Die Erzählung vom Grab Davids in Verbindung mit Herodes ist beinahe geschichtlich geworden. Siehe Josephus Band 1, Seite 412 und 802. Havercampsche Ausgabe. In der zweiten Stelle erzählt man uns, Herodes habe nicht, wie Hyrcanus, Geld gefunden, sondern eine Menge Zierrathen und kostbarer Dinge (*κόσμον χρυσοῦ καὶ κειμηλίων πολύν*).

nügen, daß, wie es scheint, Nichts übersehen worden. Da ist ein Modell von einem Grab nebst seinen Geräthschaften, wie sie gefunden wurden, und da sind Copien von den Fresken entworfen, von denen viele nach ihrer Berührung mit der Luft in Staub zerfielen. Das Wunder ist, wie sie so viele Jahrhunderte außer dem Bereich derselben geblieben waren. Daß Familien nicht von der Voraussetzung, ihre Schätze den Todten nicht sowohl geschenkt als vielmehr geliehen zu haben, ausgegangen sind und nach einer geziemenden Trauerzeit wieder Besitz davon ergriffen haben; daß Domestiken sie nicht gestohlen, oder daß sich keine Banden von Juwelendieben zu nächtlichem Einbruch in den Gräbern zusammengefunden; daß in den Fehden zwischen Stämmen, wo Städte der Plünderung und Verwüstung preisgegeben, den Matronen Ringe aus den Ohren gezerrt, und den erschlagenen Kriegern gestickte Gürtel vom Leibe gerissen wurden, die Asche der Todten Gold und Perlen kräftiger schützte als Rosse und Wagen; und endlich daß während der Jahrhunderte römischer Herrschaft, wo die Traditionen älterer Grabgebräuche noch immer beibehalten wurden, oder in der mittelalterlichen Periode, wo kein Mährchen von bewachenden Drachen Räuber von der Ausplünderung heidnischer Gräber abschreckte, diese für jedes Auge sichtbaren Hügel ihre Schätze versiegelt und treu bewahrt haben sollen, bis ein besseres Motiv und ein intelligenterer Geist sie freundlich einem sichereren Gewahrsam und bewundernder Beobachtung überlieferten, das mag wahrlich als eine jener untergeordneten Fügungen der Vorsehung betrachtet werden, welche die auf solche Art für Jahrhunderte begrabenen Werke der Menschenhand fähig machen in der socialen Welt Früchte zu bringen, wie das in egyptischen Gräbern gefundene Saat-

korn, das nach Tausenden von Jahren keimte und Ernten gab.

Am Jahrestag seiner Erwählung, am 2. Februar 1837, eröffnete Gregor sein etruscisches Museum; zwei Jahrestage später weihte er die demselben entsprechende Sammlung, das egyptische Museum, ein. Es nimmt den Stock unmittelbar unter dem ersten ein.

In gewisser Beziehung kann man sagen, Rom sei allen Ländern darin vorangegangen, daß es egyptische Denkmäler sammelte und in Europa bekannt machte, bevor die Sammlungen eines Drovetti oder Belzoni es bereichert hatten, wie auch darin, daß es eine solche Classe davon zur Schau stellte, wie keine andere Stadt zusammenzubringen hoffen kann. Jahrhunderte lang waren die Obelisken von Rom, liegend oder stehend, beinahe die einzigen Proben egyptischer Kunst gewesen, welche Gelehrte und Künstler kannten. Sie sind jetzt sieben oder acht an der Zahl, nachdem einer von Pius VI auf dem Quirinal, ein anderer zu meiner Zeit von seinem Nachfolger auf dem Monte Pincio errichtet worden ist. Aber die großen vor dem Vatican und dem Lateran, der erste ganz schlicht, und der zweite reichlich mit historischen Gemälden geziert, sind lange Zeit für jeden Reisenden Gegenstände der Bewunderung gewesen. Ihre riesigen Dimensionen und eleganten Formen, ihr schwer zu behandelndes Material und ihre vollendete Arbeit, sowohl was Politur als was Schneidekunst betrifft, sodann ihre so viele tausend Jahre hindurch bewahrte Integrität als Monolithen, und die Berechnung mechanischer Kraft und Geschicklichkeit, welche erforderlich war, um sie aus ihrem granitnen Bett hervorzuziehen, fortzuschaffen und auf verhältnißmäßige Fußgestelle zu erheben — eine Aufhäufung des Pelion auf den Ossa

— hatten vielleicht practischer als irgend etwas Anderes dem Westen einen Begriff von der frühreifen Civilisation und den ungeheuren Werken gegeben, welche die Ufer des Nil in so frühen Zeiten auszeichneten. Und mit Ausnahme eines Obelisken zweiten Rangs, welchen Ludwig Philipp nach Paris bringen ließ, ist kein Versuch gemacht worden in dieses Monopol der ewigen Stadt einzugreifen.

Außer dieser eigenthümlichen Classe von Monumenten, die in keine Sammlung gebracht werden können, waren in Rom andere ursprünglich egyptische Sculpturstücke zerstreut, deren voller Werth erst ausgemittelt wurde, als Young und Champollion das egyptische Alphabet entdeckt hatten. Zu diesen gehörten zum Beispiel zwei von vier Basaltlöwen, die zu den Füßen Mosis liegend sehr regelmäßige Wasserstrahlen aus ihren eingezogenen Lippen in den Brunnen gossen, der den Namen dieses Patriarchen führt. Sie waren mit Hieroglyphen bedeckt, die von dem gelehrten F. Ungarelli gelesen wurden und bewiesen, daß sie einer sehr frühen Dynastie angehörten, ja vielleicht aus der Zeit des jüdischen Gesetzgebers selbst stammten.

Diese und einige andere ähnliche Ueberreste wurden durch weniger edle Stellvertreter in ihren dienstlichen Verrichtungen abgelöst und in den Hallen des Vaticans mitten unter andern königlichen Monumenten aufgestellt. Aber es gab noch eine dritte Classe egyptischer oder vielmehr pseudoegyptischer Werke, die gleichfalls ausschließlich Rom angehörte. Der Kaiser Adrian sammelte in seiner Villa zu Tivoli Nachahmungen berühmter Gebäude aus allen Theilen der Welt. Unter den übrigen befand sich ein Canopus, geschmückt mit egyptischen Werken oder vielmehr mit griechisch-römischen Sculpturen, die auf egyptische Formen zurückgeführt waren.

Die Museen waren übervoll von solchen Denkmälern, die aus den Ruinen der Villa genommen worden, und auch diese wurden von ihren usurpirten Stellungen entfernt und mit ihren besser berechtigten Brüdern vereinigt, so daß sie einen Contrast zwischen den weißen Marmorgebilden der westlichen und den düstern Granit- oder Basalterzeugnissen der orientalischen Kunst hervorbrachten. Diese Vereinigung verleiht der römisch-egyptischen Gallerie eine locale Merkwürdigkeit.

Pius VII hatte eine kleine aber werthvolle Sammlung, die Signor Guidi aus Egypten gebracht, angekauft und im Vatican in einem Halbkreis, welcher das Ende des großen Belvederehofs kreuzte und seine beiden Flanken vereinigte, rundum aufgestellt. Man konnte diese Aufstellung nur als provisorisch betrachten, und die Sammlung wanderte nach den neuen Quartieren, die für die Isisse und Anubisse, für die Hundsköpfe und die Käfer in Bereitschaft gesetzt worden. Solcher Art war die Grundlage dieses neuen Zuwachses zu der großen Vaticansgruppe artistischer Wunder; man braucht nicht hinzuzufügen, daß jede Gelegenheit das so glücklich begonnene Werk zu vergrößern und zu vollenden ergriffen worden ist. Auch kann die Bemerkung überflüssig erscheinen, daß die Decoration dieser so wie jeder andern Abtheilung der Kunstsammlung streng ihrem besondern Gegenstand angemessen und hier rein egyptisch, wie anderwärts etruscisch oder griechisch ist.

Die Gemäldegallerie im Vatican kann kaum mit diesem Namen bezeichnet werden, bei welchem man sich Wände denkt, die von der Decke bis zur Verkleidung mit Gemälden bedeckt sind, ob nun in großen Längen wie in Paris oder Florenz, oder in runden Hallen wie in London oder Dresden. Bei allen andern Sammlungen verleiht die Quantität bis

zu einem gewissen Umfang Werth, und man hält viel auf eine genügende Anzahl von Mustern aus jeder berühmten Schule. Dieß sind lauter Gallerien für das Studium. Im Vatican jedoch ist das nicht der Fall. Einige wenige besonders große Gemälde hängen, ohne einander zu drängen oder auf unschöne Art zu contrastiren, an großen Wänden, in hohen luftigen Zimmern, so daß nur drei oder vier den Raum einnehmen, der anderwärts für fünfzig oder hundert dicht neben einander gefügte Bilder genügen würde. Es war nicht leicht sie gut anzubringen, und so kann ich mich in dem ungeheuren Vatican wenigstens an vier Stellen erinnern, wo sie uncomfortabel hingen. Gregor wies ihnen 1836 ihren gegenwärtigen Platz an, wo man sie wahrscheinlich Generationen hindurch besuchen wird. Einer der ersten Plätze, die sie einnahmen, war das Appartamento Borgia, eine Reihenfolge von zehn edlen Hallen am Palastende des Belvederehofs, deren Decken sehr schön von einigen vorraphaelitischen Künstlern bemalt sind. Gregor XVI fügte diese prächtige Reihe zu der bereits sehr umfassenden Bibliothek und füllte sie mit weiteren Büchern aus. Eine andere Abtheilung dieser literarischen Schatzkammer liebte er ganz besonders, nämlich ihr christliches Museum. Für dieses machte er auf eigene Kosten glänzende neue Aufkäufe, und unter Anderem schenkte er ihm eine höchst seltene und werthvolle Reihenfolge früher byzantinischer Gemälde, die sehr schön erhalten waren. Ebenso kaufte er für sich und hinterließ in dem Palast die ganze Gemäldesammlung von Peters, einem ausgezeichneten deutschen Thiermaler, [1] dabei einem

[1] Der Verfasser besitzt das einzige menschliche Bild, das er je gemalt hat, außer Adam und Eva, die sich in verkleinertem Maßstab auf einem großen Gemälde vom Paradies befinden, wo die Thiere augenscheinlich die Gegenstände seiner hauptsächlichen Aufmerksamkeit sind.

Mann von ächtem Werth und äußerster Herzenseinfalt, der in einem vorgerückten Alter zu Rom starb.

Es wäre Unrecht zu glauben, daß die abgesonderten, an den Wänden hängenden Gemälde ausschließlich die vaticanische Gallerie bilden. Man muß unter diesem Titel die sixtinische Capelle als das großartigste Product von Michel Angelos meisterhaftem Genie; die Stanze und Loggie als die edelste Entwicklung der lieblicheren Talente Raphaels; die Sanct-Lorenzo-Capelle als einen fleckenlosen Edelstein von Beato Angelicos Arbeit, mitten in Raphaels goldenes Band eingesetzt, mitbegreifen; nicht zu sprechen von zwanzig andern großen Künstlern vor und nachher, die auf den Gewölben und Wänden dieses großartigsten der Paläste edle Werke zurückgelassen haben. Gregor XVI war der Erste, der daran dachte dem fortschreitenden Verfall in einigen werthvollen Theilen dieser erhabenen Werke Einhalt zu thun. So wenig waren sich die größten Künstler ihrer unnachahmbaren Talente bewußt, daß sie nicht daran dachten ihre Werke vor den unvermeidlichsten Ursachen der Zerstörung zu schützen; sie malten in der offenen Seitenhalle, wo Regen und Sonne abwechselnd spielen konnten, wie wenn sie es für ausgemacht hielten, daß was sie auch machten, nothwendig zu Grunde gehen müsse, um von andern gleichbegabten Männern ersetzt zu werden. Es ist immer so gewesen. Welcher griechische Bildhauer hat erwartet, daß seine Marmorgebilde, die jeder Junge mit einem Kieselstein beschädigen konnte, die eine lange Bloßstellung vor den Elementen verunstalten mußte, in den Schutz eines Tempels gebracht und nicht vielmehr auf dem Dach eines solchen aufgestellt würden? So fand man, als es zu spät war, daß die Fresken Raphaels so wie die Arabesken und Stuckarbeiten seiner Schüler bei-

nahe ganz verloren gegangen waren; sie wurden in der That nur durch frühzeitig genommene Copien und Kupferstiche aufbewahrt. Gregor setzte jedoch das vor- und nachher betriebene Aufbewahrungswerk fort, indem er den ganzen Umfang der Loggie mit Glas einfassen ließ, nachdem Professor Agricola ihm die Fresken des obern Gangs auf eine bewundernswürdige Weise wiederhergestellt hatte.

Es war natürlich zu erwarten, daß der Vatican, so groß er auch sein mochte, für die unaufhörliche Bereicherung durch neue Museen sowohl als durch vereinzelte Gegenstände von künstlerischem Werth nicht genügen konnte. Er hatte bereits übergeflossen, und Gregor hatte sogar seine Gärten kostbar gemacht durch die Massen von Vasen, Statuen und Altären, womit er sie verschönerte; denn man kann sagen, daß er sie gänzlich erneuert oder sogar frisch zur Schau gestellt habe. Es wurde für nöthig gefunden irgend ein anderes großes Gebäude für die Aufnahme von Werken zu bestimmen, welche der Vatican und das Capitol entweder nicht fassen oder nicht angemessen beherbergen konnten, denn es waren in Statuen und andern Werken neue Entdeckungen oder Erwerbungen gemacht worden, die ausgezeichnete Plätze verdienten und eine Zusammenstellung mit geringeren Erzeugnissen nicht ertrugen. Dahin gehörte der schöne Antinous, der aus dem Braschischen Palast gekauft und durch das der Regierung vorbehaltene Vorkaufsrecht aus russischem Besitz gerettet worden; ebenso der erhabene Sophocles, der Rival oder Gleiche des neapolitanischen Aristides, der von der Familie des gegenwärtigen Cardinals Antonelli gekauft und im Jahr 1839 dem Pabst geschenkt worden war. Aber was vielleicht hauptsächlich einen ausgedehnten und bequemen Platz forderte, das war ein ungeheures Mosaikpflaster, wel-

ches die Helden des Cestus, ausgezeichnete Boxer und Athleten ihrer Zeit, Eingeborene tuscischer Städte, die, wie man sich leicht denken kann, auf die Muskeln und Sehnen ihrer Sprößlinge stolz waren, darstellte. Diese Helden des Ringkampfes sind auf solche Art plötzlich wieder zu Ruhm gekommen und werden wahrscheinlich, wenn man sich dieser Phrase bedienen darf, eine zweite Unsterblichkeit erlangen, die dauernder ist als die erste. Ihre Verhältnisse sind colossal, und da sie ihrer vollen Länge nach in besondern Abtheilungen stehen, so erforderte es keinen beschränkten Raum, damit sie sich in ihrer ursprünglichen Stellung ausstrecken konnten.

Der Lateranische Palast, ein edles Gebäude, hat lange unbewohnt dagestanden, war jedoch eine Zeitlang ein Asyl für Arme. Der Schatzmeister, Mgr. Tosti, hatte ihn vollständig renovirt und in seiner ursprünglichen Schönheit wiederhergestellt; gleichwohl war er für eine päbstliche Wohnung ungenügend und schlecht gelegen. Die Aedes Lateranae, die unter Nero confiscirt, von Dichtern und Geschichtschreibern als höchst prachtvoll gepriesen, von Maxentius an Constantin als Aussteuer seiner Tochter verschenkt und von Constantin nebst der anstoßenden Kirche zum bischöflichen Palast und zur Cathedrale des christlichen Roms bestimmt worden, eigneten sich vortrefflich zum Zweck eines neuen Museums, das nicht blos als Ergänzung dienen sollte. Der erste Beweis von Zweckdienlichkeit war, daß die große palästranische Mosaik eine ihrer Hallen bedeckte, wie wenn sie ausdrücklich bei irgend einem antiken Musivarbeiter dazu bestellt worden wäre. Und so wurden besondere Schreine für Meisterstücke und Gallerien oder Zimmer für geringere Werke gefunden, von denen eines eine Mosaikcopie eines berühmten Boden-

gemäldes ist, das nach der Beschreibung von Plinius sich in Pergamum vorfand und ein ungefegtes Pflaster nach dem Abendessen vorstellte. Gregor XVI war der Gründer dieses neuen Museums, das unter dem gegenwärtigen Pabst nicht blos eine größere Entwicklung, sondern in gewissen Beziehungen auch eine besondere Bestimmung erhalten hat, als Verwahrungsort christlicher Sculpturen.

Drittes Capitel.

Ereignisse der Regierung Gregors.

Jeder Staat und jede Regierung bietet zwei verschiedene Seiten und Zustände dar, die inneren und die äußeren. In ersterer Beziehung ist der Staat wie jede andere Gesellschaft, wie jede Familie und jedes Individuum. Wir wissen wenig oder nichts von dem was im Kreise unserer nächsten Thürnachbarn vorkommt, von den Streitigkeiten, Widerwärtigkeiten, Entbehrungen, Krankheiten, Betrübnissen oder von den häuslichen Freuden, Neigungen und Vergnügungen innerhalb irgend einer Wohnung, die nicht unsere eigene ist. Auch ist in jedem besondern Wesen ein verborgenes Leben, das jeden häuslichen Kreis ausmacht und für die übrigen Mitglieder undurchdringlich ist. Niemand kann die Gedanken Anderer, mit denen er in jahrelanger Berührung gelebt hat, lesen, ihre Motive erforschen, ihre Gemüther ergründen, ihre Wünsche aufdecken, ihre Absichten ausmitteln. Deßhalb müssen wir uns nothwendig begnügen mit ihnen gemäß der Form, worin sie sich selbst zeigen, und nach dem

Verhältniß, worin wir gegenseitige Mitwirkung fordern, zu verfahren.

Ist es nicht so mit Königreichen und Fürstenthümern? Was wissen wir von der innern Politik, von dem jährlichen Wachsthum, den täglichen Handlungen von Herrschern und Völkern, zumal in Staaten, die keinen einflußreichen Vorrang erhalten haben? Für die Zeitungsleser werden täglich Bände voll Mittheilungen vorbereitet, die daheim große Aufregung verursachen und sicherlich mit Begierde verschlungen werden. Wie viele werden jenseits der Halse, die das Paketboot von Dover anbindet, ein Interesse haben? Wer wird sich in Frankreich oder Deutschland darum bekümmern, welche erlauchte Gäste die Souveränin gestern prachtvoll an ihrer Tafel bewirthete, oder wer bei dem letzten Reform-Meeting in Bradford oder Wolverhampton gesprochen? Schon ihre Namen lassen sich jenseits des Canals weder buchstabiren noch aussprechen. Und wie wenig fragen wir darnach, was z. B. in Hessen-Homburg oder Reuß vorgeht? Oder wer bekümmerte sich um die Fürstenthümer oder ihre innern Angelegenheiten, bis ihr auswärtiges Leben in nahe Berührung mit denen von andern Regierungen trat? Es versteht sich von selbst, daß Leute, die von ihren eigenen Interessen gänzlich in Anspruch genommen und mit ihren eigenen innern Angelegenheiten vollständig beschäftigt sind, unmöglich in die wahren Gefühle und Anschauungen einer andern Nation, vielleicht sogar von verschiedenem Stamm, eindringen oder sich mit den Umständen derselben genau bekannt machen können.

Wie jedes andere Land, hat Rom seine doppelte Existenz. Ueber seine äußere Thätigkeit, über den Antheil, den es offen an der europäischen Politik nimmt, über seine

Verträge, seine Tarife, seinen Handel kann natürlich Jedermann urtheilen, und wahrscheinlich hat Jedermann Data, die ihm wenigstens den Versuch erlauben sich ein Urtheil zu bilden. Aber es ist mehr als unwahrscheinlich, daß die wirkliche Lage des Landes, der Character seiner Gesetze, die Gesinnungen der Volksmasse nicht jenseits der innern Sphäre, welche sie betreffen, besser bekannt sind als die von andern Staaten. Niemand kann einen Augenblick glauben, daß die gelegentliche und allzu augenscheinlich parteiische Mittheilung an eine Zeitung die Materialien ausmache, auf welche ein genaues Urtheil sich gründen lasse, während man sich keine Mühe gibt den statistischen, financiellen, moralischen oder socialen Zustand des Landes, seine Staatsverwaltung oder die allmälig eingeführten inneren Veränderungen zu ergründen. Während sich jedoch eine solche Gleichgültigkeit in Betreff des innern Zustandes anderer von Souveränen regierter Länder kundthut, ist in Bezug auf Rom keine solche Rückhaltung gestattet, und man scheint sich einzubilden, daß Jedermann befähigt sei daselbst Uebel zu entdecken und die Art vorzuschreiben, wie sie geheilt werden müssen. Dieses Interesse hat sicherlich einen ganz andern Grund als alltägliche Philanthropie, und man braucht denselben nicht näher zu bezeichnen.

Laßt uns Rom für Das nehmen was es ist, für einen von ganz Europa anerkannten Staat, der aus hohen und wichtigen Gründen von einem geistlichen Herrscher regiert wird, und wenn wir dann ferner annehmen, daß man diesem Herrscher eben so wenig als irgend einem Haupt eines Königreichs zumuthen kann selbstmörderische Acte gegen seine eigene Person oder Machtvollkommenheit zu begehen oder den auf den Umsturz Beider gerichteten Wünschen oder Versu-

chen nachzugeben, so können wir ihn sicherlich als einen guten Souverän betrachten, der seine ganze Seele und all seine Geisteskräfte dem Glück seiner Unterthanen widmet und in jedem Departement des Staates, in jedem Theil seines Gebietes Verbesserungen einzuführen bemüht ist. Und gewiß hat sicherlich kein Monarch jemals gewissenhafter mit Leib und Seele für das Wohl der ihm anvertrauten Völker gearbeitet und eifriger seine öffentlichen Pflichten erfüllt als der tugendhafte Gregor XVI.

Es ist erwähnt worden, daß er schon im Jahr seines Regierungsantritts neue Gesetze über das Gerichtsverfahren erließ. Im folgenden Jahr ließ er ein weiteres Decret über Verbrechen und Strafen ergehen. 1833 organisirte er das Amt des Staatssecretariats und theilte es in zwei Departements, für innere und auswärtige Angelegenheiten; ferner gab er dem Departement für öffentliche Arbeiten ein neues Sistem.

1834 wurde zum ersten Mal eine Nationalbank in Rom errichtet und ein vollständiger Codex von Gesetzen und Bestimmungen für die öffentliche Verwaltung herausgegeben. Im folgenden Jahr erschien ein neues Münzsistem, vollständiger auf das Decimalsistem zurückgeführt als früher, da die Goldmünzen bisher nicht unter dasselbe begriffen werden konnten. Das ganze römische Forum wurde vollständig restaurirt, und das St. Gregorskloster, ein ausgezeichnetes öffentliches Gebäude, wurde sammt dem Raum und den Straßen ringsumher auf Kosten des Pabstes selbst renovirt und verschönert. Sehr bedeutende öffentliche Arbeiten wurden auch an der Mündung der Tiber so wie im Hafen von Civitavecchia und in der Stadt selbst ausgeführt. In diesem Jahre wurde auch der Anio durch seine zwei Tunnels

geschickt, und endlich wurde ein Friedhof, der außerhalb der Mauern bei der St. Lorenzocapelle begonnen worden, vollendet und eröffnet; die Beerdigung darin wurde obligatorisch gemacht und die Begräbnisse innerhalb der Mauern abgeschafft. Im Jahr 1836 wurden die Nachtschulen zuerst eingeführt.

Das Jahr 1837 war ein düsteres in den Annalen der Gregorschen Regierung. Die Cholera hatte verschiedene Theile der römischen Staaten heimgesucht und war besonders in Ancona streng aufgetreten. Der Pabst unterstützte alle von dem Uebel befallenen Plätze freigebig aus seinen eigenen Mitteln, wie auch aus der Staatscasse. Aber zu gleicher Zeit versäumte er keine Vorsichtsmaßregel in seiner Hauptstadt. Es wäre überflüssig zu sagen, daß jeder religiöse Sühnungsact pflichtgemäß vollbracht wurde. In vielen Kirchen wurden Predigten gehalten und das Volk zur Buße ermahnt, damit der göttliche Zorn beschwichtigt und die Geißel abgewendet werden möge. Dann fand eine feierliche Procession Statt, in welcher der heilige Vater ging. Aber die Klugheit einer solchen Anhäufung von Volksmassen wurde von Einigen in Zweifel gestellt, und die Ereignisse schienen theilweise den Zweiflern Recht zu geben. Eine Sanitätscommission wurde gebildet, für welche der Pabst reichlich unterzeichnete. Da die vorhandenen Spitäler nicht ausreichten, so wurde das englische Collegium ohne Vorbehalt den Behörden angeboten, nebst den Diensten seiner Angehörigen zur Krankenpflege. Das Gebäude wurde beaugenscheinigt und als Spital für Reconvalescenten angenommen; dies erforderte jedoch keine Hilfe von den Studenten, die sich, als sie das Haus verlassen mußten, nach ihrer tusculanischen Villa zurückzogen.

Da befanden wir uns in einem regelmäßigen Belagerungszustand. Alle Städte und Dörfer übten ihre Municipalrechte im vollsten Umfang aus und umgaben sich mit einem Sanitätscordon, der jede Annäherung von Fremden eben so eifersüchtig verwehrte wie der Drache, welcher die Hesperiden bewachte. Deßhalb wurde aller Verkehr zwischen den benachbarten Weilern abgeschnitten, und die Hauptstadt selbst konnte man nur verstohlener Weise besuchen. In unserm eigenen Dorf organisirten wir eine Gesundheitscommission, bestehend aus Eingebornen und Engländern. Jedes Zimmer in jedem Haus wurde untersucht, gereinigt und wo es nöthig schien ausgeweißt; alles Schadhafte wurde eingerissen; allen Bedürftigen schaffte man gesunde Lebensmittel an, und da die ärztliche Pflege in allen römischen Gemeinden eine öffentliche Last ist, so besorgten wir die Arzneien unentgeltlich. So erhielten wir unser liebes Dorf Porzio gesund und heiter, während wir im Hause reichliche Erholungsmittel für uns selbst und die intelligenteren Einwohner zu beschaffen wußten.

Der Pabst blieb auf seinem Posten in Rom. Er hatte auf Alles Acht, spendete Almosen in großem Maßstab und sorgte für alle Bedürfnisse. So ging die Landplage endlich vorüber, der Racheengel steckte sein Schwert in die Scheide, nachdem er die Sterblichkeit des Jahres (von Ostern zu Ostern) von dreitausend Todesfällen auf zwölftausend erhöht hatte. Neue Pflichten machten sich jetzt geltend. Der heilige Vater stellte sich selbst an die Spitze der Subscriptionen für Erziehung der zahlreichen Waisen, die durch die Pest ihre Eltern verloren hatten. Die Mildthätigkeit war hier allgemein. Das englische Collegium that wie viele andere Institute und übernahm den Unterhalt von zwei Kindern. Für

die Uebrigbleibenden wurden durch milde Beiträge Häuser eröffnet, und unter den thätigsten und hervorragendsten Beförderern dieses Werkes der Barmherzigkeit befand sich unsere Landsmännin, die Fürstin Borghese, früher Lady Gwendeline Talbot, Tochter des Grafen von Shrewsbury, eine Dame von seltener Begabung, deren Andenken noch jetzt in den Gebeten der Armen und in der Bewunderung der Großen in Rom lebt. Es mag hinzugefügt werden, daß die Statistik der Cholera nirgends mit größerer Genauigkeit und Pünctlichkeit geführt worden ist als in Rom.

Trotz solcher angstvollen Sorgen sah dieses Jahr seine bedeutenden Verbesserungen. Außer der Eröffnung des etruscischen Museums und Vergrößerung der christlichen Sammlung, welche beide bereits erwähnt worden, so wie der vollständigen Restauration der Paulinischen Capelle im Vatican wurde zum ersten Mal in den römischen Staaten eine allgemeine Versicherungsgesellschaft sowohl gegen Hagel als gegen Feuer eingeführt.

Das Jahr 1838 war denkwürdig durch eine der interessantesten antiquarischen Entdeckungen moderner Zeiten. Das unter dem Namen Porta Maggiore bekannte Thor, so genannt wegen seiner Nähe bei der Kirche Santa Maria Maggiore, geht unter einem prächtigen Vereinigungspunct verschiedener Wasserleitungen, der mit einer glänzenden Inschrift geschmückt ist, durch. Aber im Mittelalter war das Thor durch höchst barbarische Werke befestigt worden. Diese abscheulichen Anhängsel wurden jetzt weggeschafft, und die Folge war, daß nicht blos das schöne alte Werk über dem Thor entschleiert, sondern auch ein durch seine Bauart und sein geheimnißvolles Wesen merkwürdiges Monument aus dem Grab hervorgezogen wurde. Eine hervorstehende Bastei

auf der Außenseite des Thores wurde weggerissen, und im Verlauf zeigte es sich, daß ihr Kern ein altes Grabmal aus den Zeiten der Republik und mit seltsamen Materialen gebaut war. Marcus Vergilius Eurysaces hatte es seinem ungenannten Weibe errichtet, und da er ein reicher Bäcker war, denn er war ein öffentlicher Accordant (Redemptor), so nannte er das Grab eine Bäckerei (Pistrinum) und erbaute seine Wände aus steinernen Knetmulden, auf welchen sich Reliefs befanden, die den ganzen Proceß der Brodbereitung darstellen.

Aber eine andere merkwürdige Erscheinung setzte Rom nicht minder in Erstaunen. Dieß war die Ankunft zweier ottomanischer Gesandten: der erste, Achmet Fethi Pascha, war auf seiner Reise nach Paris begriffen; der zweite, ein seitdem berühmt gewordener Name, Redschid Pascha, Minister Mahmuds II in London, kam, um dem Pabst für seine Güte gegen seinen Collegen zu danken. Ich erinnere mich an ein Dictum eines dieser intelligenten Türken, als man ihm das Pantheon zeigte und erzählte, was es früher gewesen. „Wo," fragte er, „sind die Bildsäulen der heidnischen Götter?" „Es versteht sich, daß man sie weggeschafft hat, als der Tempel christlich wurde," lautete die natürliche Antwort. „Nein," versetzte er; „ich hätte sie stehen lassen, zum Beweis, wie vollständig der wahre Gott diese Götter in ihrem eigenen Hause überwunden hat."

In demselben Jahr erhielt auch die Vaticansbibliothek einen Zuwachs von zehn Zimmern.

Außer vielen großen öffentlichen Arbeiten, die zum Theil bereits erwähnt sind, zeichnete sich das Jahr 1839 durch Veröffentlichung eines denkwürdigen Documents, der Bulle In supremo apostolatus fastigio aus, die am 3.

Dezember gegen den Sclavenhandel erlassen wurde. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß dieses glänzende Decret in verschiedenen Ländern mehr zur Niederdrückung des Sclavenhandels beigetragen hat als Unterhandlungen oder Corvetten. Es enthielt eine umständliche, höchst interessante Darstellung der unermüdlichen Thätigkeit, welche frühere Päbste an den Tag gelegt hatten, um dem schändlichen Handel ein Ende zu machen.[1] Mehrere Angehörige dieser Länder haben mich das versichert.

In dieses Jahr fiel vielleicht die glänzendste Verrichtung, welche die Kirche jemals ausübt, nämlich die Canonisation von fünf Heiligen. Viele Jahre strenger Forschungen und gerichtlicher Ausmittlungen sind erforderlich, um diese endliche feierliche Anerkennung erhabener Heiligkeit bei einem von Gottes ausgewählten Dienern vorzubereiten. Nur einige wenige Male in einem Jahrhundert — im unsrigen bis jetzt zweimal — fällt einem Pabst diese Verrichtung zu. Die ganze Peterskirche wird prächtig decorirt und glänzend beleuchtet; Gemälde von großen Ereignissen aus dem Leben der verherrlichten Personen schmücken sie von allen Seiten. Alle Bischöfe der päbstlichen Staaten so wie aus andern Theilen Italiens und sogar aus entlegeneren Ländern stellen sich gewöhnlich ein. Sie vereinigen sich zu einer prächtigen Procession, und bei dieser Gelegenheit errinnere ich mich einen ehrwürdigen grauköpfigen Mann gesehen zu haben, welcher das Gehänge des St. Alfons-Liguori-Banners trug; er war der Neffe des Heiligen und von ihm gefirmt worden.

Das folgende Jahr 1840 endet alle persönlichen Erinnerungen an diesen trefflichen Pabst, außer während eines

[1] So wirkten St. Wolstans Predigten bei den Kaufleuten von Bristol kräftiger für diesen Zweck als königliche Verbote.

kurzen Besuchs von etlichen Wochen, den ich zwei Jahre später machte. Denn in diesem Jahr wurde es räthlich gefunden die Zahl der Bischöfe in England zu vermehren, indem man die vier während der Regierung Jacobs II errichteten apostolischen Vicariate verdoppelte. Dieß war in der That absolut nothwendig geworden. Zum Beispiel das nördliche Vicariat begriff nicht blos die vier gewöhnlich mit diesem Epitheton bezeichneten Grafschaften in sich, sondern auch Lancashire und Yorkshire. Seit dieser ersten Eintheilung der bischöflichen Gerichtsbarkeit haben sich größere und kleinere Städte wie Manchester, Liverpool, Leeds und Newcastle, aus einem untergeordneten Rang zu den Dimensionen von Hauptstädten erhoben, ohne zahlloser anderer Manufacturplätze oder vielmehr solcher Bezirke zu gedenken, die aus Gruppen oder Ketten sehr geschäftiger Industriesitze mit zunehmender Bevölkerung entstehen.

Demgemäß wurden vier neue Bischöfe ernannt, und außer diesen wurde der Verfasser zu der untergeordneten Stellung eines Coadjutors oder Assistenten eines bereits ordinirten Bischofs auserseben, des verehrungswürdigen Walsh, der seinen Sitz in Wolverhampton hatte. Es war ein kummervoller Abend im Anfang des Herbstes, als nach einem zweiundzwanzigjährigen Aufenthalt in Rom, während dessen meine Liebe jeden alten Stein daselbst umklammert hatte, wie das Moos, das in ihn hineinwuchs, dieses starke, aber zarte Band zerrissen wurde und viel künftiges Glück in die trauervollen Erinnerungen an die Vergangenheit eingekleidet werden sollte.

„Cum subit illius tristissima noctis imago,
Quæ mihi supremum tempus in urbe fuit,
Cum repeto noctem qua tot mihi cara reliqui,
Labitur ex oculis nunc quoque gutta meis.“

In der hier gegebenen chronologischen Skizze sind nur wenige Ereignisse von jedem Jahr ausgewählt worden, die aber zur Genüge beweisen, wie sehr Gregor XVI auf dauernde Verbesserungen Bedacht nahm. Es würde leicht noch eine Menge anderer Beispiele, selbst von materiellem Fortschritt aufzuführen, die seiner Regierung Ehre machten. Die ersten Dampfer, die gegen die tobende und wirbelnde Tiber ankämpften, erschienen während derselben, und obschon er sich in seinem hohen Alter nicht auf das noch immer langsam voranschreitende Unternehmen der Eisenbahnen einlassen wollte, so sagte er doch immer, sein Nachfolger müsse nothwendig auf eine raschere Ausdehnung derselben eingehen.

Von Angehörigen eines Landes, wo die Verbesserungen in natürlicher Weise ihre gegebene Richtung nehmen, ist es wahrlich engherzig und ungroßmüthig Andere deßhalb, weil sie einer andern ihnen gleichfalls angemessenen Richtung folgen, zu verachten und zu verhöhnen. Mit unbeschränkten Hilfsquellen und unendlichen Vortheilen hat England seine fest vorgezeichnete Laufbahn des Fortschritts und kann jedes andere Land weit hinter sich lassen. Auf der andern Seite ist es erst spät zum Bewußtsein seiner eigenen Mängel in Allem was die schönen Künste betrifft erweckt worden. Italien überläßt ihm freudig die Palme in allem Früheren; es bewundert, studirt und sucht mit weit beschränkteren Mitteln, zuweilen allzu dienstbar, zu copiren. Aber es verspottet England nicht wegen seiner Langsamkeit, in Folge deren es jetzt erst seiner artistischen Unvollkommenheit sich bewußt ist, oder wegen seiner etwas linkischen Manieren, womit es dieselbe gutzumachen versucht. Möge daher nicht sowohl Duldung als gegenseitige Empfehlung stattfinden, ausgemessen nach dem billigen Maßstab der Bemühung und nicht des Erfolges. Denn

erstere bezeichnet das Maß des Willens, letztere das Maß der Kraft; der eine gehört dem Menschen an, die andere weit mehr der Vorsehung. Der eine kann Sache augenblicklicher Entstehung und unmittelbaren Wachsthums sein, die andere kann Jahrhunderte erfordern oder erfordert haben, um zu reifen; der eine kann in vielen Dingen gleich sein, die andere ist nothwendig ungleich vertheilt. Aus diesen richtigen Principien wird sich ergeben, daß durch friedlichen und allmäligen Fortschritt weit mehr gethan worden ist, als durch die ungeregelten und gewaltsamen Erschütterungen revolutionärer Triebkräfte hätte erzielt werden können.

Viertes Capitel.

Einige der merkwürdigen Männer aus der Regierungszeit Gregors XVI.

Während einer so langen Regierung wie der Gregorschen war natürlich zu erwarten, daß einige Personen von ungewöhnlicher Auszeichnung seinen Hof und seine Stadt schmücken würden, denn es war ein von der Zeit respectirtes Privilegium Beider, Männer von Genie, Gelehrsamkeit und ausnehmender Tugend sowohl von außen her anzuziehen, als auch daheim heranzubilden.

Diese Anziehungskraft läßt sich durch zwei merkwürdige Beispiele erhärten: das eine steht in Verbindung mit der Religion, das andere ist unabhängig von ihr; aber beide gingen aus demselben Stamme hervor. Während man gestehen muß, daß die eingeborene Malerschule sich bis jetzt

unvernünftig an den classischen Styl festgeklammert und ihre Gegenstände in der heidnischen Mythologie gesucht hat, weil diese sich im reichsten Maße zu den üppigsten Kunstgebilden hingiebt, so hat doch lange Zeit hindurch mitten in der Stadt eine Schule für auswärtige christliche Malerei gelebt, die in Rom selbst geboren und herangewachsen war. Ja, wir können sogar sagen, daß die ganze religiöse Kunst des modernen Deutschlands, selbst Düsseldorf nicht ausgenommen, dieser Kinderstube jeder Kunst ihre glückliche Geburt verdanke. Vor vielen Jahren bildeten einige junge deutsche Künstler — ich wollte sie wären noch immer jung — eine Gesellschaft, um zu zeichnen und zu malen, aber die reineren und lieblicheren Typen früherer Perioden zu Modellen zu nehmen, als die Religion mit den drei großen Schwestern, deren Abzeichen der Pinsel, der Meisel und die Compasse sind, Hand in Hand ging, oder vielmehr als diese ihr wie willige Mägde folgten. Während sie vergleichungsweise noch unbekannt waren, führten sie ein verbundenes, aber doch abgesondertes Werk aus, indem sie wie in alten Zeiten Gewölbe und Wände nebst ihrem Zugehör in drei Hallen der Villa Massimo auf dem Lateran in Fresken ausmalten. Jeder nahm ein Zimmer und zugleich eine Abtheilung von Dantes goldenem Kunstgedicht, so daß die Hölle, das Fegfeuer und das Paradies das ausschließliche Thema für jeden Beitrag lieferten. Bis auf den heutigen Tag behalten die Werke ihre Frische und dürfen sich wohl unter die schönsten modernen Leistungen stellen, obschon sie von Reisenden wenig gesehen werden und ihnen nicht sehr bekannt sind.

Von diesem großherzigen Trio, das unerschrocken das moderne Kunstgefühl durchbrach, ist nur ein einziger in Rom geblieben und hat seine Reife erreicht, der geehrte und ver-

ehrte Overbeck. Der zweite war Cornelius, der in München und Berlin unzerstörbare Beweise seines Genius hinterlassen hat. Der dritte war, glaube ich, Veith, ebenfalls der Vater einer christlichen Schule in Frankfurt. In Rom ist Overbecks Einfluß stets wohlthätig gewesen, besonders unter seinen eigenen Landsleuten. Es besteht in Rom eine Verbrüderung deutscher Künstler, die sich der christlichen Malerei widmen, und ich darf mit Freuden sagen, daß sie viel, wo nicht die meiste Aufmunterung von englischen Gönnern empfangen. Und in Deutschland wird man finden, daß jede Localschule mit ähnlichen Grundsätzen von einem Meister stammt, der unmittelbar oder mittelbar in Rom gebildet worden ist. Der verehrungswürdige Baron von Schadow, Präsident der hervorragend religiösen Schule in Düsseldorf, wie auch sein Bruder, ein ausgezeichneter Bildhauer, lebte einige Jahre in dieser Stadt.

Neben dieser Verbrüderung bestand eine andere rein wissenschaftliche Verbindung von Deutschen, die ihren Sitz auf dem tarpejischen Felsen hatte. Sie wurde erst während der Gesandtschaft des Ritters Bunsen gegründet und stand unter den Auspizien des preußischen Hofes und der preußischen Regierung, von denen sie reichliche Unterstützungen erhielt. Sie hielt ihre Versammlungen und veröffentlichte ihre Bulletins, so wie eine größere jährliche Sammlung von Abhandlungen und schätzbaren Zeichnungen über jeden antiquarischen Gegenstand.

Wenn Fremde von jenseits der Alpen auf solche Art freiwillig nach Rom kamen, um Beschäftigung für ihren Genius oder ihren Kunstfleiß zu suchen, so können wir uns nicht darüber wundern, daß Religion oder kirchliche Liebhabereien Manchen aus andern Theilen Italiens sowohl als

des Auslandes hieherführten, um sein ganzes Leben lang da zu bleiben. Ein solcher ist zum Beispiel der gelehrte Oratorianer F. Theiner, ein geborener Schlesier, der jetzt an zwei Riesenwerken arbeitet, von denen jedes für die literarische Beschäftigung wenigstens eines Mannes genügt, nämlich mit der Fortsetzung der kirchengeschichtlichen Annalen von Baronius und mit der vollständigen Sammlung aller auf das Tridentiner Concil bezüglichen Documente. Dennoch bringt er beinahe jährlich mehrere Bände noch ungedruckter Materialien aus den Archiven, über welche er den Vorsitz führt, zu Stande, indem er jetzt diesen Schatz verborgener Urkunden ebenso nutzbar macht, wie es die darüber liegende Bibliothek Jahre lang in den unermüdlichen Händen des Cardinals Angelo Mai gewesen ist.

Während dieser Regierung kam noch ein anderer Fremder nach Rom, von welchem viele Leser gehört haben werden, und in dem sich zwei Lebensextreme vereinigten, wie man sie selten bei einer und derselben Person antrifft. Diejenigen deren Gedächtniß nicht über die Tage von Waterloo hinausreicht, können in Moore's politisch-satyrischen Gedichten einen Mann gefunden haben, der eine ähnliche Berühmtheit wie später ein in London wohnender französischer Graf als Tonangeber der Fashion genoß und sich zu gleicher Zeit durch Witz und Talent auszeichnete. Ein solcher war der Baron Geramb in den Tagen, „wo Georg III König war.“ Aber Einige können sich möglicher Weise erinnern, daß er sich einen noch höhern Ruf erwarb als die Ehre sein letztes Bonmot in den Morgenjournalen ausposaunt zu finden. Als Fremder erhielt er, obschon er weder Verschwörer noch Mörder war, Befehl das Land zu verlassen und verweigerte Gehorsam. Er verbarricadirte sein Haus und hing einen

Anschlag heraus, worauf mit Riesenbuchstaben geschrieben stand: „Jedes Engländers Haus ist seine Burg.“ Er hielt wacker eine Belagerung von einiger Dauer gegen die damalige Polizei aus, so daß ganze Volkshaufen sich um sein Haus versammelten, bis er sich zuletzt, ob nun durch eine strenge Blocade ausgehungert oder überlistet durch die Strategie von Bow-Street, entweder auf Gnade oder Ungnade ergab, oder in Ermanglung einer Capitulation gefangen genommen und alsbald nach einem fremden Ufer gebracht wurde.

So endet das erste Capitel im öffentlichen Leben des tapfern und eleganten Barons Geramb, des Lieblings der guten Gesellschaft, welcher er in jeder Beziehung angehörte. Was wurde später aus ihm? Fragte diese Gesellschaft weiter nach ihm, als sie ihn aus dem Auge verlor? Vermuthlich widmeten ihm nur Wenige von denjenigen, die sich an seinem Witz ergötzt oder an seinen muntern Einfällen erfreut hatten, jemals einen weitern Gedanken, und ein Commentator von Thomas Moore kann, wenn er in einem seiner Verse dem Backenbart Gerambs begegnet, in Verlegenheit kommen, wie er die Geschichte seines Trägers ermitteln soll. Jedenfalls würde diese seine Gesichtsverzierung nur wenig dazu geholfen haben ihn nach dem Leben zu zeichnen.

Der Leser denke sich viele Jahre später, unter der Regierung Gregors XVI, auf der kleinen von Steineichen beschatteten Plattform stehend, welche dem Franciscanerkloster über Castel Gandolfo die Front zukehrt. Er schaut durch eine Oeffnung des Eichenhains auf den lieblichen See hinab, der seinen Namen von diesem Dorfe führt, und erfreut sich der Kühle eines Herbstnachmittags. Er kann aus dem Klosterthor einen Mönch kommen sehen, der nicht zu diesem

Orden gehört, sondern die weiße Cistercienser-Kutte trägt, einen Mann von stattlichen Dimensionen, der auf dem demüthigsten, aber patriarchalischsten aller menschentragenden Thiere sitzt, das, wie sein Reiter zu sagen pflegte, unter Hunderten ausgewählt worden, um im richtigen Verhältniß zu seiner Last zu stehen. Wenn der Fremde ihn genau ansieht, wird er leicht trotz der Gravität seines Blickes nicht blos einen Adel in seinem Gesichte, und trotz der Einfachheit seiner Kutte nicht blos eine Grazie der Haltung erkennen, wodurch sich der hochgeborene Gentleman kundthut, sondern auch sichtliche Ueberreste des launigen, herzensguten und militärischen Hofmanns entdecken. In seinem Auge lauert noch immer ein funkelnder Schein von unterdrücktem oder durch Disciplin zu einem harmlosen Geblinke gedämpftem Witz. Als ich ihm einmal in Albano begegnete, hatte er als Geschenk für den englischen Cardinal Acton eine geistreiche Skizze von sich selbst und seinem tapfern G r a u e n, wie sie mit einander im Staube rollen, mitgebracht. Als ich ihn in seinem Kloster besuchte, zeigte er mir ein kaiserliches Handschreiben, das er just empfangen hatte, worin man ihm von der Tapferkeit und den Wunden seines in Circassien fechtenden Sohnes berichtete, und ebenso mehrere königliche Episteln, die in dem angenehmen Ton gehalten waren, wie Freunde an Freunde schreiben.

Gleichwohl ist er mit Leib und Seele ein Mönch vom strengsten Orden, den die Kirche kennt; er lebt ohne alle Luxusgegenstände in einer Zelle, schläft auf einer Strohbritsche, ist mit Schreiben, Lesen, Nachsinnen über heilige Dinge beschäftigt, verrichtet andächtig seine Gebete und führt die erbaulichsten Gespräche. Unter andern von Frömmigkeit überfließenden Werken hat er eines von ausnehmender Zartheit

geschrieben: „Meines Erlösers Grab." Der gute alte Mönch war in Jerusalem gewesen und hatte seine Neigungen durch eine ungewöhnliche ausgesuchte Verschwendung kundgethan, welche ihm der Gedanke an ein gewisses Weib eingab, das als Sünderin in der Stadt gelebt hatte. Er salbte das Grab des Erlösers mit dem köstlichsten aller Parfüme, dem Attargul oder der Rosenessenz, wie wir es nennen, so daß das ganze Haus von seinem Wohlgeruch erfüllt war.

So ist der Pater Geramb; so ist das zweite Capitel seines bekannten Lebens.

Was war das in der Mitte gelegene verborgene Stadium gewesen? Als er zu seinem Glück aus England vertrieben wurde, fiel er sehr bald, ich weiß nicht wie, in die Hände des Feindes. Aber er wurde zufällig in dasselbe Gefängniß, ich glaube Vincennes, geworfen, wo der gute Cardinal de Gregorio gleichfalls in Banden lag. Er wurde ergriffen von der Geduld und den Tugenden seines Mitgefangenen und ließ sich nach und nach in ein Gespräch mit ihm ein. Die Folge war eine Aenderung seines Herzens und seines Lebens. Die Freiheit setzte bald die Aufrichtigkeit dieser beiden Wechsel auf die strengste Probe. Baron Geramb blieb dem Land seiner Gefangenschaft treu: in ihm ergriff er das inbrünstige und äußerst strenge Leben der Trappisten. Nach einigen Jahren wurde er als Sachwalter seines Ordens nach Rom geschickt, wo ich das Vergnügen hatte ihn kennen zu lernen. Einige lustige Anecdoten mischen sich in sein Gedächtniß und zeigen, wie selbst in Sackleinwand und Asche sein gewohntes Feuer noch fortlebte.

Unter Denjenigen welche Gregor XVI verdienter Maßen zu den höchsten Ehren in Rom erhob, befand sich der liebenswürdige Wundermann Cardinal Joseph Mezzofanti. Als

die Stadt Bologna nach der Revolution eine Deputation schickte, um ihren Eid der Treue gegen den Pabst zu erneuern, ernannte sie weislich den Professor Mezzofanti zum Mitglied derselben. Der Pabst, der ihn vorher nicht gekannt hatte und ungemeines Wohlgefallen an ihm fand, gab ihm Prälatenrang und beschied ihn bald nach Rom, um seinen bleibenden Wohnsitz da zu nehmen. Er ernannte ihn zum ersten Custos der Vaticansbibliothek, das heißt in Wahrheit zum Bibliothekar — dieser Titel war damals einem Cardinal vorbehalten — und im Februar 1838 erhob er ihn zur Cardinalswürde.

Der Name dieses ausgezeichneten Mannes ist in ganz Europa zu gut bekannt, als daß er hier einen Lobspruch erfordern sollte. Ueberdieß gibt es eine ganz genaue und vollständige Lebensbeschreibung von ihm, von einem Manne compilirt, der sich keine Mühe und Nachforschung verdrießen ließ, um etwas Erschöpfendes zu leisten. Ich meine den hochwürdigsten Dr. Russell, Präsidenten des St. Patrickscollegiums in Maynooth, dem ich meinen kleinen Vorrath von Anecdoten und Aufschlüssen in Betreff meines gütigen und hochbegabten Freundes überlassen habe. Nachdem ich dem Wunsche eines Andern, den ich ganz mit denselben Ausdrücken bezeichnen könnte, dieses Opfer gebracht habe, will ich hier der graziösen Feder des Biographen, der seinen Gegenstand aufs Schönste schmücken wird, nicht vorbeugen. Ich will blos als Zeuge dafür auftreten, daß er die wenigen Sprachen, mit denen ich zufällig bekannt bin, vollkommen sprach und sich aufs Trefflichste darin ausdrückte, wie auch daß Eingeborne von beinahe allen Ländern in Europa und Asien, um von Californien nicht zu sprechen, in meiner Gegenwart erklärt haben, er rede ihre verschiedenen Sprachen

mit der größten Vollendung in Accent und Phrase. Die gewöhnliche Bemerkung ging dahin, daß Jeder ihn leicht für einen Eingebornen seines eigenen Landes gehalten hätte.

Dieses herrliche universelle Sprachgenie wurde in keinerlei Beziehung weggeworfen, sondern gewöhnlich gut angewandt zur Belehrung und geistigen Unterstützung Vieler, welche ohne ihn unwissend oder hilflos geblieben wären. Obschon es natürlich war, daß er gerne in seinen vielen Sprachen conversirte, so möchte ich doch bezweifeln, daß er es jemals that, um sich zu zeigen; denn er war bei jeder Gelegenheit demüthig und schüchtern. Er wußte in der That, daß seine Talente nicht sowohl ein selbsterworbenes Verdienst als vielmehr eine Gottesgabe waren. Sein äußeres Auftreten trug nicht das Siegel seiner hohen intellectuellen Bedeutung; denn seine Gelehrsamkeit über alle Gegenstände war genau, umfassend und gediegen. Das Gesicht, welches das Zifferblatt für die fleißigen und verwickelten Werke darüber war, hatte nichts Imposantes oder Edles in seinen Zügen. Seine Stirne war ein Problem für Phrenologen, seine Augen schwer auswärts gedrückt durch das was dieselben als die sprachlichen Fähigkeiten betrachtet haben würden. Einer dieser Leute sagte einmal ganz ernsthaft zu ihm, daß er große Fähigkeit zur Erlernung von Sprachen besitze. „Aber damals," fügte Mezzofanti boshaft hinzu, „als er mir von dieser weisen Entdeckung erzählte, wußte er, daß ich bereits mit fünfzig bekannt war." Dabei war er äußerst liebenswürdig, einfach und kindlich, bis zum Uebermaß mildthätig und bereit Jedem mit Kopf oder Hand zu helfen.

Zur Zeit der letzten Republik blieb er in Rom, als die meisten seiner Collegen sich entfernten. Seine durch Alter und Gebrechen erschütterte Constitution wurde wahrschein-

lich noch mehr geschwächt durch moralische Leiden, die in den Zeitverhältnissen ihren Grund hatten: er sank dahin und starb am 12. März 1849. In einem Buch, das man den römischen Hofwegweiser nennen könnte, findet sich eine kurze, nicht über zehn Seiten lange Lebensskizze von ihm, worin ein Wort fehlt, das seit dreißig Jahren in keiner solchen Darstellung ausgelassen war. Wo immer ein Cardinal gestorben sein mag, selbst wenn es in einem Dorf der Terra di Lavoro war, so wird ausdrücklich bemerkt, er sei in der Kirche des Platzes ausgestellt (esposto) und begraben worden; wenn in Rom, so heißt es: in seiner eigenen Pfründe. Von Mezzofanti allein wird das nicht gesagt. Dennoch starb er in einer Republik, welche proclamirte, daß Genie und Tugend in Allen geehrt werden sollen, wo sie sich immer vorfinden mögen. Hat seine hohe Würde, obschon sie mit allen Tugenden ohne Ausnahme geschmückt war, ihn seiner Ansprüche auf diese als unparteiisch gepriesene Huldigung beraubt? Eine solche Ausnahme genügt, um wenigstens Zweifel auf die Aufrichtigkeit dieser Glaubensbekenntnisse zu werfen.

Als Cardinal Weld in ein besseres Leben überging, war der Name seines Nachfolgers in Aller Munde, und es konnte auch nicht anders sein. Es gab nur einen einzigen Mann, der in jeder Beziehung für die Würde befähigt war. Dies war Mgr. Charles Acton, der einzige Engländer, der in unseren Zeiten den regelmäßigen Vorbereitungscursus durchgemacht hatte, welcher auf höchst natürliche Weise zum Purpur führt. Denn obschon er einer englischen Familie angehörte, so wußte man doch, daß dieselbe seit langer Zeit mit Neapel in Verbindung stand, wo der zukünftige Cardinal am 6. März 1803 geboren wurde. Seine Erziehung war

jedoch großentheils englisch. Denn obschon er seine Anfangsgründe von Herrn de Masnod, dermalen Bischof von Marseille, lernte, so kam er doch 1811 beim Tode seines Vaters, Sir John Francis Edward, nach England. Zu Richmond in Surrey wurde er von dem hochwürdigen Herrn Beaumont zum ersten Mal zur Communion zugelassen, und er pflegte mit großer Wonne zu erzählen, wie er an diesem glückseligen Tage an den Ufern der Themse den festen Entschluß gefaßt habe Geistlicher zu werden. Er war damals in einer protestantischen Schule in Isleworth. Aus dieser wurde er in die Westminsterschule geschickt, die er bald aus religiösen Gründen verlassen mußte. In der nächsten Zeit wohnte er als Privatzögling bei einem protestantischen Geistlichen in Kent, dem hochwürdigen Mr. Jonas. 1819 ging er nach Cambridge und wurde unter Dr. Neville Zögling des Magdalenencollegiums, wo er 1823 seine weltliche Erziehung vollendete. Der Leser wird zugeben, daß dieß eine sehr ungewöhnliche Vorbereitung für den römischen Purpur war.

1823 kam er dann nach Rom und trat in das mehrerwähnte Collegium, wo Geistliche, die sich um öffentliche Aemter bewerben wollen, eine besondere Bildung empfangen. Hier zeichnete sich Acton durch seine Frömmigkeit und seinen Eifer aus; außer den gemeinschaftlichen Lectionen hatte er noch die Nachhülfe eines Hofmeisters in der Person des Professors und nachmaligen Cardinals Fornari. Eine seiner Probearbeiten erregte die Aufmerksamkeit des Staatssecretärs della Somaglia in dem Grad, daß Pabst Leo XII ihn zum Kammerherrn ernannte und als Attaché zur Nuntiatur in Paris schickte. Hier hatte er die beste Gelegenheit mit der Diplomatie vollkommen vertraut zu werden.

Pius VIII rief ihn nach Italien zurück und ernannte

ihn zum Vicelegaten, indem er ihm die Wahl zwischen den vier Legationen ließ, über welche Cardinäle den Vorsitz führten. Dieß war ein ganz neues Amt, und Mgr. Acton erwählte Bologna als diejenige Stadt, die ihm die besten Gelegenheiten zur Bereicherung seiner Erfahrungen bot. Hier wurde er mit dem ganzen System der Provincialverwaltung und der Anwendung des Civilgesetzes bekannt. Er blieb jedoch nicht lange da, denn am Ende dieses kurzen Pontificats verließ er die Stadt, ehe die unerwartete Revolution ausbrach. 1829 war er wieder in England, um seine einzige Schwester Elisabeth mit Sir Robert Throckmorton zu verheirathen.

Von Gregor XVI wurde er zum assistirenden Richter beim Civiltribunal von Rom und zum Secretär einer höchst wichtigen Congregation oder des Rathes für Aufrechterhaltung der religiösen Disciplin ernannt. Aber im Januar 1837 wurde er zu seinem eigenen Erstaunen und Schrecken zu der nach dem Cardinalat höchsten Würde in Rom, nämlich zur Stelle eines Auditors der apostolischen Kammer ernannt. Wahrscheinlich war es das erste Mal, daß ein so verantwortlicher Posten, den man gewöhnlich nur einem Prälaten von großer richterlicher Erfahrung und lange bewährtem Ruf anvertraute, einem Fremden angeboten wurde. Acton schlug ihn aus, wurde aber genöthigt einem souveränen Befehl Gehorsam zu leisten. Dieses Amt wird als ein solches betrachtet, das nothwendig zu einer Stelle im heiligen Collegium führt; als daher Cardinal Weld im April, der auf Actons Beförderung folgte, starb, konnte kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß die Reihe jetzt bald an ihn kommen müsse.

Der Tod seines älteren Bruders, Sir Ferdinand Acton von Aldenham in Salop, brachte ihn 1837 auf kurze Zeit nach England, um Familienangelegenheiten zu bereinigen, was er in der großherzigsten Weise that. Am 24. Januar 1842 wurde er als Cardinal proclamirt, nachdem er beinahe drei Jahre vorher dazu gemacht worden war. Seine Gesundheit, die niemals kräftig gewesen, begann bald abzunehmen; ein verlängerter Anfall von Wechselfieber schwächte ihn, bis er unfähig war es abzuschütteln, und nun suchte er zuerst in Palermo, dann in seiner Vaterstadt Neapel eine Zufluchtsstätte. Aber es war zu spät: er starb da am 23. Juni 1847.

Viele die ihn sahen, wußten wenig von seinem gediegenen Werth. Er war so sanft, so bescheiden, so demüthig, in seinen eigenen Augen so gering, daß sein gediegenes Urtheil, seine umfassenden Kenntnisse und selbst seine mehr zur Zierde dienenden Talente sich von einem bloßen Besucher oder zufälligen Gast nicht leicht ans Tageslicht locken ließen. Diejenigen die ihn in früher Jugend gekannt, erzählten gerne, daß seine musikalischen Talente und sein genialer Witz in ihrer Vereinigung häufig eine unerschöpfliche Fundgrube von unschuldiger Heiterkeit gebildet, und in der That schien sein Gesicht den Eindruck eines natürlichen Humors bewahrt zu haben, der sich leicht ins Spiel bringen ließ. Aber er wurde überwältigt durch den Druck ernsterer Beschäftigung und durch die Wahl eines mehr geistigen Lebens. Die Gesundheit seines Urtheils und seine Gesetzeskenntnisse wurden von den Juristen vollkommen anerkannt, denn Advocaten ersten Rangs sagten in vertrauten Kreisen, wenn sie nur Mr. Actons Ansicht über einen Fall erfahren könnten, so könnten sie mit Sicherheit auf die Endentscheidung dessel-

ben schließen. Ebenso war, wenn er officiell über eine wichtige kirchliche Angelegenheit befragt wurde und seine Meinung schriftlich abgab, diese so ausführlich, klar und entscheidend, daß Pabst Gregor häufig äußerte, er habe nie Etwas von seiner Hand zweimal durchlesen müssen. Der größte Vertrauensbeweis, den der Pabst ihm hätte geben können, bestand darin, daß er ihn zu seinem Dolmetscher und einzigen Zeugen bei der wichtigen Besprechung wählte, die er mit dem letztverstorbenen Kaiser von Rußland hatte. Ueber das was dabei vorging, hat der Cardinal niemals ein Wort verlauten lassen, außer daß der Kaiser, nachdem er den ersten Satz des Pabstes interpretirt hatte, sich in der ehrerbietigsten und höflichsten Weise gegen ihn gewendet habe mit den Worten: „Es wird mir angenehm sein, wenn Ew. Eminenz auch *meinen* Dolmetscher machen will.“ Unmittelbar nach der Conferenz, auf welche ich später zurückkommen werde, setzte Cardinal Acton auf den Wunsch des Pabstes eine genaue Darstellung derselben auf, ließ sie aber niemals sehen. Der König von Neapel kam hauptsächlich nach Rom, um einen guten Bischof für seine Hauptstadt zu erhalten; er bestürmte den Cardinal Acton, daß er den Sitz annehmen möchte, dieser aber schlug ihn unerbittlich aus. Als ein beklagenswerther Unfall die damals herrschende Familie in Frankreich ihres Erstgebornen beraubte, da erinnere ich mich noch wohl, daß die jammernde Mutter ihm als einem Freunde, dem sie vertrauen könne, schrieb, ihre Kümmernisse und Hoffnungen mittheilte und bei ihm Trost in ihrem Elend suchte.

Seine Mildthätigkeit war so unbegränzt, daß er von Neapel aus schrieb, er habe jetzt selbst die Noth kennen gelernt, die er oft Andern zu erleichtern gesucht. Man kann

von ihm sagen, er sei im ganzen Reichthum einer freiwilligen Armuth dahingeschieden.

Fünftes Capitel.

Cardinal Angelo Mai.

Unter den ausgezeichneten Männern dieser Regierung befindet sich Einer, der ein besonderes Capitel verdient, obschon es nicht länger ausfallen soll, als für eine sehr leichte Skizze durchaus nothwendig ist. Dieß ist Cardinal Mai, der Entdecker von mehr verlorenen Werken und der Abschreiber von mehr alten Manuscripten, sowohl heiligen als profanen, als irgend einem andern Manne in neuern Zeiten zu veröffentlichen vergönnt gewesen. Es mag vorausgeschickt werden, daß seine wirkliche Biographie noch zu schreiben ist.

In der Provinz Bergamo, einem Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs, befindet sich ein kleines Gebirgsdorf Namens Schilpario. Hier wurde am 7. März 1774 der Gegenstand dieser kurzen Abhandlung geboren, der durch sein Testament seine Erben, „die Gemeinde der Armen" seines Geburtsdorfes bereicherte. Ein Mitglied des unterdrückten Jesuitenordens war sein erster Lehrer und sein Führer zu künftigem Ruhm. Dieß war Luigi Mozzi, unter dessen Leitung er im bischöflichen Seminar zu Bergamo rasche Fortschritte in der geistlichen und der modernen Literatur machte. Plötzlich verließ er mit vier Schulcameraden sein Heimathland und begab sich nach Colorno im Herzogthum Parma, wo Ferdinand von Bourbon mit der Zustim-

mung des Pabstes dieser Gesellschaft erlaubt hatte sich niederzulassen. Er trat 1799 in den Orden und setzte seine Studien mit solchem Erfolg fort, daß er im Jahr 1804 als Professor der schönen Literatur nach Neapel geschickt wurde. Von Neapel ging er auf kurze Zeit nach Rom und von da nach Orvieto auf den besondern Wunsch des dortigen Bischofs Giovanni Battista Lambruschini. Hier blieb er einige Jahre in Zurückgezogenheit und empfing die Priesterweihe. Unter der Aufsicht der spanischen Exjesuiten Manero und Monchaca machte er große Fortschritte nicht blos in den alten Sprachen, hebräisch miteingeschlossen, sondern auch in der Kunst der Paläographie, die ihm seine höchsten Ehren erwerben sollte. Aber wie in alten Zeiten unter Kaiser Augustus, ging ein kaiserlicher gebieterischer Befehl aus, daß jeder Unterthan des „italienischen Königreichs" sich in seine Heimathprovinz zu begeben habe. Um gehorsam zu sein, verfügte sich Mai in Begleitung seines Mentors Mozzi nach Mailand. [1]

Es war eine providentielle Reise, und Mai hatte Grund Napoleon für sein hartes Mandat zu danken. Ebenso vielleicht auch die Republik der Literatur, welche Feindseligkeit gegen alle despotischen Gebote immer in diesem Titel liegen mag. Mozzi, der mit den Talenten und Kenntnissen seines Zöglings vollkommen bekannt war, hatte ihn zum Doctor der Ambrosianischen Bibliothek ernannt. Die prächtige Manuscriptensammlung, die ihren hauptsächlichen Schatz bildet, stammt größtentheils von der großartigen Freigebigkeit des Cardinals Friedrich Borromeo, Neffen und beinahe Neben-

[1] Er hatte die kaum irgendwo fest bestehende Gesellschaft mit voller Zustimmung und Gutheißung ihrer Obern, besonders des ehrwürdigen und heiligen F. Pignatelli verlassen.

buhlers des großen Sanct Carl. Er schickte in alle Welt gelehrte Männer aus, um Manuscripte zu kaufen oder sie sorgfältig abschreiben zu lassen. Unter andern Quellen vermehrten literarischen Reichthums hatte sich das berühmte von dem Irländer St. Columbanus im siebenten Jahrhundert gestiftete Kloster von Bobbio befunden, dessen Manuscripte zwischen der Ambrosianischen und der Vaticanischen Bibliothek getheilt worden waren.

Man könnte sagen, die Periode für das Studium der Manuscripte sei vorüber, wenigstens im edelsten Sinn des Wortes. Von den bekannten Manuscripten irgend eines gegebenen Autors, den zwanzig Homeren oder den fünf Demosthenes oder den zweihundert Testamenten, die eine große Bibliothek notorisch besaß, konnte man annehmen, daß sie zweimal in einem Jahrhundert zum Behuf einer neuen Ausgabe „coll. Codd.“ oder „Cum variantibus Lectionibus ex Codd. MSS.“ durchgesehen worden seien. Aber die Jagd auf neue oder vielmehr alte Werke antiker Autoren in den Manuscriptsälen der Bibliotheken war eben so vollständig aufgegeben worden, wie die Falknerei in der modernen Jagd. Angelo Mai war es beschieden sie wieder ins Leben zu rufen. Er fand in der Mailänder Bibliothek eine undurchforschte Mine. Allerdings waren ihre Manuscripte catalogisirt, vielleicht beschrieben worden, und zwar genau. Aber seine Vorgänger hatten blos den obern Boden auf diesem literarischen Felde angebaut. Sie hatten die ungemein kostbaren Königsschätze, die unter der Oberfläche verborgen lagen, nicht entdeckt. Unter dem Buchstaben der Schrift schlummerte ein Geist, der lange Zeit festgebannt gelegen und eines Zaubermeisters harrte, um ihn zu befreien, ein Geist der Poesie zuweilen, zuweilen der Beredtsamkeit: eine Muse der Ge-

schichte, ein Genius der Philosophie, ein Geist von reinster unmaterieller Eleganz.

Um die bildliche Sprache fallen zu lassen, die Eigenthümlichkeit von Mais wundervoller Entdeckung bestand darin, daß er doppelt geschriebene Manuscripte oder, wie sie wissenschaftlicher genannt werden, Palimpseste [1] las. Ein Buch konnte zum Beispiel sehr richtig als die Commentare oder Predigten irgend eines Abtes vom eilften oder zwölften Jahrhundert, Werke, von denen mehrere andere Abschriften in der Bibliothek sich vorfinden mochten, catalogisirt sein. Herausgegeben oder nicht, so ist es unwahrscheinlich, daß ein Menschenalter hindurch in dieses Buch hineingeschaut worden ist oder geschaut werden wird. Aber das mit feinen Gläsern bewaffnete Auge eines Don Angelo schaut hinein, und das Buch erweist sich als ein wahrer Schatz. Der Schreiber im Mittelalter hatte von den Ständern ein Werk herabgenommen, dem er nur geringen Werth beilegte — vielleicht waren Duplicate davon vorhanden — zum Beispiel einige Briefe von einem heidnischen Kaiser an seinen Vormund, er hatte das Pergament abgeschabt und es, wie er glaubte, von seiner tintigen sowohl als moralischen Anschwärzung gesäubert, und dann hatte er das neue Product irgend eines Lieblingsautors darauf geschrieben. Diese untere Schrift war es, die Mai mit scharfsinnigem Auge während des Schreibens erforschte; vielleicht verhielt es sich damit wie mit den Linien auf einer neu bemalten Leinwand, die im Verlauf der Zeit durch die mehr verschwindenden darüber hinzugefügten Tinten zum Vorschein kamen, einem Bein oder Arm, der durch den Rachen eines wilden Thieres vom zweiten Künstler

[1] Weil das Pergament wieder abgekrazt wurde, um es zu einer zweiten Schrift in Bereitschaft zu setzen.

hervorsah; und er konnte deutlich die großen Formen der Unzialbuchstaben des vierten oder fünften Jahrhunderts erkennen, die sich durch zwei Zeilen eines zierlich geschriebenen Breviers spreizten. Oder war die Abreibung vollständiger vorgenommen worden, und dann brachte eine Abwaschung mit Galläpfelsäure die blassen Federstriche des früheren Schreibers wieder hervor.

Scharfsinn, Geduld, Gelehrsamkeit und ungeheure Ausdauer waren für das Verfahren erforderlich. Oft wurden blos unzusammenhängende Stellen gefunden, ein halber Satz auf einer Seite, den die nächste nicht fortsetzte, dessen Rest aber vielleicht in einem andern Manuscript dreihundert Nummern weiter zu finden war; zuweilen waren Theile verschiedener Werke unter einer spätern Production vermengt, das Oberste zu unterst, mit dem Rücken gegen einander gekehrt wie zusammengeworfene Karten, während vielleicht nicht eine einzige Seite das Incipit oder Explicit feliciter liber I de — enthielt, um einen Schlüssel zu dem etwaigen Inhalt der Bruchstücke zu geben. Dann war wirklich Gelehrsamkeit nöthig, denn die Conjectur gab oft die erste Andeutung dessen was aus dem Styl oder aus dem glücklicher Weise durch Anführung in einem spätern Autor einbalsamirten oder versteinerten Satz ermittelt worden war.

Auf diese Art arbeitete Mai, indem er durch die verwickelte Masse verworrener Materialien hindurchschaute, die Enden verschiedener Fäden auffing und sie mit geduldiger Sorgfalt verfolgte, bis er jeden, zerrissen oder vollkommen wie er gerade war, angezogen hatte. Nach einer kleineren Veröffentlichung einer Uebersetzung begann er im Jahr 1813, und fuhr bis 1819 fort, einen ununterbrochenen Strom von Bänden auszugießen, welche Werke oder Theile von Werken

enthielten, die man für unwiederbringlich verloren gehalten hatte. Verschiedene Reden von Cicero; die verlorenen Schriften von Julius Fronto; ungedruckte Briefe von Marcus Aurelius, Antoninus Pius, Lucius Verus und Appian; Bruchstücke von Reden des Aurelius Symmachus; die Geschichte des Dionysius von Halicarnaß vom zwölften bis zum zwanzigsten Buch; ungedruckte Bruchstücke von Philo; alte Commentare zu Virgil; zwei Bücher der Chronik von Eusebius; die Reisebeschreibungen von Alexander und von Constantius Augustus, Sohn des Kaisers Constantin; drei Bücher von Julius Valerius über die Thaten Alexanders des Großen; das sechste und vierzehnte Sibyllinische Buch; endlich die berühmte gothische Uebersetzung der Paulinischen Briefe und anderer Theile der heiligen Schrift durch Ulphilas; dieß waren die hauptsächlichsten Werke, die von diesem unermüdlichen Gelehrten in dem so eben erwähnten Zeitraum von sechs Jahren wiedergewonnen und mit Anmerkungen, Vorreden und Uebersetzungen herausgegeben wurden. Es war eine Arbeit, wobei er wenig oder keine Unterstützung von Andern erhalten konnte; es war in der That eine Kunst, die ausschließlich ihm selbst gehörte.

Mais Ruf war bereits europäisch. Im frühen Alter von siebenunddreißig Jahren hatte er unsern Grundstock von alter Literatur mehr bereichert, als ein Jahrhundert vor ihm gethan hatte. In diesem Augenblick wurde eine Stelle in der Vaticansbibliothek erledigt, und zwar die des ersten Bibliothekars. Die Cardinäle Consalvi und Litta, der Staatssecretär und der Oberbibliothekar, warfen gleichzeitig ihre Augen auf den jungen Priester in Mailand als die geeignetste Person zu diesem Posten. Bei seiner Ankunft in Rom verlor er keine Zeit mit Erforschung des weiteren und reicheren

Feldes, das sich ihm zur Bebauung darbot. Er kam nicht mehr um zu lernen, sondern er brachte einen vollendeten Tact, ein erfahrenes Auge und ein entschiedenes kritisches Urtheil mit. Er begann daher bald sein Werk der Reproduction und setzte dabei merkwürdig genug seine früheren Erfolge fort. Denn er entdeckte in der Vaticana Theile derselben Bobbiomanuscripte, die er in der Ambrosiana erforscht hatte, und die folglich die fehlenden Theile von Autoren enthielten, welche bereits theilweise wieder gewonnen worden. Dieß war der Fall mit Fronto und seinen kaiserlichen Zöglingen und Freunden, einer der anziehendsten Briefsammlungen, die je erschienen sind. Mai fügte das in Rom Gefundene zu dem in Mailand gewonnenen Ertrag und war dadurch in den Stand gesetzt eine weit vollständigere Ausgabe davon zu veranstalten. Er veröffentlichte auch schätzbare Bruchstücke des Civilgesetzes, das dem Justinianischen Codex voranging, so wie einiger Werke über Orthographie von verhältnißmäßig unbekannten Autoren.

Aber was er auch bis jetzt geleistet hatte, wurde durch die glücklichste und glänzendste seiner Entdeckungen, nämlich die lang ersehnte Abhandlung Ciceros De Republica verdunkelt. Petrarca, Poggio und Bessarion nebst einem Heer von eleganten Gelehrten hatten vergebens nach dieser Abhandlung gesucht. Sie war allen Nachforschungen entgangen. Unter einer Copie des St. Augustinischen Commentars über die Psalmen entdeckte sie Mai in großen kühnen Lettern mit ihrem lesbaren Titel. Ich kann mich wohl der gewaltigen Aufregung erinnern, welche die Ankündigung dieses Erfolges in der literarischen Welt zu Rom verursachte. Natürlich kostete es einige Zeit das Werk druckfertig zu machen. In der That habe ich von dem gelehrten Entdecker

selbst gehört, daß er, während neue Lettern gegossen und Anordnungen zur Verbreitung des Werkes in ganz Europa getroffen wurden, emsig beschäftigt war alle in den gewichtigeu Bänden späterer Schriftsteller, namentlich Kirchenväter, zerstreute Anführungen des Ciceronianischen Werkes aufzutreiben. Diese Leute, deren eigene Lucubrationen es vor Zerstörung geschützt und mit einer Platte oder antiquarischen Kruste bedeckt hatten, wodurch häufig eine schätzbare Medaille gerettet wird, lieferten keine geringe Anzahl von Auszügen, die entweder in den entdeckten Theilen gefunden wurden und dadurch ihre Aechtheit bewiesen, oder sich nicht darin vorfanden und dadurch Lücken ausfüllten.

Wie oft habe ich dieses kostbare Werk in meiner Hand gehabt, während der Mann, dessen Ruf es krönte, den um ihn versammelten Freunden den ganzen Entdeckungsproceß und die Art und Weise erklärte, wie er aus dem chaotischen Wirrwar seiner Blätter Ordnung gewonnen! Ich habe in der That selten eine Gesellschaft in die Vaticansbibliothek geführt, so lang Mgr. Mai Bibliothekar war, ohne daß er seine Studien aufgab, um uns ihre Schätze und, nicht den geringsten unter ihnen, sich selbst zu zeigen.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß weitere Ehren und Beförderungen an ihn verschwendet wurden. Er wurde zum Domherrn von St. Peter, was in der That eine Last, aber auch eine Auszeichnung ist, und zu einem Prälaten vom höchsten Range gemacht. Gregor XVI, der seine außerordentlichen Fähigkeiten im Dienste der Religion zu verwenden wünschte, ernannte ihn zum Secretär der Congregation der Propaganda. Dieß geschah 1833; aber obschon dieses Amt ihn von seinen theuern Manuscripten abzog und ihm eine Beschäftigung gab, an der jeder andere Mann genug gehabt

hätte, so unterbrach es doch seine Studien nicht. Man erlaubte ihm die Codices in sein Haus bringen zu lassen, wo er nach wie vor abschrieb und drucken ließ. Endlich am 12. Februar 1838 ernannte ihn Gregor zum Cardinal, zu gleicher Zeit mit seinem hochberühmten Freund und Nachfolger im Bibliothekariat, Mezzofanti.

Auch jetzt wurde er zu Verrichtungen gebraucht, die große Aufmerksamkeit und Thätigkeit forderten; dennoch ließ er sich in seinen Lieblingsarbeiten nicht unterbrechen. Er beschränkte seinen Fleiß nicht auf Palimpsesten, sondern entnahm der Vaticana Geschichtswerke, Poesien, medicinische und mathematische Abhandlungen, Protocolle von Concilien, biblische Commentare, kurz Werke von jedem Zeitalter und jeder Classe, classische, patristische, mittelalterliche und sogar moderne, nicht blos in griechischer und lateinischer, sondern auch in arabischer, syro-chaldäischer und armenischer Sprache. Er stellte unter den Auspicien Gregors die berühmte Vaticanische Presse wieder her, aus welcher früher der prächtige Ephrem hervorgegangen war. Er hatte neue Lettern für verschiedene Alphabete nach den besten Modellen alter Manuscripte entworfen und verwandte sie hauptsächlich zum Druck des großen Codex Vaticanus, den er abschrieb.

Die Frucht dieses rastlosen Fleißes läßt sich kurz in Folgendem darstellen:

1. Scriptorum veterum nova collectio. Eine Sammlung heiliger und profaner Schriftsteller von jedem Zeitalter in zehn großen Quartbänden.

2. Classici scriptores e codicibus Vaticanis editi; in zehn kleineren Bänden. Diese zwei Serien folgten rasch auf einander. Der Druck der ersten begann im Jahr 1827, die zweite war 1838 vollendet.

England blieb hinter andern Ländern nicht zurück, als es galt das Genie und die unermüdliche Thätigkeit dieses großen Mannes zu ehren. Die englische Gesellschaft der Literatur schenkte ihm im Jahr 1824 ihre goldene Medaille mit der Inschrift auf der Kehrseite: ANGELO MAIO PALIMPSESTORUM INVENTORI ET RESTAURATORI. Literarische Auszeichnungen regneten von allen Seiten auf ihn herab, und seine Büste wurde in den Hallen gelehrter Gesellschaften aufgestellt. Gleichwohl endeten seine Arbeiten damit nicht. Da er noch reichliche Materialien, die der Veröffentlichung würdig waren, vorräthig fand, unternahm und vollendete er

3. Spicilegium Romanum, eine weitere Serie in zehn Bänden, die 1844 fertig wurde.

1853, nach dem Tod des Cardinals Lambruschini wurde er zum Cardinal-Bibliothekar ernannt, obschon man kaum sagen kann, daß diese Erhebung seine Gewohnheiten geändert oder die Vortheile seiner Stellung vermehrt habe. Er setzte fortwährend seine Arbeiten fort und begann die Veröffentlichung einer neuen Serie von zwölf Bänden.

4. Nova Patrum Bibliotheca. Blos sechs Bände waren erschienen, als der Tod seinen Arbeiten ein allzu frühes Ziel steckte.

Dieß geschah am 8. September 1854 in Folge einer Entzündungskrankheit, die nur fünfunddreißig Stunden währte, in Albano, wohin er sich der Luftveränderung wegen zurückgezogen hatte. Sein Ende war ruhig, gefaßt und äußerst fromm.

Der bloße Catalog der Autoren, deren Werke er theilweise zum ersten Mal veröffentlichte, würde mehrere Seiten ausfüllen. Aber Erwähnung mag verdienen, daß es neben

den vielen classischen Autoren, denen er auf solche Art zu ihrem Ruhm verhalf, nicht ein einziges Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vom zweiten an bis zum siebzehnten gibt, aus dem er nicht wichtige und vorher unbekannte Werke zu Tage gefördert hätte. Er versicherte mich, daß er alle mit eigener Hand abgeschrieben; daß er sie, wenn sie griechisch waren, übersetzt habe; und daß die Anmerkungen und Vorreden (meistens strotzend von Gelehrsamkeit) gänzlich von ihm selbst seien. Dieß gilt jedoch nur von einer früheren Periode, denn in der Vorrede zum zweiten Band seines letzten Werkes führt er den Abbate Matranga als seinen Gehilfen auf. Ebenso ließ er sich bei morgenländischen Manuscripten von orientalischen Gelehrten unterstützen.

Seine Abschrift des berühmten Manuscriptes der ganzen griechischen Bibel wurde viele Jahre vor seinem Tode gedruckt. Warum sie nicht herausgegeben wurde, schien Niemand zu wissen außer ihm selbst. Ein paar Jahre vor seinem Tod fragte er mich, ob ich glaube, daß irgend ein Buchhändler ihm den ganzen Druck aus der Hand nehmen und ihn für eigene Rechnung behalten würde. Jetzt kann man indeß annehmen, die Verzögerung der Erscheinung sei sehr nützlich gewesen, denn bei der Abschrift eines solchen Manuscripts ist die strengste Genauigkeit das erste Erforderniß. Nicht blos ein Wort, sondern ein Buchstabe, ein Zeichen, ein Jota oder ein Tüpfelchen, das abweicht, schmälert seinen Werth als Vertreter eines Schiedsrichters bei zweifelhaften oder schwierigen Stellen. Unendliche Schwierigkeiten können bei einem Werke entstehen, dem man auf Grund seiner Copie den Werth des Originals beilegt, und wenn es sich zuletzt bei der Berufung auf das Manuscript herausstellt, daß auch nur eine einzige Stelle ungetreu abgeschrieben ist,

so hat alles Vertrauen ein Ende. Daß nun bei der Copie eines so riesigen und beschwerlichen Buches einige leichte Irrthümer sich eingeschlichen haben können, besonders wenn sie von einem Manne herkommt, der sich mit zahlreichen andern Unternehmungen befassen muß, das entspricht einem abgenutzten Sprichwort über die angeborne Neigung des Menschen.

Das Werk wurde deßhalb von einer Commission talentvoller Gelehrten aufs Genaueste verglichen, und das sich ergebende Fehlerverzeichniß belief sich auf vierzehn Seiten. Mit dieser pünctlichen Correctur ist das Werk zur ungesäumten Veröffentlichung ausgeboten.

Das Testament dieses eben so achtungswürdigen als gelehrten Mannes befand sich in seiner eigenen Hand und enthielt Verfügungen von merkwürdiger Herzensgüte. Allen seinen Dienstboten wurde ihr voller Lohn für Lebenszeit zugesichert, wenn sie sich zehn Jahre bei ihm aufgehalten hatten; der halbe Lohn, wenn ihre Dienstzeit sechs Jahre betrug. Ueberdieß sollte eine bedeutende Summe unter sie vertheilt werden. Den Armen seines Geburtsortes schenkte er zwölftausend Thaler, und außerdem setzte er sie zu seinen Haupterben ein. Der Pfarrkirche desselben vermachte er all sein kirchliches Geschirr und Geräthe.

Von seiner Bibliothek, die er als groß und kostbar beschreibt, sagt er, er würde sie gerne der römischen Geistlichkeit zum allgemeinen Gebrauch hinterlassen haben. Da er jedoch über kein Gebäude zu ihrer Aufbewahrung, über keine geeigneten Fonds zu ihrer Vergrößerung, über keine Leute zu ihrer Verwaltung verfügen könne, so wünsche er, daß sie angeschlagen und verkauft werde, jedoch mit der Bestimmung, daß die päbstliche Regierung, im Fall sie Lust zum

Kauf zeige, sie zum halben Anschlagspreis erhalten solle. Sollte aber dieß der Fall sein, so machte er weiter zur Bedingung, daß seine Sammlung besonders gehalten werde und seinen Namen führe, oder daß wenigstens jedes Buch sein bereits hineingedrucktes Wappen behalte. Seine Manuscripte hinterließ er unbedingt dem Vatican. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, daß der Pabst augenblicklich Befehl zum Aufkauf der Bibliothek ertheilte, die in einem eigenen Zimmer der großen Bibliothek, über welche Mai so vielen neuen Glanz ausgegossen hatte,[1] aufgestellt wurde. Dort besuchte Pius IX sie im Carneval von 1856.

Eine kleine Anecdote steht mit diesem Theil seines Testaments in Verbindung. Wenige Tage vor seinem Tode, als er sich scheinbar im vollen Besitz seiner gewöhnlichen Gesundheit befand, hielt er in seinem Wagen vor dem Laden eines wohlbekannten Buchhändlers an, mit dem er viele

[1] In der Adresse, welche der Präsident der R. S. L. im Jahre 1855 vorlas, wurde mitgetheilt, die Bibliothek sei in Folge der dürftigen Finanzen oder der Filzigkeit der päbstlichen Regierung verkauft worden. Dieß wurde als ein Druckfehler im Jahresbericht für 1856 berichtigt, aber der Gebrauch eines so beleidigenden und so falsch angebrachten Ausdrucks wurde nicht entschuldigt. Der heilige Stuhl oder die päbstliche Regierung mag zu arm sein oder gewesen sein, um alle ihre Wünsche auszuführen. Sie mag öconomisch gewesen sein, aber sie hat es niemals verdient als filzig gebrandmarkt zu werden. Pius VII kaufte Cardinal Zeladas prächtige Bibliothek für den Vatican; Leo XII kaufte Cicognaras seltene Sammlung und vermehrte die von Pius VI angelegte einzige Papyrussammlung um ein Bedeutendes; Gregor XVI fügte zehn Zimmer hinzu und gab frühen christlichen Gemälden ein höchst werthvolles Cabinet, stiftete überdieß drei neue Museen. Wahrhaftig selbst wenn Pius IX, der so viel gethan hat, nicht im Stande gewesen wäre die Maische Bibliothek zu kaufen, so durfte man sich doch nie und nimmermehr einen solchen Ausdruck über seine Regierung erlauben. England kann sich weigern die Soulagesche Sammlung zu kaufen, ohne daß man ihm derartige Vorwürfe macht.

Geschäfte gemacht hatte, und fragte ihn, ob es etwas Neues in seinem Fache gebe. Der Buchhändler antwortete ihm überrascht, bis zum Winter sei Nichts zu erwarten. „Dann," sagte der Cardinal, „werden Sie bald ein großes Stück Arbeit bekommen." „Was?" war die natürliche Frage. „Mein lieber B.," versetzte Mai mit Thränen in den Augen, indem er seinem anhänglichen Clienten die Hand drückte, „Sie werden bald meine Bibliothek anzuschlagen haben. Leben Sie wohl!" Dieser Umstand und die Thatsache, daß er zum ersten Mal den Schlüssel seines Privatcabinets, wo sich seine geheimen Papiere befanden, bei seinem Testamentsvollstrecker, dem Cardinal Altieri, ließ, erregte natürlich die allgemeine Vermuthung, daß warnende Symptome, die für die Andern unsichtbar blieben, ihm seine herannahende Auflösung vorher verkündeten.

Sein marmornes Denkmal, das noch zu seinen Lebzeiten begonnen wurde, ist ein schönes Exemplar dessen was die Künstler unter dem Namen Cinquecento-Styl kennen. Es besteht aus einer Basis, von welcher sich zwei corinthische Pfeiler erheben, die neben einer tiefen Nische stehen und einen Bogen tragen. In der Nische befindet sich ein kostbarer Sarcophag, auf welchem das Bild des Cardinals ruht, wie er seine Werke, auf die er deutet, der fleischgewordenen Weisheit überreicht, die in erhabener Arbeit auf dem obern Theil der Vertiefung dargestellt ist. An jeder seiner Wände sind Medaillone, welche Mais Ernennung zur Ambrosianischen und zur Vaticanischen Bibliothek darstellen. Ueber und unter ihnen befinden sich Engel mit Papierstreifen in den Händen, die auf griechisch, lateinisch, hebräisch und altsyrisch den Text aus Esra 7, 6. enthalten: „Er war ein geschickter Schriftgelehrter im Gesetz." Der heilige Geist

und die vier Doctoren der lateinischen Kirche in erhabener Arbeit nehmen die innere Seite des Bogens ein. Darüber erhebt sich von Außen das architectonische Karnieß, sodann eine halbkreisförmige Lunette, welche das Wappen des Cardinals trägt und über das ganze triumphirende Kreuz hervorragt.

Unter Mais Papieren befand sich seine Grabschrift von seiner eigenen Hand. Sie wurde in die Basis dieses Denkmals eingegraben, das jetzt in seiner Titularkirche Santa Anastasia steht. Benzoni, einer der ausgezeichnetsten Künstler Roms, ist der Bildhauer, den Mai selbst für das Werk gewählt hatte. Das eingegrabene Epitaph lautet wie folgt:

Qui doctis vigilans studiis mea tempora trivi,
Bergomatum soboles, Angelus, hic jaceo.
Purpureum mihi syrma dedit rubrumque galerum
Roma, sed empyreum das mihi, Christe, polum.
Te expectans, longos potui tolerare labores;
Nunc mihi sit tecum dulcis et alta quies!

Der nachsichtige Leser wird vielleicht Folgendes als Uebersetzung hinnehmen:

Ich, deß Leben in reger, gelehrter Beschäftigung hinschwand,
Sproff' aus Bergamos Stamm, Angelo, liege dahier.
Rom hat den Purpurtalar und den rothen Hut mir verliehen,
Aber, mein Christus, Du führst mich zum Himmelsgezelt.
Auf Dich harrend, vermocht ich so lange zu tragen die Mühsal,
Bei Dir werde mir jetzt süße, beglückende Ruh'!

Diese Grabschrift enthüllt den Mann, der sich allerdings seiner großen Fähigkeiten und der edlen aufopfernden Verwendung derselben nicht unbewußt, gegen seinen lebenslangen Fleiß und dessen wohlerworbenen Erfolg nicht blind ist, aber fortwährend und in allen Stücken den Grundsätzen,

den Gedanken und dem Benehmen eines ächten Geistlichen treu bleibt. Dieß war Mai in hervorragendem Maße von der Jugend bis ins hohe Alter, mit allen priesterlichen Tugenden geschmückt, bescheiden und demüthig, so daß er, wenn man von seinen großen Werken zu ihm sprach, diesen Gegenstand mit einem Erröthen und einer sanften Verleugnung seiner Verdienste, die augenscheinlich aufrichtig war, umging. Seine Gewohnheiten waren höchst einfach und mäßig. Er stand sehr früh auf, und nach der Messe setzte er sich schon vor sechs Uhr zu seinen Büchern, mit der einzigen Unterbrechung durch ein leichtes Mahl. Natürlich hatte er in einer Periode seines Lebens sowohl vor als nach seinem Cardinalat officielle Audienzen zu geben, und er fehlte nie bei einem Gottesdienst, den Andere seines Ranges verrichteten. Gleichwohl wurde jeder Augenblick, welchen er diesen Pflichten abhaschen konnte, denen er immer vollständig nachkam, für seine Lieblingsbeschäftigungen in Beschlag genommen, und ich möchte zweifeln, ob nicht während der wenigen Augenblicke, die ein Secretär brauchen konnte, um im nächsten Zimmer ein Papier zu holen, aus dem offenen Manuscript auf dem Tisch eine Zeile abgeschrieben oder übersetzt wurde. Er ging selten in Gesellschaft, ausgenommen auf einige Minuten, wenn die Höflichkeitspflicht es gebieterisch erforderte. Eine einsame Spazierfahrt, der ich oft dieses Epitheton zu nehmen mir zur Ehre schätzte, vielleicht ein kurzer Spaziergang war beinahe der ganze Raub, welchen die Erholung an seinem häuslichen heimischen Verkehr mit der keuschen Weisheit begehen durfte, die schon frühe sein Herz gefesselt. Bald nach der Dämmerung wurden seine Diener entlassen, die äußere Thüre wurde unerbittlich verriegelt, und allein mit seinen Codices verschwendete er sein mitternächtliches

Oel und verlängerte seine Studien bis in eine unbekannte Stunde.

Diese Zurückgezogenheit und Ungeselligkeit brachten ihn bei Denjenigen die ihn nicht kannten in den Ruf eines mürrischen und hochmüthigen Mannes, welche Ansicht aber sogleich verschwand, wenn Ihr ihm näher kamet. Er war äußerst leutselig, freundlich und stets bereit mit einem guten Rath oder Wink zur Hand zu gehen; selbst wenn er in seiner eigenen Arbeit gestört wurde, verrieth er niemals Ungeduld oder den Wunsch seinen Besuch loszuwerden. Vielleicht daß sein Gesicht bei Einigen diese falsche Deutung seines Characters hervorrief. Eine äußerst edle Stirne, geschaffen um jede Masse von Kenntnissen, die ordentlich darin angehäuft wurde, in sich zu fassen, fiel dem Besucher einer päbstlichen Verrichtung in die Augen und flößte jedes Mal unausbleiblich den Wunsch ein zu erfahren, wessen Gesicht sie auszeichnete. Dann kamen Augen in tiefen Höhlen unter Brauen liegend, etwas gerunzelt durch die Anstrengung, welche ein Kurzsichtiger macht, um zu sehen, bis der Ausdruck dieser Anstrengung zur Gewohnheit geworden ist. Seine Züge waren voll von Würde, nach einem festen intelligenten Typus gemodelt. Und allerdings war seine Unterhaltung ernst, streng für einen Zuschauer, aber nicht für einen Zuhörer. Man sprach natürlich über wichtige Gegenstände mit ihm, man wünschte aus seinem Gespräch zu lernen, man lauschte mit Hochachtung, sogar mit Verehrung, man fühlte, daß man sich einem tugendhaften und weisen Manne gegenüber befand, mit welchem vertraut gewesen zu sein eines Tags zum Stolz gereichen konnte. Aber da war keine Spur von Anmaßung, Uebermuth oder sarcastischem Benehmen; man spürte Nichts von der Bedrückung, welche das Genie

häufig ausübt, oder von dem schweren Gewicht, womit eine seltene Gelehrsamkeit auf uns lasten kann. Gleichwohl waren sowohl Gelehrsamkeit als Genie aus Allem zu erkennen, was er sagte und schrieb. Seine Art und Weise war ruhig und ernst, aber leidenschaftslos; überzeugend und beredt, aber ohne Lärm. Seine gedruckten Reden sind Muster von schöner Diction und edlen Gedanken.

Ein sehr gewöhnlicher Vorwurf jedoch, den man ihm machte, ging darauf, daß er Andern nicht liberal genug die Vortheile gestatte, die er selbst genoß. Es wurde häufig gesagt, er verschließe den Vatican für Gelehrte, besonders für Ausländer, die Manuscripte zu irgend einem besondern Werk zu vergleichen wünschten. Wenn ich aus persönlicher Erfahrung sprechen soll, so kann ich blos sagen, daß ich diese Schwäche niemals empfunden oder beobachtet habe. Ich habe ihn immer und zu allen Zeiten nicht blos verbindlich, sondern äußerst gütig gefunden, und ich durfte alle Manuscripte, die ich mir erbat oder zu studiren wünschte, durchgehen, vergleichen, abschreiben oder abzeichnen. [1] Auch habe ich den großen Lesesaal der Bibliothek meistens vollgedrängt von Gelehrten gesehen, die emsig ihre Codices studirten. Daß er blose Müßiggänger oder Leute, die ohne eine bestimmte Absicht kamen, nicht ermuthigte, ist sehr wahrscheinlich; aber ich möchte bezweifeln, ob in unserer Zeit irgend

[1] Schon im Jahr 1827 habe ich diese Ansichten offen in folgender Stelle ausgesprochen: Neque pariter silentio praetermittendus Vir toto literario orbi clarus, Ill. Angelus Mai, sub cujus auspiciis Bibliothecae Vaticanae κειμήλια Syriaca evolvi; quique, quum nihil a se alienum putet quod literis sacris profanisque, quas omnes dum colit exornat, possit benevertere, me in his studiis aliquid proficere conantem, jam non dicam humanitate, sed et benevolentia est prosecutus. — Horae Syriacae, Praef. p. XIII.

ein großes classisches Werk erschienen ist, welches der aus römischen Manuscripten zu schöpfenden Vortheile dadurch beraubt wäre, daß man dem Herausgeber das Recht sie zu prüfen verweigerte, oder ob irgend ein gebührend empfohlener Gelehrter jemals eine abschlägige Antwort erhalten hat. Gleich den meisten Personen, die selbst hart arbeiten und daher von ihren Untergebenen volle Arbeit verlangen, hatte Mai seine Mißvergnügten in der Bibliothek selbst; aber die Zeit hat die Strenge, womit er Wachsamkeit und Fleiß von ihnen verlangte, vollkommen gerechtfertigt.

Vielleicht dürften wir ihn und seine Bestrebungen nicht schlecht durch eine Amalgamation und Anpassung zweier Lobsprüche eines alten Dichters characterisiren:

Angele Mai, studiose, memor, celer, ignoratis
  Assidue in libris, nec nisi operta legens;
Exesas tineis opicasque evolvere chartas
  Major quam promptis cura tibi in studiis.
Aurea mens, vox suada tibi, tum sermo quietus:
  Nec cunctator eras, nec properante sono.
Pulchra senecta, nitens habitus, procul ira dolusque,
  Et placidae vitae congrua meta tibi. [1]

Wohl mochte Niebuhr von ihm sagen, er sei ein Mann, den die göttliche Gnade unserem Jahrhundert geschenkt und dem — um die Worte von Ennius zu gebrauchen — weder

[1] Wird der geneigte Leser wieder eine schwache Uebersetzung annehmen?

Angelo Mai, voll Fleiß und Gedächtnißstärke studirst Du
  Bücher, die Niemand kennt, liesest Verborgenes nur.
Emsiger forschte Dein Geist in dunkler, von Motten zernagter
  Schrift, als im Wissensgebiet, das in der Nähe dir lag.
Glänzend Talent, ein beredsamer Mund, sanft fließende Sprache
  Zierten Dich, weder zu rasch war noch zu zögernd dein Wort.
Hoheit, glückliches Alter, von Neid unberührt und von Tücke,
  Ward Dein Theil, und ein Tod, sanft wie Dein Leben es war.

ein Bürger noch ein Fremder die Frucht seiner Arbeiten zu vergelten im Stande sei. [1]

Sechstes Capitel.

Character Gregors XVI.

Noch lebt wenigstens ein durch seinen Kunstsinn berühmter englischer Edelmann, der Pius VII sah, als er 1800 in Venedig zum Pabst erwählt wurde. Man kann bezweifeln, ob es im vereinigten Königreich eine zweite Person gibt, deren Erinnerung an Päbste so weit hinaufreicht. Dagegen gibt es Hunderte, wo nicht Tausende, die sich Gregors XVI erinnern, die ihm vorgestellt worden sind und daher deutliche Eindrücke von seinem Aussehen, seinem Benehmen und seiner Unterhaltung bewahrt haben. Kaum wird ein Engländer, der seine Reisen während seines langen Pontificats machte, ohne diese Ehre und Befriedigung aus Rom geschieden sein. Man kann daher wohl sagen, daß in Betreff solcher Puncte, die blos ins Auge fallen, Erinnerungen an ihn über das ganze Land verbreitet und wirklich in der einen oder andern Generation jeder gereisten Familie vorhanden seien.

Die Bemerkungen, die man von solchen oberflächlichen Beobachtern hörte, gingen dahin, daß seine Züge auf den ersten Blick nicht in eine so edle Form gegossen schienen wie die seiner Vorfahrer; sie seien breit und rund, es fehle ihnen an jenen feineren Strichen, die an einen höhern Genius oder an einen zartsinnigen Geschmack denken lassen. Aber

[1] In vita Agathiae.

dieses Urtheil hörte auf, sobald Ihr in nähere Berührung und in Unterredung mit ihm kamet. Geläufig sprach er nur italienisch und lateinisch, und deßhalb konnten sich Leute, die durch einen Dolmetscher mit ihm verkehrten, wie zum Beispiel der verstorbene Baron Kestner, und denen man jeden Satz zweimal wiederholen mußte, nur einen höchst unvollständigen Begriff von seinem Unterhaltungstalent machen. Aber Leute, die gut italienisch sprachen und sich ihm blos näherten, um seinen Segen zu empfangen, fanden bald, daß er einen vertraulichen Ton einschlug, über dem sie beinahe seine doppelte Würde vergaßen. Dann und noch mehr wenn er über ernste Gegenstände sprach, strahlte sein Gesicht und wurde von einem glühenden Ausdruck überzogen; seine Augen wurden leuchtend und belebt, und seine Intelligenz und Gelehrsamkeit thaten sich durch seine fließende, graziöse Sprache kund. Ich erinnere mich eines englischen Schriftstellers, der in seiner Audienz auf die Poesie zu sprechen kam und mit großer Verwunderung über die verständigen Bemerkungen des Pabstes, sowie über seine umfassende und vertraute Bekanntschaft mit diesem Gegenstand von ihm schied.

Seine Gesundheit war fest und seine Arbeitskraft sowohl physisch als geistig sehr groß. Er konnte die Meisten seines Gefolges auf seinen täglichen Spaziergängen müde machen. Sein Lieblingsgang war jenseits Pontemolle, die alte via Flaminia entlang bis Torre di Quinta, eine ansehnliche Strecke; und er freute sich, wenn er sah, daß viel jüngere Leute sehr gern wieder zu Pferde stiegen oder sich in ihren Wagen setzten um nach Haus zurückzukehren. Seine Gesundheit war in der That bei seiner Thronbesteigung so frisch und kräftig, daß er es ablehnte für seine eigene Person einen Arzt oder Chirurgen zu ernennen, sondern Befehl gab,

die Gehalte dieser Stellen, sowie anderer, die er gleichfalls in Anwartschaft hielt, zur Bildung eines Fonds für alte Dienstboten und Angestellte des Palastes zu verwenden. Diesen Fonds nährte und vergrößerte er, bis er zu einem bedeutenden Betrag anwuchs. Nach wenigen Jahren jedoch bekam er ein Krebsleiden in seinem Gesicht, und 1835 schickte er auf den Rath des preußischen Ministers nach einem geschickten Arzt, Dr. Alertz von Aachen, mit welchem ich zufällig auf einem Dampfschiff reiste, in Gesellschaft des Dr. Reumont, der seit vielen Jahren als Attaché der preußischen Gesandtschaft in Florenz lebt und durch seine talentvollen Schriften über Andrea del Sarto in der Kunst-Literatur wohl bekannt ist. Der junge Deutsche setzte sich mit dem italienischen Palastarzt in Verbindung und that dem Fortschritt der Krankheit Einhalt, so daß sie auf Gregor's Constitution nicht eingewirkt und seine Tage nicht abgekürzt zu haben scheint.

Dieser starke Körperbau und die Gesundheit seiner Organe machten es dem Pabst möglich, während seiner ganzen Regierung mit endlosem Eifer und unwandelbarer Heiterkeit seinen weltlichen und geistlichen Geschäften nachzukommen. Die strengeren Gewohnheiten seines Klosterlebens hatten ihn für die Regelmäßigkeit und sogar Eintönigkeit des Pabstlebens, für seine frühen Stunden, seine Abgeschlossenheit von socialem Genuß, seine schweigsamen Mahlzeiten, seine vielfachen Augenblicke der Einsamkeit und ihre von keiner Erholung unterbrochenen Beschäftigungen abgehärtet. Er begann seinen Morgen so wahrhaft frühe, daß er sich nicht einmal durch einen Caplan zu seiner eignen Messe begleiten ließ, mit dem Bemerken, es sei unvernünftig von anderen Personen zu erwarten, daß sie sich an seine ungebührlichen

Stunden halten sollen. Blos sein eigener Bedienter assistirte ihm. Seine Gewohnheiten zeichneten sich durch eine ganz besondere Einfachheit aus. So lange er Cardinal-Präfect der Propaganda war, bemerkte ich dieß oft; er verrichtete häufig Dienste, die gewöhnlich einem Diener zugewiesen werden. So kam es, daß er, während er reichlich für den Glanz der Gottesverehrung sorgte und einige ihrer geplünderten Ornamente wieder herstellte, persönlich niemals etwas Kostbares trug. [1]

Sein kräftiger Geist schien, wie bereits bemerkt worden, vor keiner noch so großen Arbeit irgend einer Art zurückzubeben. Er führte wahrlich kein müßiges Leben. Bei der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten wird das Geschäft unter Congregationen oder Collegien, wie wir sie nennen würden, vertheilt, aber das letzte Resultat bei jedem wichtigen Fall hängt von der päbstlichen Gutheißung ab. Es war bei Gregor nichts Ungewöhnliches, daß er seine Zustimmung nicht sogleich ertheilte, sondern sich die betreffenden Actenstücke bringen ließ und schließlich zu einer andern Entscheidung gelangte als die Congregation. Cardinal Acton sagte oft, er habe wenigstens acht oder zehn Fälle gekannt, wo der Pabst sich geweigert, das Urtheil einer Congregation zu bestätigen und es zuletzt umgestoßen habe aus canonischen Gründen, die von den vielen gelehrten Männern, welche die Sache vorher erörtert, übersehen worden seien. Und diese instinctmäßige Wahrnehmung zeigte sich auch in Fällen, die ferne Länder betrafen. Ein Beispiel betraf Canada. Ein ausgezeichneter Bischof dieses Landes fand, daß der Pabst eine dasselbe betreffende Resolution der Propaganda beanstandete, und in

[1] Wie zum Beispiel kostbar gestickte Schuhe in Folge des Brauches, daß der Pabst auf den seinigen das Kreuz trägt.

wenigen Tagen trafen, wie er erklärte, neue Aufschlüsse ein, welche das Urtheil des Souveräns vollkommen rechtfertigten. Ein ähnliches Beispiel bezog sich auf Deutschland.

Ich erinnere mich, daß er eines Tags, als ich zu einer Privataudienz zugelassen wurde, einen langen lateinischen Brief an einen Bischof in Deutschland schrieb, den er mir höchst herablassend vorlas; das Schreiben war ein Meisterwerk in Bezug auf Gesinnung und Ausdruck. Es brachte auch wirklich die beabsichtigte Wirkung hervor, obschon es eine der seltensten Ausübungen päbstlicher Machtvollkommenheit in sich schloß. Auf gleiche Weise schrieb er selbst eine mehrere Bogen lange Antwort und schickte seine eigene autographische Copie an einen der Bischöfe Englands über einen Gegenstand, der sich auf eine kirchliche Angelegenheit dieses Landes bezog.

Im Anfang seiner Regierung erschienen lange Edicte über die Unruhe und Unordnung der Zeiten; sie waren voll von rührenden Aufrufen und großherzigen Gefühlen und wurden, glaube ich, für Erzeugnisse seiner eigenen Feder gehalten. In Fällen, wo es sich um Leben und Tod handelt, wird das Schweigen des Pabstes, wenn der Oberrichter ihm seinen Bericht über den Proceß vorgelegt hat, einer Bestätigung des Urtheils gleich geachtet, das dann seine Vollstreckung findet. Aber Gregor ließ sich immer sämmtliche Actenstücke und Zeugenaussagen vorlegen und ging sie sorgfältig durch; wenn er dann bei der Zurückgabe der Papiere keine Bemerkung machte, so bedeutete das eine schweigende Gutheißung des Todesurtheils. Oefter jedoch neigte er sich zur Gnade hin, und die Hinrichtungen waren selten: sie kamen nur noch bei abscheulichen Verbrechen vor. Ich erin=

nere mich nicht einer einzigen politischen Hinrichtung während seiner Regierung.

Bei der Erfüllung seiner hohen Pflichten ging er ohne Ansehen der Person zu Werke und bekümmerte sich Nichts um den Stolz oder die Macht Derjenigen, denen er entgegenzutreten hatte. Auf einen großen Kampf, den er durchführte, ist bereits unter dem letzten Pontificat angespielt worden, ohne daß man die Absicht hätte in diesem den Faden seiner Darstellung aufzunehmen. Es genüge, daß er in der letzten Phase desselben, der Einkerkerung des Erzbischofs von Cöln, seinem Ruf für unverzagte Aufrechterhaltung der dem Schutz seines erhabenen Amtes anvertrauten Sache vollständig behauptete. In der That verging kaum ein Jahr seiner Regierung, ohne daß er eine Allocution über die Unterdrückung im einen oder andern Lande, im Norden oder Süden Europas, im Osten oder Westen der Welt zu halten hatte. Er sprach die Wahrheit rund heraus und öffentlich; auch erntete er meistens die Frucht seiner Aufrichtigkeit und seines Muthes.

Sein peinlichster Conflict war jedoch eine persönliche Besprechung mit dem größten der Souveräne Europas, einem Manne, der gewohnt war ohne Widerspruch zu gebieten und sich von vollständiger Unterwerfung umgeben zu sehen. Er bildete sich nicht ein, daß es ein menschliches Wesen gebe, das sich vermessen könnte ihm eine Lection zu halten oder sogar einen Verweis zu ertheilen. Es mag geeignet sein vorauszuschicken, daß der gegenwärtige Kaiser von Rußland, so lange er noch Czarowitsch war, Rom besuchte und von allen Classen der Bevölkerung mit der höchsten Verehrung, von dem Pabst mit ungemeiner Güte empfangen wurde. Der junge Prinz äußerte selbst seine hohe Befriedigung über die-

sen Empfang, und Leute, gegen die er sich darüber erklärte, haben mir gesagt, er habe sich ein Portrait von Gregor angeschafft mit dem Bemerken, er werde es stets als das Bild eines innig verehrten und hochgeachteten Freundes bewahren. Ferner hatte sein kaiserlicher Vater 1842 dem Pabst sehr glänzende Geschenke übersandt, eine Malachitvase, die jetzt in der Vaticansbibliothek steht, und einen großen Vorrath von demselben kostbaren Material für die Paulskirche. Gleichwohl hatte er nicht aufgehört hart, um nicht zu sagen grausam, gegen seine catholischen Unterthanen zu verfahren, besonders gegen die Polen. Sie wurden in die griechische Gemeinschaft hineingetrieben, weil man es ihnen unmöglich machte ihren eigenen Gottesdienst zu verrichten; sie wurden ihrer Bischöfe und Priester beraubt und sogar durch noch schwerere Strafen und persönliche Leiden verfolgt. Ueber diesen Gegenstand hatte der heilige Stuhl sowohl öffentlich als privatim Klage geführt, aber keine Abhilfe, keine oder höchstens eine sehr geringe Erleichterung erlangt. Endlich im December 1845 kam Nicolaus I selbst nach Rom. Es wurde sowohl in Italien als, glaube ich, in England auffallend gefunden, wie detaillirt und streng die Vorsichtsmaßregeln waren, die man ergriff, um ihn gegen jede Gefahr einer Verschwörung sicher zu stellen; wie seine Wohnung, sein Bett, seine Nahrung, seine Leibwache mit der größten Behutsamkeit bestellt wurden, um jeder Ueberrumpelung durch verborgene Feinde vorzubeugen. Dem sei wie ihm wolle, es stieß ihm nichts Widerwärtiges zu, außer etwa seine gewichtige Besprechung mit dem Oberhaupt dieser Kirche, die er so unbarmherzig verfolgt hatte, mit dem Fürsten, in welchem er, als wirkliches autocratisches Haupt eines großen Theils dessen was er die orthodoxe Kirche nannte, und als anerkannter Schutzherr

ihrer ganzen Gemeinde, einen Nebenbuhler erblickte. Es wurde ausgemacht, daß der Kaiser von Herrn von Butenieff, seinem Minister in Rom, begleitet sein, und daß der Pabst einen Cardinal an seiner Seite haben solle. Er erwählte, wie bereits gesagt worden, den englischen Cardinal Acton. Dieß war keine gewöhnliche Veranstaltung für einen Königsbesuch, sondern gab der Sache vielmehr das Ansehen einer Conferenz, und das war es auch in Wahrheit. Der Pabst fühlte, daß er eine feierliche und peinliche Pflicht zu erfüllen hatte. Konnte er dem Verfolger seiner Herde erlauben sich ihm zu nähern und wieder abzuziehen, ohne ein Wort der Klage und sogar des Vorwurfs vernommen zu haben? Konnte er ihn mit freundlichem Lächeln und unaufrichtiger Umhalsung empfangen? Konnte er ein nichtssagendes Gespräch über das Wetter oder über die kalte Politik der Welt mit ihm führen? Unmöglich! Das würde nicht blos seiner persönlichen Stimmung widerstritten haben, sondern auch seiner geistlichen Stellung als Vater der Gläubigen, als Vertheidiger der Schwachen, als Hirte der verschlungenen Herde, als Beschützer der Verfolgten, als Vertreter furchtloser, unnachgiebiger, durch Märtyrerthum geweihter Päbste, als Statthalter Dessen, der einen heranschleichenden und auf Raub ausgehenden Wolf nicht fürchtete. Es wäre ein ewig nagender Vorwurf für sein Gewissen gewesen, wenn er die Gelegenheit hinausgelassen hätte Angesicht zu Angesicht dasselbe zu sagen was er von einem Abwesenden geschrieben und gesprochen, oder wenn er sein Vorrecht als Souverän nicht zur Unterstützung seiner Sendung als Pabst angewandt hätte. Er würde durch Feigheit oder Nachsicht, was man freilich auch diplomatische Feinheit oder Sanftmuth hätte nennen können, die ganze Zuversichtlichkeit und Dreistigkeit eines fa-

natischen Verfolgers, der sich über Alles, nur nicht über eine große moralische Controle hinwegsetzen konnte, bestärkt haben.

Gewiß hing viel davon ab, welches Benehmen der Pabst einzuhalten beschloß. Der weichherzigste aller Menschen, Pius VII, hatte die Gelegenheit seiner Gefangenschaft nicht versäumt, um mit inbrünstiger Sanftmuth seinem mächtigen Herrn all die Uebel aufzuzählen, welche die Kirche unter seinen Händen erlitten hatte. Gregor unternahm niemals ein wichtiges Werk ohne inniges Gebet, und zu einem so bedeutungsschweren Schritt, wie dieser war, konnte er sich natürlich nur nach langem und heißem Flehen entschließen.

Ueber die Absichten des Kaisers, seine Ideen, die Wünsche, die ihn nach Rom führten, wo er nothwendig eine persönliche Besprechung mit dem Pabst haben mußte, lassen sich keine Muthmaßungen aufstellen. Hoffte er ihn durch den Glanz seiner wahrhaft majestätischen, soldatischen und kaiserlichen Erscheinung zu überwältigen? Oder wollte er ihm schön thun, um ihn durch beschwichtigende Reden und unaufrichtige Versprechungen zu gewinnen? Oder glaubte er den Pabst zu einem nachsichtigen Schweigen bestimmen zu können, das jede mögliche Deutung zugelassen hätte? Es wäre vergebens sich in Muthmaßungen ergehen zu wollen. Gewiß ist, daß er kam, sah und nicht siegte. Es ist bereits erwähnt worden, daß der Gegenstand und die näheren Umstände der Conferenz von ihrem einzigen Zeugen in Rom niemals enthüllt worden sind. Des Pabstes eigene Erzählung war kurz, einfach und voll von bewußter Kraft. „Ich sagte ihm Alles was der heilige Geist mir eingab."

Und daß er nicht umsonst gesprochen, daß seine Worte nicht wirkungslos in der Luft verhallt, daß seine Streiche wohl gezielt waren und trafen, dafür spricht ein anderwärts

abgelegtes Zeugniß. Ein englischer Gentleman befand sich in einem Theil des Palastes, durch welchen der kaiserliche Gast bei der Rückkehr von seiner Besprechung kam, und beschrieb sein entstelltes Aussehen. Er war mit seiner gewöhnlichen festen königlichen Erscheinungsweise, der seine statuenhaften Züge, seine stattliche Gestalt und seine martialische Haltung wirkliche Großartigkeit verliehen, ungezwungen und behaglich, mit huldvollen Blicken und herablassenden Geberden des Grußes eingetreten. So schritt er durch die langen Reihen der Vorzimmer, dieser glänzende feurige Kaiseradler mit dem glatten Gefieder und den flammenden Augen, in aller Herrlichkeit seiner Flügel, die noch niemals ein Flug ermüdet, eines Schnabels und zweier Krallen, denen noch nie ein Raub widerstanden hatte. Aber heraus kam er mit unbedecktem Haupt und, wenn man das von einem Manne sagen kann, verzaustem Haar; verstört und bleich, wie wenn er in einer Stunde lange Fieberqualen durchgemacht hätte, mit gebeugten Schultern, große Schritte machend, Niemand beachtend oder grüßend; er wartete nicht, bis sein Wagen am Fuß der Treppe ankam, sondern stürzte in den äußern Hof hinaus und eilte hinweg von einem Platze, der augenscheinlich die Scene einer Niederlage gewesen. Es war der Adler, der von einer bisher verachteten Macht mit zerkrümpeltem Gefieder und gelöschter Augenglut aus seinem Horst unter den Felsenklüften, „aus seinem Nest unter den Sternen" herabgerissen worden. [1]

Aber laßt uns vollkommen gerecht sein. Die Besprechung rief keine Gefühle des Unmuths oder der Rachsucht hervor. Ohne Zweifel waren die Worte des Pabstes in dem Geiste gehalten wie die auf dem Brustschild

[1] Obadiah 1, 4.

des Hohenpriesters — „Lehre und Wahrheit,“ gesund im Princip und wahr in der That. Sie überführten und überredeten. Thatsachen mit ihren Beweisen waren ohne Zweifel sorgfältig vorbereitet worden und ließen sich nicht ableugnen. Die starke Aufregung, welche Gregor bei andern Gelegenheiten leicht verrieth, kann hier nicht im Zaum gehalten worden sein. Jeder Zuschauer hat oft gesehen, wie im Gebet die Thränen über sein glühendes Gesicht hinabrannen; oft haben diejenigen die ihm mit einer Erzählung von Jammer und Noth nahten oder in der Nähe standen, wenn ihm die Nachricht von einem Verbrechen mitgetheilt wurde, seine Züge beben und sein Auge sich trüben gesehen von dem doppelten Kummer des Apostels, der Thräne der Schwachheit mit dem Schwachen, dem brennenden Tropfen der Entrüstung für die Sünde.[1] Diese Erregbarkeit kann durch die Kälte eines durch Interpreten vermittelten Vortrags nicht gedämpft worden sein, sondern muß die beredten Worte begleitet haben, welche ihm in Augenblicken hohen Ernstes stromweise über die Lippen floßen.

Alles dieß muß auf eine kräftige Art gesagt worden sein, die keine Erwiederung möglich machte. Mißverstandener Eifer, früh eingeimpftes Vorurtheil und eine Extravaganz nationaler Gefühle hatten ohne Zweifel das Verhalten des Czars gegen seine catholischen Unterthanen beeinflußt, den besseren Regungen seiner eigenen Natur zuwider, welche die Russen stets als gerecht, großsinnig und sogar väterlich betrachteten. Niemand hatte zuvor die Gelegenheit oder den Muth besessen an den innern Richterstuhl dieses bessern Gefühles zu appelliren. Gut angebracht konnte eine solche Berufung kaum ihre Wirkung verfehlen.

[1] 2 Kor. 11, 29.

Prima est haec ultio, quod se
Judice nemo nocens absolvitur, improba quamvis
Gratia fallaci praetoris vicerit urna.

Juvenal.

Von dieser Besprechung mögen die Catholiken Rußlands eine mildere Behandlung und vielleicht eine gerechtere Regierung datiren.

Es können noch andere Beispiele von der Festigkeit angeführt werden, welche Gregor in Fällen entwickelte, die sowohl diese Tugend als Klugheit erheischten. Dahin gehört die Art und Weise, wie er die Wurzel, wenn auch nicht die Zweige eines Mannes abschnitt, von dem bereits weiter oben gesagt worden ist, daß er versprochen habe mit der Zeit der Führer einer prächtigen politisch-religiösen Schule in Frankreich zu werden, wie er ihr Stifter gewesen war, nämlich des Abbé von Lamennais. Durch das Rundschreiben vom 25. Juni 1834 (Singulari Nos) verdammte er die „Worte eines Gläubigen" und entlarvte somit einen Menschen, der sich bald den staunenden und weinenden Tausenden in seiner wahren Gestalt zeigte. Aehnlich verfuhr er mit einer verschiedenen Schule, der Hermesschen in Deutschland, deren Irthümer rein theologisch waren und eine rationalistische Tendenz hatten. Sie bedrohte die geistliche Erziehung am Rhein ernstlich, denn sie wurde von Professoren von untadelhaftem Wandel und hauptsächlich von gesunder Doctrin unterstützt. Der sich einschleichende Irrthum ward nach manchen nachsichtsvollen Erörterungen in seiner Kindheit zermalmt.

Güte und Bedachtsamkeit waren wirklich in allen Handlungen des Pabstes zu erkennen. Seine Werke der Barmherzigkeit standen in vollem Einklang mit den Ueberlieferungen und Instincten seines Thrones. Kaum oder nie ist während seiner Regierung ein Jahr vergangen, das er nicht

durch irgend eine großartige Privatbeisteuer zu dem einen oder andern mildthätigen Zweck bezeichnet hätte. Bedeutend unterstützte er die prächtige für Industrie und Almosen bestimmte Anstalt San Michele a Ripa, worin unter einem und demselben Dache alle Classen von Leidenden beisammen sind, männliche und weibliche, von dem hilflosen hohen Alter der Gebrechlichkeit an bis herab zu den Kindern, von den Bewohnern des Besserungshauses an bis zu denen der Ammenstube, so wie alle Arten von Gewerbfleiß, vom Maler, Bildhauer und Graveur an bis zum Weber, Schuhmacher und Zimmermann. Unter der liberalen Verwaltung des Cardinals Tosti und der besondern Schutzherrschaft Gregors, der die Anstalt jährlich besuchte, um ihre Erzeugnisse in Kunst und Manufacturen zu beaugenscheinigen, und große Bestellungen bei ihr machte, ist dieß eine der glücklichsten Combinationen wohlorganisirter Werke der Barmherzigkeit gewesen. Und dasselbe läßt sich von einem andern gleich wichtigen Aufbewahrungshaus für arme Kinder niedrigen Standes in den Termini, das heißt den Thermen Diocletians sagen. Es war sehr in Verfall gerathen, aber theilweise durch die Freigebigkeit des Pabstes, noch mehr jedoch unter seiner pflegenden Sorgfalt erhielt es eine neue Entwicklung, die nur noch der vollendenden Hand seines Nachfolgers bedurfte um zu ihrer erreichbaren Vollständigkeit geführt zu werden.

Die lange Regierung dieses Pabstes, von 1831 bis 1846, bot genügende Gelegenheiten, um diese Menschenliebe zu üben, welche die rechte Hand nicht vor der linken verbergen kann. So zerstörten vom 26. October 1831 an bis zum Anfang von 1832 verschiedene rasch auf einander erfolgten Erdstöße viele Häuser und Dörfer in Umbrien, und erschütterten ganze Städte mit ihren Prachtgebäuden auf eine sehr bedenkliche

Weise. Ich erinnere mich, daß ich nicht lange nachher durch die Provinz gereist bin und die schrecklichen Verwüstungen mit angesehen habe. Einige Dörfer, durch welche die Straße ging, und noch weit mehrere im Gebirge wurden gänzlich zerstört, obschon in Folge einer Fügung der Vorsehung der Verlust an Menschenleben nicht im Verhältniß zum materiellen Schaden stand. Foligno war so erschüttert, daß mit Ausnahme der soliden Cathedrale und einiger andern öffentlichen Gebäude alle Häuser gestützt werden mußten, und wirklich wurde die Hauptstraße ihrer ganzen Länge nach von Balken durchkreuzt, mittelst deren die hinausgestoßenen bauchigen Mauern einander gegenseitig unterstützten. Und noch jetzt kann der Reisende daselbst allenthalben Mauerplatten sehen, in welche eiserne Klammern eingefügt sind, die das Haus innen zusammenhalten. Aber die bedeutendste und betrübendste Zerstörung war die des edlen Heiligthums von Santa Maria degli Angioli, dessen in der Ebene oder dem Thal von Perugia just unter Assisi emporragender Dom einen herrlichen Anblick gewährte. Dieser Dom bedeckte die berühmte Portiuncula oder Capelle des heiligen Franciscus, das kleine ländliche Bethaus, worin er das Werk seines erstaunenswerthen Institutes begann. Das ganze Schiff fiel ein, die Kuppel aber blieb wunderbar über dem kleinen Heiligthum hängen, wovon kein Ziegelstein von der Stelle gerückt wurde. [1]

[1] Als man diese Capelle reinigte, fand sich, daß das eine von Pietro Perugino mit Fresken bemalte Ende so abgeschnitten war, daß das Gemälde verstümmelt wurde. Overbeck hat am andern Ende ein höchst liebliches Gemälde ausgeführt, eine himmlische Vision vorstellend, welche den heiligen Franciscus im Gebet mit Blumen überschüttet. Es ist durch den Stahlstich wohl bekannt geworden. Er lebte einige Jahre in dem dazu gehörigen Kloster, während er sein Werk vollendete, wie eines seiner Mitglieder und schlug jede andere Belohnung aus. Siehe Dublin Review, Band I. Seite 458. Er hatte sein Werk 1830 begonnen.

Für die vielen von diesem Unglück Betroffenen wurden augenblicklich Subscriptionen eröffnet, an deren Spitze sich der Pabst stellte. Für die Kirche steuerten zwar er selbst und viele Andere reichlich bei, aber das große Verdienst geduldigen und ausdauernden Almosensammelns gebührt einem einfachen Franciscaner Laienbruder aus dem Hause, welches die Kirche bediente, Luigi Ferri von Bologna, der von Land zu Land ging und um Beiträge bat, wofür er häufig Vorwürfe, ja Schmähreden empfing, die er geduldig ertrug; gelegentlich wurde ihm sogar des Betrügers Lohn in Gefängnissen und Polizeihöfen zu Theil. Er brachte 16,000 Thaler zusammen. Die Kirche wurde binnen vierzig Monaten vollständig wieder hergestellt und feierlich neu eröffnet.

Später, als die Cholera Ancona heimsuchte, eine Stadt, die sich ganz besonders feindselig gegen Gregor gezeigt hatte, schickte der Pabst aus seinen eigenen Mitteln bedeutende Unterstützungen.

Seine mehr privatim geübten Werke der Barmherzigkeit waren bekanntlich ungemein zahlreich: aber es gab eine freilich geistigere Form, die besonders oft hervortrat. Bei einer Gelegenheit wünschte eine spanische Dame, die Gewissensqualen hatte, sich bei ihm als dem Oberhirten ihrer Aengste zu entledigen, und Gregor ging ihr zu Lieb in den Beichtstuhl, um die Functionen eines gewöhnlichen Priesters zu versehen. Und eine deutsche Dame von großer Bildung und Gewandtheit, die Baronin K—, erzählte mir, wie sie sich, während sie noch Lutheranerin gewesen, ungemein zu der catholischen Kirche hingezogen gefühlt und um eine Gelegenheit gebeten habe ihre Bedenken dem Pabste als der höchsten Behörde zur Lösung vorzulegen. Ihr Gesuch wurde augenblicklich bewilligt. Gregor empfing sie in seinem Garten,

hieß seine Umgebung an einem Platze bleiben und ging in ihrer Gegenwart mit der Baronin auf und ab, bis er ihre Zweifel gelöst und ihr seinen Segen ertheilt hatte. Sie war später eine der eifrigsten Mitarbeiterinnen in Unterstützung der Cholerawaisen.

Und um jetzt der Heimath näher zu kommen, so bewies er jeder Zeit denjenigen, die unser Vaterland in Rom vertraten, mehr als Gutes. Da er so manches Jahr Präfect der Propaganda gewesen, so war er mit allen Theilen der britischen Besitzungen sowohl daheim als im Ausland, mit ihren Bischöfen, ihren Mängeln, ihren gegenwärtigen Zuständen und künftigen Aussichten genau bekannt geworden. Ein interessantes Beispiel für seinen Scharfsinn darin mag hier eine Stelle finden. Er vergrößerte nicht blos, wie bereits gesagt worden, die Zahl der apostolischen Vicariate in England, sondern er sagte auch aus eigenem Antrieb und ohne darauf geleitet worden zu sein, zu dem Verfasser, die Hierarchie müsse daselbst wieder hergestellt werden nach Beseitigung eines einzigen Hindernisses, das er genau beschrieb und nachdrücklich characterisirte, dessen Wegräumung aber nicht in seiner eigenen Macht stand. Wenn dieß geschehe, bemerkte er deutlich, so müsse diese Form von Kirchenregierung in England eingeführt werden. Nach Verlauf weniger Jahre, aber nach seinem Tode trat das Ereigniß, das er bezeichnet hatte, ein und führte Umstände herbei, die er nicht wohl hatte vorhersehen können; sein Nachfolger, der von dieser Vorsorge nichts gewußt, führte dann auf einmal aus, was Gregor unter ähnlichen Umständen beabsichtigt hatte.

Das irische Collegium war diesem Pabst ganz besonders zu Dank verpflichtet. Der verstorbene hochwürdige Bischof

von Dromore, damals Dr. Michael Blake, Pfarrpriester in Dublin, kam um dieses Institut, das zuerst unter der französischen Occupation aufgehoben und hernach dem Collegium der Propaganda einverleibt worden war, wiederherzustellen. Das alte Gebäude auf dem Quirinalischen Hügel wurde als unpassend betrachtet oder war es vermuthlich untauglich für den Zweck, und Pabst Leo XII wies in seinem Breve Plura inter collegia vom 14. Februar 1826 dem neuen Collegium ein kleines Haus, das ehemalige Umbrische Collegium in der Straße Delle botteghe oscure an, dem ein kleineres Kirchlein angehängt war. Dr. Blake war Vorsteher des Collegiums, bis er sein Amt dem hochwürdigen Dr. Boylan überließ, der seinerseits den gegenwärtigen Erzbischof Cullen zum Nachfolger hatte.

Dr. Blake wurde 1833 zum Bischof ernannt, und jetzt, da er dahin gegangen ist um den Lohn zu empfangen, den seine liebenswürdigen Tugenden verdienten, jetzt da die Delicatesse mir keine Verschwiegenheit mehr über Dinge gebietet, die ihm zur Ehre gereichen, kann ich erzählen, was ich aus seinem eigenen Munde über seine Jugendlaufbahn vernommen habe. Als Student in Rom war er, wie er mir sagte, auffallend träge und wurde für dumm gehalten. Dieß kam wenigstens theilweise von einer sehr undeutlichen Sprache und dem Gebrechen des Stammelns her, womit er behaftet war. Eines Tages, als seine Cameraden einen Streit mit einander hatten und er seine Meinung auszusprechen wagte, ließ ihn einer von ihnen hart an mit den Worten: „Was hast du darein zu sprechen? Du bist ja der Dummkopf des Collegiums." Die Wunde war schmerzlich aber heilsam. Der weichmüthige Knabe gab keine Antwort, sondern zog sich mit tiefem Herzeleid in die Einsamkeit zurück. Er stellte

Betrachtungen an über das was man öffentlich zu ihm gesagt hatte, ohne daß Jemand es tadelte, also mit stillschweigender Beistimmung Aller. Ja, in diesem Ruf stand er unter ihnen, diese Meinung hegten selbst seine besten Freunde von ihm. Wenn sie ihm nichts davon gesagt hatten, so war doch Einem jetzt das Wort entfahren. Diesem rauhen Ermahner hätte er dankbar dafür sein müssen, daß er ihm die Wahrheit sagte. Und jetzt was war zu thun? Der Vorwurf mußte getilgt, die schlechte Meinung über ihn mußte umgestoßen werden. Ihre Ursachen mußten, ob sie nun auf Wirklichkeit oder nur auf Einbildung beruhten, um jeden Preis beseitigt werden. Dieß mußte die rastlose Aufgabe seines Schullebens werden; er durfte es nie vergessen.

Er that unverzüglich Schritte in dieser Richtung. Demgemäß schrieb er in deutlichen, keiner Mißdeutung fähigen Buchstaben auf einen Papierstreif die Worte: Dummkopf des Collegiums! und hing diesen Denkzettel an seinen Pult, wo er für Andere unsichtbar war, ihm selbst aber beständig vor Augen schwebte. Während der regelmäßigen Arbeitsstunden blieb der Zettel da; in den Zeiten, die man außer der Studirstube zubrachte, während die Andern ihren Erholungen nachgingen, trug er diesen peinigenden Stachel an seiner Seite. Er nahm eine langsame bedächtliche Sprache an, die er sein Lebenlang beibehielt, und wodurch er sein ursprüngliches Gebrechen vollkommen heilte. Bald stieg er ehrenvoll sowohl in seiner Classe als in der Achtung seiner Mitschüler — dieser strengsten aber zuverlässigsten Richter — die jedoch nichts von dem Zauber wußten, der das Geheimniß seines Erfolges bildete. Und so machte er alle Ehrengrade seines geheiligten Berufes bis zu seiner höchsten er-

reichbaren Würde durch. Oft habe ich gefunden, daß diese Anecdote sehr geeignet war einen kleinmüthigen Studenten aufzurichten, obschon ich natürlich den Namen niemals sagte.

Im Jahr 1836 wies Gregor dem irischen Collegium ein weit geräumigeres Haus mit einem bedeutenden Garten an. Aber was den Hauptwerth desselben bildete, ist die damit verbundene Kirche, die nichts Geringeres ist als die alte Domkirche der heiligen Agatha in Suburra, von welcher St. Gregor der Große selbst uns in seinen Dialogen erzählt, daß er sie unter eigenthümlichen und schauderhaften Umständen von dem Schandfleck des Arianismus gesäubert habe. Es ist die Diaconalkirche des Cardinals Antonelli, der sie mit großer Liberalität renoviren und sehr verschönern ließ.

Gegen das englische Collegium bewies sich Gregor XVI fortwährend äußerst gütig. Er besuchte es zweimal; einmal während meiner Vorsteherschaft unter folgenden Umständen. In Folge einer Güte, um welche ich durchaus nicht nachgesucht, hatte er mich zweimal in seinem Hause als Kammerherrn angestellt, zuerst mit dem Ehrentitel und dann im vollen Grad. In beiden Fällen hatte ich von dem Gnadenact erst gehört, nachdem er vollzogen war, und es durften keine Gebühren dafür bezahlt werden. Dieses Amt, mit welchem kein Gehalt verbunden ist, verschaffte bei allen öffentlichen Verrichtungen den vielleicht günstigsten Platz zum Zusehen. Am 2. Februar 1837, dem Jahrestag der Erwählung des Pabstes, schritt ich eben nach meinem Platz in der sixtinischen Capelle zu, als eine Stimme mir ins Ohr flüsterte, daß Seine Heiligkeit am folgenden Tag in der Frühe unser Haus zu besuchen gedenke. Es war einer seiner unmittelbaren Diener, der nicht wünschte, daß wir überrascht werden sollten, und daher rechtzeitig warnte, denn sonst hätten

wir die Nachricht erst am Abend erfahren und die geeigneten Vorbereitungen nicht mehr treffen können. Demgemäß wurde Alles bei guter Zeit in Bereitschaft gesetzt. Das Collegium, das ein edles Gebäude ist, hatte eine Reihenfolge großer Hallen, wohl geeignet selbst einen Pabst zu empfangen. Die erste war just mit Etwas geschmückt worden, was man bis jetzt in Rom nicht gesehen, mit einer aus England gekommenen Sammlung großer Landkarten, die an Rollen hingen; die zweite enthielt eine Anzahl schätzbarer Gemälde; die dritte war die Bibliothek. In der ersten war ein Thron errichtet, auf welchem der Pabst die Bewohner des Hauses und einige wenige hastig zusammengebrachte Freunde empfing. Bei solchen Gelegenheiten ist es eine gute Sache, daß keine Adresse überreicht und keine förmliche Antwort ertheilt zu werden braucht; mit andern Worten daß man mit jenen gemeinplätzlichen Redensarten verschont bleibt, mit denen man auf der einen Seite so viel und auf der andern so wenig als möglich zu sagen bemüht ist. Eine zwanglose Vertraulichkeit und Freiheit bezeichnet jeden solchen Verkehr zwischen Souverän und Unterthan. Unschuldige Gegenantworten, heitere Anecdoten und noch mehr fröhliches Gelächter sind nicht verwehrt und werden nicht zurückgehalten. Die Thronfunction war daher bald vorüber, und Gregor unterhielt sich, in der Bibliothek sitzend, in seiner gewöhnlichen gutmüthigen Weise mit Allen die um ihn her standen. Er hatte auf die eine oder andere Art Nachricht von vielen andern Importationen aus England erhalten, die ich 1836 bei einem Besuch in diesem Lande gemacht hatte, und er äußerte seine Absicht sie alle in Augenschein zu nehmen. So besuchte er jeden Theil des Hauses und ergötzte sich mit sichtlicher Lust an vielen Dingen ausländischen Gebrauches,

ganz besonders an der Biermaschine, womit wir unseres Theils die Erzeugnisse der Weinrebe heraufpumpten. Und kaum weniger Spaß machte ihm eine riesige Medicinkiste, welche der Obermeister in solchen Waaren in London für die größte und vollständigste erklärte, die er jemals gemacht, während die ihr zunächstkommende für den Kaiser von Marocco bestimmt gewesen war. Die Fläschchen, welche die unerforschlichen Gemische der Londoner Pharmacopöe enthielten, mit ihren einladenden goldenen Zettelchen, die glänzende Vollendung aller Theile, die zierliche Anordnung und die pünctliche Verpackung überwanden beinahe jenen unwillkürlichen, das Fleisch überschleichenden Schauder, womit ein gewöhnlicher Mensch eine große Sammlung von Dingen betrachtet, die in diesem Zustand und von gesunden Leuten einfach Apothekerwaaren genannt werden, in einer kleinen Phiole neben dem Bett aber sich in Arzneien verwandeln.

So vergingen die Morgenstunden angenehm in einem langen heitern Besuch, ohne Etikette oder Förmlichkeiten, bis die Thüre erreicht und ein freundliches Lebewohl gesagt wurde, worauf die königlichen Wägen nach irgend einem andern Platze fortjagten, der gleichfalls zu einem dieser Carnevalsbesuche ausersehen worden. Natürlich durfte das Ereigniß dieses Tages nicht aus dem Gedächtniß entschwinden, sondern wurde üblicher Maßen durch folgende Inschrift in Erinnerung gehalten und verewigt:

GREGORIO. XVI. PONT. MAX.
CATHOLICAE. RELIGIONIS. PROPAGATORI
QUOD. III. NONAS. FEBRUARIAS. AN. M. D.CCC. XXXVII.
COLLEGIUM. ANGLORUM. INVISENS
ALUMNOSQUE. ADLOQUIO. ET. OMNI. BENIGNITATE.
SOLATUS
STUDIOSISSIMAM. ANIMI. VOLUNTATEM
IN. CATHOLICOS. ANGLOS. UNIVERSOS
PUBLICO. HOC. TESTIMONIO. DECLARAVIT.
NICOLAUS. WISEMAN. COLLEGII. RECTOR
IIDEMQUE. ALUMNI
AD. MEMORIAM. AUSPICATISSIMI. DIEI
IN. ANGLORUM. CATHOLICORUM. ANIMIS. ALTE.
DEFIXAM
POSTERITATI. COMMENDANDAM
THOMA. WELD. PRESB. CARD. PATRONO. SUFFRAGANTE
DEVOTI. SANCTITATI. MAJESTATIQUE. EJUS.

Eine andere Marmorplatte verzeichnet einen zweiten Besuch, womit das Collegium im Jahr 1843 beehrt wurde, aber dieser liegt jenseits der Gränzen persönlicher Erinnerung.

Und jetzt kommen wir zu unseren Schlußseiten, die um so schwieriger werden, je angenehmer sie dem Verfasser sind. Denn sie müssen mit den mehr persönlichen, von blos officiellen Reminiscenzen verschiedenen Eindrücken ausgefüllt werden, welche der Character dieses Pabstes hinterlassen hat. Dieß kann nur durch allgemeine Bemerkungen geschehen. Laßt mich also wiederholen, daß die Bekanntschaft mit diesem Pabst so wie mit keinem andern vor ihm begonnen hat, so lange er eine untergeordnete Stellung einnahm und Niemand an ihn als den zukünftigen Souverän dachte. Ich hatte häufig Gelegenheit ihn als Präfecten der Propaganda

im Amte zu sehen, und ich fand ihn höchst einfach in seinen Gewohnheiten und gütig in seinem Verkehr. Die Klarheit seiner Anschauungen und die Raschheit seiner Wahrnehmung machten geschäftliche Unterhandlungen mit ihm leicht und angenehm. Hattet Ihr sein Vertrauen einmal in solchen Gegenständen gewonnen, die Eurer eigenen Sphäre specieller angehörten, so erstreckte es sich leicht auch über andere Gegenstände. Ich könnte mehrere Beispiele für diese Leichtigkeit anführen, die sich auch noch in seiner Regierungszeit forterhielt. Nicht blos konnte man an gewöhnlichen Tagen und in üblichen Stunden ohne Mühe eine Audienz erhalten, sondern sie wurde beinahe zu jeder Zeit, wenn das Vorzimmer geschlossen wurde, und an Tagen, die sonst für Privatbeschäftigung vorbehalten waren, huldreich gewährt. Es war in der That nichts Ungewöhnliches, daß man an solchen Tagen beschieden wurde, mit dem ausdrücklichen Befehl sogleich und in gewöhnlicher Kleidung nach dem Palast zu kommen. Ich erinnere mich, wie mir diese vertrauliche Güte einmal sehr zu Statten kam. Ich wurde im Jahr 1835 beauftragt einen Cursus von Vorlesungen, auf die bereits angespielt worden ist, in den Gemächern des Cardinals Weld zu halten. Sie wurden von einer sehr zahlreichen und hochgebildeten Zuhörerschaft besucht. An einem Vorlesungstag war ich verhindert worden meinen Vortrag rechtzeitig niederzuschreiben, und arbeitete jetzt gewaltig, um die verlorene Zeit hereinzubringen, aber vergebens. Viertelstunde um Viertelstunde flog rasch dahin, ohne daß meine Arbeit verhältnißmäßig voranschritt. Die fatale Stunde zwölf war stark im Anzug, und ich wußte nicht, welche Entschuldigungen ich vorbringen oder wie ich den wichtigen noch ungeschriebenen Theil meiner Aufgabe anders als durch eine lahme Repeti-

tion ersetzen sollte, denn es war ein Inhaltsverzeichniß der Vorträge gedruckt und in Umlauf gesetzt worden. Just als der letzte Augenblick herankam, hielt ein Hofwagen vor der Thüre, und ich wurde ersucht sogleich einzusteigen, da Seine Heiligkeit mich zu sprechen wünsche. Dieß war in der That ein Deus ex machina, die einzige und letzte Möglichkeit mich aus meiner Verlegenheit zu retten. Ein Bote wurde abgeschickt, um die sich versammelnde Zuhörerschaft von der unerwarteten Ursache in Kenntniß zu setzen, welche die Vertagung unserer Sitzung auf den nächsten Tag nothwendig mache. Der Grund, warum ich beschieden worden, war höchst unbedeutend, und Gregor ahnte nicht, welchen Dienst er mir unabsichtlich leistete. Sic me servavit Apollo.

Aber hier muß ich aufhören. Der Empfang bei allen solchen Gelegenheiten war herzlich und höchst väterlich. Eine Umarmung trat an die Stelle ceremoniöser Eintrittsformen; manchmal wurde die Zeit mit einer langen vertraulichen Besprechung, wo man neben einander saß, ausgefüllt, ein andermal wieder durch einen Besuch in den Penetralia der päbstlichen Wohnung, einer kleinen Reihenfolge von Entresols, die durch eine innere Treppe in Verbindung standen. Dort hatte Gregor seine ausgewählteste Büchersammlung aus allen Theilen der Welt in schönen Einbänden, und er fragte über englische Werke, die darin waren; er hatte da auch viele ausgesuchte Juwelen von Kunst, sowohl Miniaturen und Copien als Originalgemälde. Mittheilen zu wollen, was ich von ihm bei solchen Besuchen zu hören das Glück hatte, hieße ein heiliges Vertrauen verrathen. Aber viele und aber viele Worte, die damals gesprochen wurden, treten in Zeiten der Unruhe vor den Geist wie Sterne, die nicht blos an und für sich glänzend sind, sondern durch ihr Wiederstrah-

len aus der Dunkelheit ihres Spiegels noch glänzender werden. Es waren zauberhafte Meisterworte nach Ereignissen, Versprechungen und Weissagungen, die stets in Erfüllung gegangen sind, Zusicherungen und Aufmunterungen, die sich niemals als nichtig erwiesen haben. Zahllose Begünstigungen und huldreiche Acte, so viele unerwartete und unverdiente Beweise von Güte, eine so fortgesetzte Vertraulichkeit des Verkehrs, wie ich sie von der herablassenden Freundlichkeit dieses Pabstes genossen, machen, daß er mir mehr wie ein Vater als wie ein Souverän vor Augen schwebt. Die unbeschränkteste und warmherzigste Aufmunterung in meinen literarischen oder kirchlichen, obschon an sich werthlosen Studien; Beweise von Vertrauen auf meine Ehrlichkeit, wenigstens in Sachen von größerer Wichtigkeit, als die meinigen je sein konnten; andere schon beschriebene Zeichen seiner Gunst, selbst wenn sie nothwendig zu einer Trennung von ihm führten, die wenigstens für mich schmerzlich war: alles Das wirkt zusammen, daß ich an Gregor mit andern Gefühlen denke als an irgend einen seiner Vorgänger; nicht mit tieferer Verehrung als ich für Pius VII hege; nicht mit wärmerer Dankbarkeit als ich Leo XII widme; nicht mit aufrichtigerer Ehrfurcht als ich vor Pius VIII empfinde; sondern mit einem Gefühl, das näher mit Neigung verwandt ist und den engen Kreis häuslicher Beziehungen nicht häufig überschreitet. Ein anderes Gefühl ergebenster Anhänglichkeit bleibt fortwährend einem Manne bewahrt, dessen Lob sich niemals, wie ich aufrichtig bete, auf die Schranken einer bloßen Erinnerung aus der Vergangenheit begrenzen wird oder begrenzen kann.

Auch der Schluß von Gregors Regierung, seine letzten Jahre und sein erbauliches Ende gehören nicht in den Be-

reich dieser unvollkommenen Aufzeichnungen. Wenn meine geneigten Reisegefährten durch die Vergangenheit Etwas darüber zu erfahren wünschen, so müssen sie die gemeinsame Mutter aller Gläubigen zu Rathe ziehen, welche die Thaten und Tugenden ihrer Päbste, die ihnen Allen Väter sind, in ihrem bessern Gedächtniß aufbewahrt.

Hactenus annorum, Comites, elementa meorum
Et memini, et meminisse juvat; — scit caetera Mater.

Statius.

Schöllhorn

Wiseman, Nicholas Patrick,

Erinnerungen an die vier letzten Päbste und an Rom während ihrer Regierungszeit

Schaffhausen 1858